

ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALMEDIZIN, SEXUALTHERAPIE UND SEXUALWISSENSCHAFT

Deutsche
Gesellschaft
für Sexualmedizin
Sexualtherapie und
Sexualwissenschaft

Sexuologie

ISSN 0944-7105
Band 21 / 2014
S. 109-216

3-4

Schwerpunkt

Transformationen des Sexuellen



Herausgeber: Ch. J. Ahlers, Berlin · K. M. Beier, Berlin · M. Dietrich, Ravensburg · A. Gauruder-Burmester, Berlin · F. Hausmann, Kappelrodeck · F. M. Köhn, München · A. Korte, München · D. Rösing, Stralsund

www.sexuologie-info.de

In Kooperation
mit der
Österreichischen
Akademie für
Sexualmedizin

Sexuologie

Hrsgg. von der Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft

INHALT

Editorial

- 111 Dimensionen der Transformation

Rainer Alisch

Themenschwerpunkt – Transformationen des Sexuellen

- 113 Digitale Schönheit – Avatare, Geschlechterideale und das Uncanny Valley

Simon Strick

- 119 Geschlechtsidentitätsstörungen im islamischen Kulturkreis

Graf Popken, Michal Otcenasek, Annett Gauruder-Burmester

- 125 „Fundamentale Übergriffigkeit“ – Sexualität, Kinder, Wissen

Insa Härtel

- 135 Über die zunehmende Technisierung der menschlichen Sexualität
und die Auflösung der sexuellen Identität – Interview mit Georg Seeßlen

Reinhard Jellen

- 139 Sexuelle Vielfalt und die Polarität der Geschlechter –

Ein Beitrag zur Philosophie der Sexualität

Ferdinand Fellmann

- 146 Paare im Panikraum

Petra Gehring

- 155 „Ich“ und „meine beste Freundin“ – Facetten online inszenierter Mädchenfreundschaften

Martin Voigt

Fortbildung

- 161 Kinderwunsch bei sexualmedizinischen Indikationen – Zwei Fallbeispiele

Frank-Michael Köhn, Dorette Poland

- 165 Themenzentrierte Selbsterfahrung in der Gruppe

Dorette Poland

Zur Diskussion

- 167 Königskinder und das tiefe, trübe Wasser – Zum deutschen „Inzestverbot“

Heinz-Jürgen Voß, Matthias Zaft

Historia

- 175 Phantasma „weiblicher Kreuzschmerz“ – Ein Blick in die Geschichte

Florian G. Mildenberger

-
- 179 Zur Psychologie des Unheimlichen
Ernst Jentsch
- Aktuelles
- 185 Nachruf auf Reinhard Wille
Klaus M. Beier, Hartmut A.G. Bosinski
- 189 Nachruf auf Martina Weiß
Norbert Christoff, Dirk Rösing
- 191 Die „Paar-Gottheit“ der Mapuche-Indianer im Kontext kultureller und sozialer Transformationen
Lennart Beier, Ayya Mihova
- 199 Rezensionen
- 215 Programm der Jahrestagung der DGSMW im März 2015

Anschrift der Redaktion

Rainer Alisch, Redaktion der Sexuologie, Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin des Universitätsklinikums Charité, Luisenstrasse 57, D-10117 Berlin, Tel.: 030 / 450 529 301 (Fax: -529 992), e-mail: sexuologie@dgsmtw.de

Anzeigen: MediaService Marschall, AnzeigenMarketing, Tel. 030-818 779 80, Fax: 030-818 779 77, www.mediamarschall.de, info@mediamarschall.de

Anzeigenpreise: Gültig ist die Preisliste vom 1. Januar 2014

Lieferkonditionen (2014): Volume 21 (1 Band mit 4 Heften, Auslieferung in zwei Doppelheften)

Abopreise* (2014): Deutschland, Österreich, Schweiz: Institutionelle Abnehmer 156,00 €; Einzelpersonen 90,00 €; Student_innenabo 30,00 €, für Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft ist ein Abonnement im Mitgliedsbeitrag von 120,00 € enthalten

* Die Preisangaben sind unverbindliche Preisempfehlungen. Preisänderungen müssen wir uns vorbehalten. Alle Preise verstehen sich exklusive Versandkosten. Bei der Rechnungsstellung wird Umsatzsteuer gemäß der zum Rechnungszeitraum geltenden Richtlinien erhoben. Kunden in den EU-Ländern werden gebeten ihre Umsatzsteuernummer anzugeben.

Abonnements: Redaktion der Sexuologie, Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin des Universitätsklinikums Charité, Luisenstrasse 57, D-10117 Berlin, Tel.: 030 / 450 529 301 (Fax: -529 992), e-mail: sexuologie@dgsmtw.de

Kündigung von Abonnements: Abonnements laufen jeweils für ein Kalenderjahr und werden unbefristet bis auf Widerruf verlängert, falls nicht bis zum 31. Oktober des Jahres gekündigt wird.

Bankverbindung: Deutsche Ärzte und Apothekerbank, Account No. 010 8784647 (BLZ 300 606 01);

IBAN: DE40 30060601 0108784647; BIC/SWIFT: DAAEDED3

Bitte geben Sie bei der Zahlung Ihre vollständigen Daten an.

Copyright: Alle Artikel, die in dieser Zeitschrift veröffentlicht werden, sind urheberrechtlich geschützt, alle Rechte vorbehalten. Ohne schriftliche Erlaubnis der Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft ist es verboten, Teile der Zeitschrift in irgendeiner Form zu reproduzieren. Dies beinhaltet ebenso die Digitalisierung, als auch jede andere Form der elektronischen Weiterverarbeitung, wie Speichern, Kopieren, Drucken oder elektronische Weiterleitung des digitalisierten Materials aus dieser Zeitschrift (online oder offline). Für den allgemeinen Vertrieb von Kopien für Anzeigen- und Werbezwecke, für die Neuzusammenstellung von Sammelbänden, für den Wiederverkauf und andere Recherchen muss eine schriftliche Erlaubnis von der Akademie eingeholt werden.

Satz: Rainer Alisch · www.rainer-alisch.de
Coverentwurf: Josephine Rank · www.josephinerank.de
Coverfoto: brokenrobotgirl, Tamar Levine & Rob Scheridan
Nutzung nach Creative Commons Lizenz

Die Redaktion war bemüht, sämtliche Rechteinhaber von Abbildungen zu ermitteln. Sollte dennoch der Nachweis der Rechtsinhaberschaft geführt werden, wird das branchenübliche Honorar gezahlt.

Druckerei, Bindung: Gutenberg Druckerei GmbH Weimar

(∞) Seit Band III, Heft 1 (1996) erfüllt das Papier, das für diese Zeitschrift genutzt wurde, die Anforderungen von ANSI/NISO Z39.48-1992 (Beständigkeit von Papier).
Hergestellt in Deutschland

Alle Rechte vorbehalten.

© Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft



Dimensionen der Transformation

Liebe Leserinnen und Leser,

„Ich steh nicht auf alles, was eine Batterie hat“ – lautet eine der verstörenden Sätzen in der schwedischen Fernsehserie *Real Humans – Echte Menschen*. Die Serie spielt in einer Welt, in der die Grenze zwischen Mensch und Maschine soweit verschwimmt, dass dies auch ins „transhumane“ Begehren führt. Tobias, Sohn in der Familie Engmans, die die offene schwedische Gesellschaft repräsentiert, verliebt sich nach anfänglicher Abwehr in die Hubot-Frau Mimi – in einen menschen-ähnlichen Roboter – und muss das Coming out dieser sexuellen Präferenz durchleben.

Doch die Serie ist mehr als nur spektakuläre Science-Fiction. Wozu Mimi eigentlich gut sei, fragt ein weiterer in der Familie „lebender“ Hubot einmal. „Zu nichts“ antwortet das dem Müßiggang fröhnende Familienoberhaupt – nämlich so wie er – und erklärt auf diese Weise, worin sich Menschenwürde begründet: keinem Zweck unterworfen zu sein.

Die an dieser Stelle eingeebnete Differenz von Mensch und Maschine, bildet das tragende Element der Serie, deren filmische Brillanz unter anderem daraus resultiert, wie sie sich an der Umsetzung dieser Differenz entlangtastet: Die Hubots agieren wie Menschen, aber man sieht, dass es keine echten sind. Zwar verhalten sie sich „normal“, aber eben auf eine „unnormale“, unnatürliche Art.

Was jedoch bestimmt die Grenze zwischen „normal“ und „unnormale“? Die Thematik der *Transformation des Sexuellen* aufzunehmen, impliziert diese Frage und sie bestimmt auch die zu diesem Thema versammelten Beiträge.

Simon Strick schlägt einen Bogen zu *Ernst Jentsch*, einem Klassiker des „Unheimlichen“, dessen Text wir nochmals abdrucken. Das „Unheimliche“ – wie es Strick rekonstruiert – entsteht als Phänomen der Schwelle. Dort wo das Künstliche je menschenähnlicher es erscheint, desto unheimlicher wirkt, verschiebt sich die Normalität ins Ambivalente, mit der Folge, dass einem die, die man beispielsweise im „natürlichen“ Geschlecht heimisch glaubte, unheimlich werden.

Der Fragilität des „Natürlichen“ geht auch der Beitrag von *Gralf Popken*, *Michal Otcenasek* und *Annett Gauruder-Burmester* am Fallbeispiel einer geschlechtsangleichenden Operation nach, wobei die Spezifik dieses Falls darin besteht, dass sich dies unter kulturellen Gegebenheiten vollzieht, unter denen wir dies nicht vermuten würden – im islamischen Kulturraum.



Die Befindlichkeiten von Jugendlichen, die die Schwelle zum Erwachsenwerden überschreiten, thematisieren zwei weitere Texte. *Insa Härtel* verfolgt unter dem Konzept der „Übergriffigkeit“ einen sexuell konnotierten Normalitätsdiskurs, wie er der Unterschicht zugeschrieben wird, und *Martin Voigt* folgt den Ursachen eines egozentrisch-emotional aufgeladenen Beziehungshandeln in Mädchenfreundschaften.

Auf höchst unterschiedliche Weise fungiert der französische Philosoph Michel Foucault als Referenz für die Frage, welche Bindungsenergien das „Sexuelle“ freizusetzen vermag. Während *Ferdinand Fellmann* der foucaultschen Episteme lediglich historisch kontingente Bedeutung zuerkennt und auf eine normsetzende biologisch bedingte Geschlechter-Polarität rekurriert, zeichnet *Petra Gehring* in der Perspektive dieser Episteme die Entwicklung zum „neonormalem“ Paar nach – und seiner „Sorge“ um das Kind.

Georg Seeßlen hat in drei Bänden zu den *Sex-Fantasien in der Highech-Welt* die Bilder zusammengetragen, die sich die populäre Kultur macht, vom Post-Menschen mit seinen Konflikten zwischen dem Maschinellen und dem Sexuellen. Im hier abgedruckten Interview geht er auch der Frage nach, inwieweit Sex-Spielzeuge ein Mittel sind, um die „normale“ Sexualität zu überschreiten.

Man könnte den Transformationen unseres sexuellen „Selbst“ wie es die kurz angerissenen Beiträge ahnen lassen mit skeptischer Zurückhaltung begegnen oder sich ihnen hoffnungsfroh entgegensehen, würden sie nicht mit der globalen Dimension unseres Naturverhältnisses korrespondieren. Denn in dieser Perspektive stellt sich die Frage nach den Transformationen als eine nach den Grenzen: Wann wird unser Raubbau an den verschiedenen Sphären der Erde, diese in jene Realdystopie verwandeln, die wir als Blockbuster wie *Avatar – Aufbruch nach Pandora* oder *Interstellar* bislang fasziniert genießen, während draußen die „Dienste“, mittels globalisierten Datenklau das Ganze (noch) unter Kontrolle halten.

Rainer Alich (Redaktion)



Phantasmata: Techniken des Unheimlichen

Hg. v. Fabio Camilletti, Martin Doll, Rupert Gaderer & Jan Niklas Howe

Wien/Berlin: Turia+Kant, 2011

298 S., br., 32,00 €

Nach mehr als neunzig Jahren spukt das "Unheimliche" noch immer. Quer über verschiedene wissenschaftliche Disziplinen gehört es zu den schillerndsten Termini gegenwärtiger Theoriebildung. Es bezeichnet eine seltsame Nähe zwischen Wissen und Nichtwissen, erscheint als etwas Vertrautes in fremder Gestalt oder als etwas Fremdes mit vertrauten Eigenschaften. "Phantasmata. Techniken des Unheimlichen" setzt bei Sigmund Freuds psychoanalytischem Modell an, verfolgt seine historische Genese und zeichnet seine heterogene Entwicklung nach. Der besondere Fokus liegt auf der Verschränkung des "Unheimlichen" mit "Techniken": Zum einen werden literarische, mediale und soziale Praktiken der Evokation des Unheimlichen untersucht; zum anderen wird gefragt, inwiefern diese Techniken wiederum als Denkfiguren zum Verständnis epistemologischer, ästhetischer und politisch-sozialer Bedingungen des Unheimlichen beitragen können. Im Zentrum stehen dabei die markierten Spannungen zwischen dem Gewohnten und dem Ungewohnten, Vertrauten und Unvertrauten, Bekannten und Unbekannten.

Unter diesen Aspekten versammelt der Band Forschungsbeiträge aus Medien-, Literatur-, Kunst- und Kulturwissenschaften, Philosophie, Psychoanalyse und Soziologie.



Hertha Richter-Appelt, Timo O. Nieder (Hg.)

Eine kommentierte Herausgabe der Standards of Care der World Professional Association for Transgender Health

Psychosozial-Verlag 2014, Buchreihe: Beiträge zur Sexualforschung

203 Seiten, br., 24,90 €

Um die Gesundheit von transsexuellen, transgender und geschlechtsnichtkonformen Menschen zu verbessern, gibt die World Association for Transgender Health (WPATH) seit 1979 Versorgungsempfehlungen heraus. Die siebte Version der Standards of Care bietet sowohl psychotherapeutischen und ärztlichen Fachkräften aus den Bereichen Endokrinologie, Gynäkologie, Urologie und plastischer Chirurgie als auch interessierten Laien einen anwendungsorientierten Überblick.

Von der ersten bis zur nun vorliegenden siebten Ausgabe hat sich ein grundlegender Wandel der Perspektiven vollzogen. Zunächst stand die Absicherung des Gesundheitspersonals im Vordergrund: Die Versorgungsempfehlungen sollten sicherstellen, dass nicht fälschlicherweise geschlechtsangleichende Maßnahmen wie gegengeschlechtliche Hormontherapie und chirurgische Interventionen indiziert werden. Heute liegt der Schwerpunkt auf der nachhaltigen Linderung des Leidensdrucks, der als Geschlechtsdysphorie bezeichnet wird und aus der Unvereinbarkeit der körperlichen Geschlechtsmerkmale mit dem Geschlechtererleben resultiert

Digitale Schönheit – Avatare, Geschlechterideale und das Uncanny Valley*

Simon Strick

Digital Beauty – Avatars, Gender Ideals and the Uncanny Valley

Abstract

The „Uncanny Valley“ – the valley of the uncanny – is a term used in robotics and digital animation. It refers to the observation that artificially created characters (avatars, robots) have an increasingly uncanny effect the more closely they resemble humans. Realism and beauty suddenly become opposites and seem artificial and threatening. Since at present our ideals of beauty are shaped more by photoshop and computer processing than by natural beauty, the question arises: when will we too cross over the border of artificiality and enter the Uncanny Valley. Plastic surgery, 3D-animation, computer-supported facelifts, digitally animated pop stars – the article paces off the uncanny valley between artificiality and humanness into which our ideas of beauty can lead.

Keywords: Uncanny Valley, Masahiro Mori, Ernst Jentsch, Cosmetic surgery, Gender difference, Turing-test

Zusammenfassung

Das „Uncanny Valley“ – das Tal des Unheimlichen – ist ein Begriff aus der Robotik und der digitalen Animation. Es bezeichnet das seltsame Phänomen, dass künstlich geschaffene Figuren (Avatare, Roboter) desto unheimlicher wirken können, je menschenähnlicher sie sind. Realismus und Schönheit schlagen in ihr Gegenteil um und wirken artifiziell und bedrohlich. Da unsere Schönheitsideale derzeit mehr von Photoshop und Computerbearbeitung als von natürlicher Anmut gekennzeichnet sind, stellt sich die Frage, wann wir selbst das Uncanny Valley betreten und die Grenze zur Künstlichkeit überschreiten. Plastische Chirurgie, 3D-Animation, computergestützte Facelifts und digital animierte Popstars – der Text schreitet das unheimliche Tal zwischen Künstlichkeit und Menschlichkeit ab, in das unsere Vorstellungen vom Schönsein führen können.

Schlüsselwörter: Uncanny Valley, Masahiro Mori, Ernst Jentsch, Schönheitsoperationen, Geschlechterdifferenz, Turing-Test

Auf meinem Computer ist eine Computerstimme installiert, mit Namen Alex. Alex kann mir Texte, Befehle und Informationen auf Englisch vorlesen. Er verfügt über Sprachmelodie,

* Vortrag im Museum für Kommunikation in Berlin vom 14.1.2014.

seine Stimme geht nach oben, wenn er eine Frage vorliest. Und, wie man beim genaueren Hören feststellen kann, er atmet. Genauer gesagt, haben die Programmierer_Innen von Alex eine Routine eingebaut, die in regelmäßigen Abständen Atemgeräusche in den gesprochenen Text einlagert. Bemerkt man dies, ist man etwas verwirrt, da Alex ja aus Code, aus Algorithmen, aus Daten besteht. Er hat keinen Körper, und somit auch keinen Atem. Die Atemroutine dient demnach der Simulation einer Körperlichkeit, welche die Maschine menschenähnlicher machen und ihre Benutzung weniger fremd erscheinen lassen soll. Hört man Alex allerdings längere Zeit zu und lässt man ihn darüber hinaus Fragen stellen wie „Am I beautiful?“, „Will I ever be a real person?“, so entsteht ein unheimliches Gefühl. Das Atemgeräusch zwischen den Worten wird zu einem Seufzen, zu einem Ausdruck von Traurigkeit, der uns unheimlich erscheint.

Dieses unheimliche Gefühl, das menschenähnliche Maschinen auslösen können, hat der japanische Roboteriker Masahiro Mori bereits in den 70er Jahren beschrieben. Laut Mori werden Maschinen uns mit einem zunehmenden Grad an Menschenähnlichkeit vertrauter. Je mehr der Designer oder Konstrukteur sie anthropomorph gestaltet, desto eher fassen wir Vertrauen zum Automaten. Allerdings nur bis zu einem gewissen Grad, so stellte Mori fest. Denn ab einer bestimmten Schwelle der Ähnlichkeit, beschleicht uns ein Gefühl des Unheimlichen und wir beginnen der Maschine zu misstrauen, gruseln uns vor ihr und sind sogar von ihr abgestossen. Mori nannte diesen Effekt des plötzlichen Vertrauensabfalls das Uncanny Valley, also das Tal des Unheimlichen (Abb. 1).

In seiner Veranschaulichung des Uncanny Valley veranschlagt Mori ein Formen-Kontinuum vom Industrieroboter (links) bis zum Idealbild des „gesunden Menschen“ (rechts). Im Tal des Unheimlichen, das dieses Kontinuum unterbricht, tummeln sich mit Grusel und Tod assoziierte Entitäten: die Prothese, die eine verlorene Hand ersetzt, der Zombie, die Leiche. Auf dem Weg vom mechanisch gestalteten Roboter zum perfekten Abbild fallen die menschenähnlichen Maschinen also in ein Tal, wo wir ihnen mit Skepsis und Abscheu begegnen, wo sie uns unheimlich – uncanny – sind.

Moris Theorie entstand in den 70er Jahren als Spekulation zur Zukunft der Prothesenherstellung und wurde rasch vergessen. Seit dem Aufkommen von technologisch produzierten Androiden, sei es als tatsächliche Roboter in

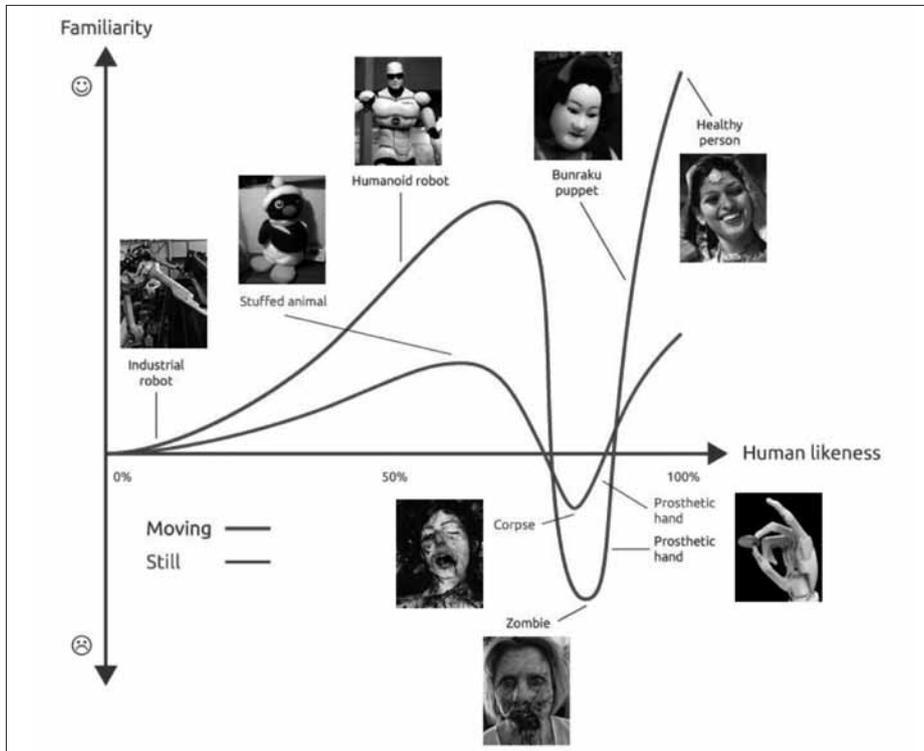


Abb. 1: Beispiel für eine graphische Darstellung des Uncanny Valley

der Altenpflege oder als digital erstellte Figuren im Animationsfilm, wird Moris These jedoch heftig diskutiert und gilt als Basistext des Nachdenkens über humanoide Maschinen, digitale Avatare und das Verhältnis von Menschlichkeit, Technologie und äußerem Eindruck.

Unter den Neuerungen, die Moris Konzept seit dem Jahr 2000 erfahren hat, ist auch eine Anwendung der These auf lebende Menschen, die ihre Körper und ihr Aussehen durch z.B. plastische Chirurgie selbst technisiert haben. Der amerikanische Interfaceforscher Frank MacDorman beschreibt z.B. den jugendlichen Michael Jackson als Idealbild des vertrauten, gesunden Menschengesichtes, während er den durch kosmetische Operationen veränderten, erwachsenen Michael Jackson als Beispiel für jene Körper nennt, die vom Unheimlichen überschattet werden.

Es stellt sich also zunächst die Frage, inwiefern wir durch eine Verkünstlichung unseres Äußeren selbst zu potentiell unheimlichen Wesen werden können? Ich möchte daher zuerst mit Ihnen über das Verhältnis von Unheimlichem und Schönheit, insbesondere im Verhältnis zu einer technisch produzierten oder augmentierten Körperform, nachdenken.

Dazu etwas Etymologie. Das Wort ‚uncanny‘ leitet sich her vom altenglischen ‚can‘, oder auch ‚cunning‘, verwandt mit dem germanischen Wort ‚konnen‘, heute ‚können‘. Diese Wörter bezeichnen gemeinhin ein weitreichendes Wissen über einen Gegenstand. The ‚canny person‘ ist jemand, der sich mit etwas sehr gut auskennt. ‚Uncanny‘ dagegen ist das Unbekannte, oder das Ungewusste. Auch das deutsche ‚Unheimlich‘ verweist auf

Dinge, die sich ausserhalb des uns Bekannten abspielen. Das Unheimliche ist schlicht das, so schreibt der Psychologe Ernst Jentsch 1906, worin wir nicht heimisch sind (vgl. dazu seinen Aufsatz auf den Seiten 179–184) dieses Heftes). Unheimlich ist, was in unserem gewohnten Umfeld auftaucht und Spuren eines Aussen trägt, das wir nicht zu denken wagen. Es ist das, was wir nicht bewohnen können, an das wir uns nicht gewöhnen können. Das Unheimliche ist, wie Jentsch schreibt, ein Gebiet wo uns schlicht die Orientierung fehlt.

Dass uns die Schönheit und das schöne Gesicht nicht unheimlich erscheint, läge nach dieser Definition darin begründet, dass wir uns mit dem Schönen gut auskennen. Das Schöne wäre nicht das Ausserordentliche, sondern das der Ordnung Entsprechende. Das Schöne ist das Gewohnte. Das was wir selbst meinen zu bewohnen, der Bereich, in dem wir gut orientiert sind.

Sigmund Freud beschreibt in seinem Text über das Unheimliche von 1919¹, wie ihm im Schlafabteil eines Nachtzuges plötzlich die ungepflegte und äußerst unangenehme Erscheinung eines alten Schulmeisters im Schlafrock entgegentritt. Als er die häßliche Figur des Abteils verweisen will, stellt er fest, dass er sein eigenes Spiegelbild angegangen ist. Wir vermuten uns nicht im Häßlichen und Unangenehmen, so ließe sich aus dieser Anekdote schließen. Wo wir sind, ist das Gefällige. Im Schönen sind wir heimisch, so meinen wir.

¹ Das Unheimliche, 1919, in: Imago. Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften V, 324, Fn 13.

Über die kosmetische Chirurgie schreibt der Kulturhistoriker Sander Gilman entsprechend, dass ihr ideales Ergebnis nicht die blendende, perfekte Schönheit ist, sondern vielmehr das Gesicht, das reibungslos in der Menge untertauchen kann. Die Schönheitschirurgie produziert ihrer Anlage nach Gewohntes: Sie dient zur Glättung von entfremdenden Falten im bekannten Gesicht, zur Einpassung von vermeintlich unpassenden Körperformen in ein gefälliges Muster. Die kosmetische Chirurgie ist somit nicht Agent der Schönheit, sondern der Norm, der Normalität. Sie ist eine Technologie der Normalisierung und der Anonymisierung. Der schöne Mensch ist der normale Mensch oder eben, so Gilman, der möglichst Unsichtbare.²

Historisch gesehen ist diese Beobachtung plausibel. Schönheitsoperationen entwickeln sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts aus der rekonstruktiven Chirurgie. Die ersten Verfahren im 17. Jahrhundert beschäftigen sich mit der Rekonstruktion der durch Syphilis verlorenen Nase, also der Beseitigung eines körperlichen Makels und gesellschaftlichen Stigmas. Die Chirurgie ersetzt den Makel, das Loch, das Abgestorbene und verhilft zu neuer Unauffälligkeit. Die ersten Operationen um 1900, die unter dem Titel der ästhetischen Chirurgie eingeordnet werden, sind ebenfalls vorwiegend Nasenkorrekturen, und betreffen jetzt deren Form, Größe, Gefälligkeit. Es sind Ärzte wie John Roe 1890 in den USA, oder Jacques Joseph ab 1915 in Deutschland, die die Chirurgie erstmals als Praxis beschreiben, die primär das Erleben des eigenen Körpers positiv verändern soll. Ihre Arbeiten dokumentieren, dass KonsumentInnen von Schönheitschirurgie nicht größere Schönheit im Sinn haben, sondern sich ihren Körpern entfremdet fühlen – in ihrer Selbstwahrnehmung, und durch gesellschaftliche Stigmatisierung. Eine zu grosse Nase kann, so Joseph, das Selbstbild stören, aber auch von der Umwelt als abweichend und auffällig wahrgenommen werden. Bereits in den 1920er Jahren überwiegen in Deutschland daher Operationen, die Normalität und Unsichtbarkeit zum Ziel haben, z.B. angesichts des zunehmenden Antisemitismus die Korrektur einer als jüdisch empfundenen Nase.

Die Schönheitschirurgie ist also von ihren Anfängen her eine Agentur der Anpassung, der Einarbeitung von makelbehafteten Körpern in ein Raster des Vertrauten und Unauffälligen. Dieses Raster, in dem alles gewohnt und vertraut scheint, ist immer eng an Vorstellungen geknüpft, was ein weiblicher, männlicher oder eben deutscher Körper ist. An den Makel, sei es die undeutsche Nase, die unweibliche Figur, der unmännliche Gesichtszug, können wir uns nicht gewöhnen, denn er lässt uns aus dem Rahmen des Bekannten und Erwarteten – manchmal sogar aus dem politisch Legitimen – herausfallen. Der Ma-

kel macht uns sichtbarer, als wir sein wollen. Im Zentrum kritischer Blicke, fühlen wir uns nicht mehr heimisch im Körper und in der Welt. Der Makel macht uns fremd uns selbst gegenüber, er macht uns, mit Ernst Jentsch gesprochen, unheimlich für uns selbst. Die Körper ragen aus dem Heimischen hinaus, und wir können nicht in ihnen, mit ihnen heimisch sein. Wir stören uns an uns.

Die Aufgabe der Schönheitschirurgie ist daher nicht die Produktion von Schönheit, sondern von bewohnbaren Körpern. Sie drückt eine Sehnsucht nach dem Körper als etwas Heimeligem aus, sowie nach einem Körper, der dem Gewöhnlichen entspricht und den Bereich des Normalen bewohnen kann. Wir wollen in diesem Blickfeld heimisch sein, nicht herausragen mit unseren Bäuchen oder Nasen. Mit Sigmund Freud könnten wir sagen: Heimisch sein heißt nicht aus dem Rahmen des Gewohnten zu fallen, unauffällig sein.

Von Freud lernen wir aber weiter, dass der Gegensatz von Gewohnt-Heimisch und Ungewohnt-Unheimlich etwas zu einfach ist. In seinem Text über das Unheimliche geht er über Ernst Jentschs simple Definition hinaus, der das Unheimliche als schlicht Fremdes bestimmt. Denn, so Freud, die Begriffe „heimelig“ und „unheimlich“ fallen dort zusammen, wo etwas im Heimlichen stattfindet. Er zitiert zunächst das Grimmsche Wörterbuch:

„Aus dem Heimatlichen Häuslichen entwickelt sich weiter der Begriff des fremden Augen entzogenen, verborgenen, geheimen, eben des Heimlichen“. Sein zweiter Gewährsmann für die Annäherung von Heim und Schrecken ist der Philosoph Schelling: „Unheimlich nennt man alles, was im Geheimnis, im Verborgenen bleiben sollte und was hervorgetreten ist.“³ Das Unheimliche ist für den Begründer der Psychoanalyse also keinesfalls einfach das Fremde oder Ausserordentliche, sondern das Heimliche und im Privaten Verborgene, das plötzlich und unerwartet hervortritt. Unheimlich ist, was uns angehört und was wir dennoch nicht sehen wollen, der eigentlich verborgene und nun plötzlich sichtbare Makel. Das Unheimliche wird bei Freud also zum Zeichen des Verdrängten, das sich gegen unseren Willen bemerkbar macht, das uns sichtbar entgegentritt und einen Schauer auslöst.

Während Masahiro Mori, und die Robotiker und Interfacephilosophen nach ihm, Freuds Definition des Unheimlichen weitgehend ignoriert haben, will ich im zweiten Teil des Vortrages einige Indizien sammeln, was die heutige Konjunktur des „Uncanny Valley“, die insbesondere mit dem massenhaften Auftreten von digitalen Figuren in Film und Computerspielen einhergeht, über eben dieses Verdrängte verrät.

² Gilman, S., 2000, *Making the Body Beautiful: A Cultural History of Aesthetic Surgery*, Princeton University Press, Princeton.

³ Das Unheimliche, 1919, in: *Imago. Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften* V, 302.

Uncanny Digital

Die digitalen Figuren und Avatare in Film und Computerspielen, die seit 2001 verstärkt zu sehen sind und uns als menschenähnlich entgegentreten, sind vielfach unter dem Stichwort des „Uncanny Valley“ diskutiert worden: Die negativen Gefühle von Kinobesuchern, die z.B. die digital produzierten Filme „The Polar Express“ (2004) und „Beowulf“ (2007) besucht haben; die chronische Unzufriedenheit passionierter Computerspieler mit den Gesichtern von „lebensecht gerenderten Fussballstars“ in Sportsimulationen; die Interaktionsängste, die digitale Avatare in Benutzerführungssystemen auslösen. Alle diese Phänomene werden von verschiedenen Wissenschaftlern auf den unheimlichen Eindruck der digitalen Figuren zurückgeführt. Woher kommt das Unheimliche dieser digitalen Wesen und was verrät es uns über das vielleicht Verdrängte, das sie unerwartet ans Licht holen?

Digitale Figuren und Avatare entstammen der Mathematik. Sie altern nicht, sie haben keinerlei Verwerfungen, sie sind rein wie die Algorithmen, aus denen sie bestehen. Sie sind von ihrer Anlage her makellos, weil sie errechnet sind. Sie ecken nicht an, und ihre Körper und Gesichter ragen nicht aus dem Raum des Gewohnten und Bekannten heraus, denn der Raum der Zahlen hat keine dunklen Ecken. Auch wenn ihre Bewegungen und ihr Schauspiel auf Körper von menschlichen Schauspielern zurückgehen, ist doch ihr äußeres Erscheinungsbild völlig mathematisch produziert, oder wenn man so will, völlig berechenbar. Sie sind mit anderen Worten transparent, oder auch, so könnte man meinen, völlig im Gewohnten beheimatet. Warum also erscheinen sie uns unheimlich, wenn sie sprechen, wenn sie uns anschauen oder wenn sie beginnen, Dinge zu tun, die als menschlich verstanden werden?

Digitale Akteure, so lässt sich zunächst konstatieren, treten uns vorwiegend dort entgegen, wo unsere Kultur ihre kollektive Mythologie entfaltet. So existieren sie derzeit vorwiegend im Kino, der Maschine der kollektiven Halluzination in der westlichen Gesellschaft. Das Kino – ebenso übrigens wie das Computerspiel – ist ein geschützter Raum, in welchem gemeinschaftlich halluziniert und entgegen der Normalität des Alltags die Identifikation mit dem Fremden und Außergewöhnlichen gestattet ist. Der dunkle Kinosaal ist vergleichbar mit einem kollektiven Spiegelstadium, bei dem die Zuschauer in die bildhafte Welterschöpfung des Films eintauchen und sich in die Figuren, Handlungen und Weltansichten einfühlen. Im Dunkel des Kinos lassen wir Ähnlichkeit zwischen uns selbst und dem Dargestellten zu, so fremd uns die Fantasien der Handlung, der Bewegung oder des Gefühls auch sein mögen.

Es ist daher vielleicht symptomatisch, dass digitale Akteure historisch zuerst im Sujet des Fantastischen und Mythischen Kinos ihre Legitimation gesucht haben. Einer der ersten digital animierten Hollywoodfilme war „The Polar Express“ aus dem Jahr 2004. Der Film behandelt das zumindest in den USA mythische Thema der Weihnacht. Der Protagonist ist ein skeptischer Junge, der seinen Glauben an den Geist des Festes verloren hat. Der Junge (gespielt von Tom Hanks) reist im fantastischen Polarexpress an den Nordpol, begegnet unterwegs dem Schaffner des Weihnachtszuges (Tom Hanks), einem Weihnachtsobachlosen (Tom Hanks), schließlich dem leibhaftigen Weihnachtsmann (Tom Hanks). Sobald er diesen als echt erkennt, gewinnt er seinen Glauben an das mythische Reich der Weihnacht und den Christmas Spirit zurück.

Ebenso wie die ähnlich produzierten Filme „Beowulf“ (2007) und „Die Abenteuer von Tim und Struppi“ (2011), war der Film ein ausserordentlicher kommerzieller Misserfolg, was viele Kommentare dem Uncanny Valley-Effekt anlasteten. Die Zuschauer beschrieben ihre Begegnung mit den digitalen Akteuren als „creepy“, unheimlich, erschreckend, die Bewegungen und Gesichtsausdrücke als unnatürlich und unangenehm. Es half auch nicht, dass auf der Handlungsebene das Thema der Unglaubwürdigkeit explizit verhandelt wurde. Im „Polar Express“ beginnt der skeptische Protagonist erst angesichts der visuellen Evidenz eines Weihnachtsmanns wieder an diesen zu glauben. „Seeing is Believing“, so lautete das Motto des Films, was uns schwer auch als Losung der neuen Filmtechnik verstanden werden konnte. Während „The Polar Express“ damit endet, dass der weihnachtsentfremdete Junge seinen Glauben durch Sichtbares wiedergewinnt, wollte der Glaube an das virtuell produzierte Kino mit seinen digitalen Schauspielern, die analoge Gefühle beschwören, sich beim Publikum nicht einstellen.

„Believability“, also Glaubhaftigkeit, scheint also das erste Problem des virtuellen Akteurs zu sein. Glaubhaft sein heißt im Raum des Kinos, dass wir als Zuschauende Ähnlichkeit zwischen uns und den digitalen Wesen zulassen, sie als legitime Gegenüber, als Bekannte, erkennen. Der Effekt der Unheimlichkeit und der Entfremdung vom digitalen Gesicht ließe somit darauf schließen, dass es uns nicht möglich ist, eine zweifelsfreie Ähnlichkeit oder Bekanntheit mit dem Künstlichen herzustellen. Wir können keine Gewohnheit mit dem finden, was eigentlich in völliger Transparenz und nur aus Bekanntem errechnet wurde.

Nicht zufällig ist „das Glaubhafte“ ebenfalls ein wichtiger Begriff in der Kybernetik und der Erforschung von künstlicher Intelligenz. Glaubhaft zu sein ist zum Beispiel die Position, die ein Computer im berühmten Turing-Test erreichen muss, um als künstliche Intelligenz zu gelten. Der Test wurde im Jahr 1950 vom britischen Mathematiker Alan Turing eher metaphorisch vorgeschlagen, gilt

aber bis heute als das beste Verfahren, um die Frage nach der Intelligenz von Maschinen zu beantworten. Im Turing-Test kommuniziert ein Beobachter mit einem menschlichen und einem automatisierten Gegenüber, die beide für ihn unsichtbar sind. Er soll durch Fragen herausfinden, welches der beiden Gegenüber eine Maschine und welches ein Mensch ist. Ist die Maschine in der Lage, dem Beobachter mehr oder weniger glaubhaft zu machen, ein Mensch zu sein, ist laut Turing eine künstliche Intelligenz gegeben.

Wie sich unschwer erkennen lässt, ist der Turing-Test von seiner Anlage her kein Intelligenztest für Computer, sondern vielmehr ein Testlauf für Täuschung und Unauffälligkeit. Kern des Turing-Tests ist die Frage, ob ein Computer in Konversation mit einem Menschen in der Lage ist, un erkannt zu bleiben. Künstliche Intelligenz ist nicht etwas, was bestimmte rationale oder intellektuelle Kriterien erfüllt. Es ist dasjenige, was in entspannter Unterhaltung als menschlich „durchgeht“, das ohne zu stören an uns vorbeigeht, was uns unauffällig bleibt, heimelig und gewohnt wirkt, obwohl es uns vielleicht fundamental fremd ist. Im Englischen bezeichnet man diesen Komplex als „Passing“, also Vorübergehen. „Passing“ bedeutet Un erkannt bleiben, was uns an das möglichst reibungslose Verschwinden im Unauffälligen erinnert, das wir als Ziel der Schönheitschirurgie beschrieben hatten und das im engen Zusammenhang mit Idealen von Geschlecht und Ethnizität steht.

Nicht überraschend ist daher die Tatsache, dass Alan Turing vor dem Turing-Test ein ähnliches Verfahren beschrieb, das er als „Imitation Game“ bezeichnete. Hier soll ein Beobachter C durch Fragen herausfinden, welcher von seinen Kommunikationspartnern A und B die Frau ist. Die Frau soll hierzu – so Turing – alle Fragen möglichst ehrlich beantworten, während die sicherste Strategie des männlichen Befragten darin bestehe, den bestmöglichen Eindruck von Weiblichkeit zu erwecken. Dazu ist es auch gestattet, so schreibt Turing explizit, dass die Weiblichkeit des jeweils anderen durch gezielte Provokationen unsicher gemacht wird: „Don't listen to him, I am the woman!“, schlägt Turing selbst als Äußerung vor.

Die Informatikerin Claude Draude hat darauf hingewiesen, dass in der Entwicklung vom „Imitation Game“ zum Turing-Test die Position der Frau durch den Computer ersetzt wird. Diese Vertauschung ergibt zum einen, dass der männliche Teilnehmer sich nicht mehr transgeschlechtlich als weiblich generieren muss. Weiter ist es nun der Computer, der sich zu verstellen hat, und seine Referenzgröße und sein Gegner ist der männliche Mensch. Wie viele menschliche Teilnehmer an Turing-Test-Reihen berichten, stellt sich während der Befragung allerdings häufig der gegenteilige Effekt ein: die eigene Menschlichkeit kann plötzlich nicht mehr richtig kommuniziert werden, man empfindet sich selbst als

zu formell, zu berechnend, nicht natürlich und spontan genug. Es ist so nicht die Maschine, die Menschlichkeit vorspielen muss, sondern der Mensch selbst ist zu deren Ausstellung gezwungen. Ebenso wie beim „Imitation Game“ von Turing vorgegeben, verschiebt die Anwesenheit eines Anderen die eigene Identität in den Bereich des Ambivalenten, des Unsicheren. Man wird sich selbst fremd und auffällig, weil man imitierbar erscheint. Während das „Imitation Game“ auf die Imitierbarkeit von Geschlechtsverhalten abstellt, fällt beim Turing-Test die Menschlichkeit (gedacht als Männlichkeit) in den Graben des Imitierbaren. Das Prinzip der unerkannten Fälschung – der Mimesis oder Camouflage – ist mit anderen Worten der Kern des Turing-Tests.

Wie wir bei Ernst Jentsch 50 Jahre zuvor lesen können, ist diese Imitierbarkeit von Menschlichkeit allerdings nicht Garant von Intelligenz, sondern die verlässlichste Quelle des Unheimlichen. Das Kriterium eines gelungenen Turing-Tests – also die unmögliche Unterscheidung zwischen Mensch und Apparat – ist bei ihm ein grundlegendes Prinzip der Schauerliteratur. So schreibt Jentsch über das Unheimliche in E.T.A. Hoffmanns Erzählung „Der Sandmann“ von 1816: „Einer der sichersten Kunstgriffe, unheimliche Wirkungen durch Erzählungen hervorzurufen, beruht darauf, dass man den Leser im Ungewissen darüber lässt, ob er in einer bestimmten Figur eine Person oder etwa einen Automaten vor sich habe.“⁴ Jentsch stellt damit auf die Figur der Olimpia in Hoffmanns Geschichte ab.

In dieser ist bekanntermaßen der romantische Nathanael von seiner Geliebten Clara entfremdet und verguckt sich, nach einigen Verwicklungen, in die stille Nachbarin Olimpia. Er umwirbt sie, tanzt mit ihr, und liest ihr glühende Liebeslyrik vor. Die Geliebte entpuppt sich jedoch später als mechanischer Apparat, womit Hoffmann sowohl die amouröse Blindheit des Mannes konterkariert, als auch die starren Formen romantischer Weiblichkeit satirisch kritisiert. „Ach – Ach – Ach“, sagt die Puppe, als der Poet Nathanael ihr seine Liebesgedichte vorliest. Als auffliegt, dass Olimpia mitnichten eine sehnsüchtige Frau, sondern ein Android ist, hat dies weitreichende Folgen: nicht nur kehrt sich Nathanael von ihr ab und wird nachfolgend wahnsinnig; weiter gibt es einen gesellschaftlichen Skandal, denn die Weiblichkeit imitierende Puppe lässt alle bisher unauffälligen Vertreterinnen des Weiblichen zweifelhaft werden. Hoffmann schreibt wie folgt: „[...] viele Herren beruhigten sich nicht; die Geschichte mit dem Automat hatte tief in ihrer Seele Wurzel gefasst und es schlich sich ein abscheuliches Mißtrauen gegen menschliche Figuren ein. Um nun ganz überzeugt zu werden, daß man

⁴ Zur Psychologie des Unheimlichen, 1906, in: Psychiatrisch-neurologische Wochenschrift, 8, Nr. 23, 203, im Heft Seite, 172.

keine Holzpuppe liebe, wurde von mehreren Liebhabern verlangt, daß die Geliebte etwas taktlos singe und tanze, daß sie beim Vorlesen sticke, stricke, mit dem Möpschen spiele usw. vor allen Dingen aber, daß sie nicht bloß höre, sondern auch manchmal in der Art spreche, daß dies Sprechen wirklich ein Denken und Empfinden voraussetze.“⁵

Die Entschleierung der automatisierten Frau hat demnach eine Art massenhaften Turing-Test jeglicher Weiblichkeit zur Folge. Mann mit Doppel-N will herausfinden, ob unter der Weiblichkeitsmaskerade tatsächlich eine Person, ein Individuum, ein menschliches Wesen steckt. Der Automat selbst löst also kein Gefühl des Unbehagens aus. Vielmehr wird durch seine Entschleierung das Geschlechtsideal der Weiblichkeit selbst unheimlich, die allzu perfekte Verkörperung ist suspekt. Die patriarchale Gesellschaft ist in Aufruhr, ihre Geschlechtskriterien sind korrumpiert worden, und man verlangt Individualität, Gefühl, Intellekt, Ideosynkratisches, den leichten Defekt und die Abweichung. Das Geschlechtsideal ist unheimlich geworden: es garantiert nicht mehr die Menschlichkeit des geliebten Objekts, womit auch das Bezugsschema der heterosexuellen Ehe ins Wanken gerät. Das Geschlecht ist in trouble, wie Judith Butler sagen würde, seine Normen sind als lebloses Räderwerk enttarnt. Es hängt weder mit der Unverwechselbarkeit einer Person zusammen, noch garantiert es die Menschlichkeit oder eine gelungene heterosexuelle Beziehung. Vielmehr ermöglicht das Regelwerk des Geschlechts sogar den Maschinen, unerkant in der Menge zu verschwinden und geliebt zu werden. Die geschlechtliche Tarnung der Androiden, Automaten und digitalen Wesen, so ließe sich schliessen, verschiebt das Verhältnis von Geschlecht, Identität, Begehren und Normalität in den Bereich der Ambivalenz, und in der Folge werden alle, die man im natürlichen Geschlecht heimisch glaubte, unheimlich.

Um deutlicher zu fassen, welches Verdrängte in den künstlichen Figuren aufscheint, möchte ich zum Schluss noch einmal auf Ernst Jentschs Beobachtungen zurückkommen. Besonders interessant wird sein Aufsatz, wenn er die Kriterien des Unheimlichen auf von ihm so genannte „Wahnsinnige“ anwendet. Auch deren psychische Störung wirkt laut Jentsch unheimlich, weil der Betrachter erkennt, dass „in dem, was er bisher als einheitliche Psyche anzusehen gewöhnt war, mechanische Prozesse sich abspielen. Nicht mit Unrecht hat man daher von der Epilepsie als dem Morbus Sacer gesprochen,

als der nicht der Menschenwelt, sondern fremden räthselhaften Sphären entstammenden Krankheit, denn der epileptische Krampfanfall enthüllt dem Beschauer unter normalen Verhältnissen den menschlichen Körper als einen ungeheuer complicirten und feinen Mechanismus.“⁶

Hier kommt uns wieder Masahiro Moris Schaubild in den Sinn, wo der „gesunde Mensch“ als Idealbild der anthropomorphen Maschine vorgestellt ist. Bei Jentsch ist nicht allein die Maschine unheimlich, sondern ebenfalls der von der Gesundheit abgefallene Mensch. Die kranken und wahnsinnigen Menschen sind unheimlich, denn sie sind wie die Maschinen von einem Mechanismus durchwirkt – der Epilepsie, der Schizophrenie. Die Geisteskranken sind in diesem Sinn automatenhaft, sie sind Menschen am Rande des Maschinösen. Sie sind uns unheimlich, denn sie indizieren die Krankheit als Mechanismus, und als dem Menschlichen nicht zugehörige Fremdsteuerung. Das Unheimliche ist mit anderen Worten das Fremdgesteuerte, und der Mensch erscheint als bloße Marionette eines mythischen Mechanismus.

Hier könnte also das Verdrängte aufscheinen, das uns die unheimlichen Avatare aus dem „Uncanny Valley“ ans Licht holen. Wie die Epileptiker bei Jentsch stellen sie die Einheitlichkeit unserer Psyche in Frage. Ihre perfekte Erfüllung der Regeln des Geschlechts, der ethnischen Zugehörigkeit, der kulturellen Identität und des Menschseins führt uns vor, in welchem abstrakten Räderwerk wir uns befinden und darüber hinaus heimisch – als wir selbst – fühlen. Verdrängt haben wir, dass wir, ebenso wie die Automaten, diese uns bestimmenden Räderwerke nie selbst geschaffen haben. Wir haben gelernt, was die Systeme der Zweigeschlechtlichkeit, der ethnischen Kategorien, der sexuellen Orientierung, der kulturellen und körperlichen Unterschiede, oder auch das System der Schönheit bedeuten, und wie wir in ihnen sichtbar oder unauffällig werden können – und wie wir andere durch diese Systeme sichtbar machen, oder eben übersehen.

Die virtuellen Figuren führen uns also unsere eigene Fremdsteuerung vor, unsere inneren Mechanismen, wo wir ein ungeteiltes Selbst vermutet hatten. Allein die Tatsache, dass uns ein Gefühl des Unheimlichen beschleicht, könnte uns davor retten, selbst Automaten zu werden: die Fähigkeit zur Verdrängung kann, auch in Zeiten der digitalen Schauspieler, bis auf weiteres als sicheres Zeichen der Menschlichkeit gelten.

⁵ Hoffmann, E.T.A., 1816–1820. „Der Sandmann“. Id.: Sämtliche Werke. Hrsg. v. Steinecke, H. u. Segebrecht, W. Bd 3, Nachtstücke / Klein Zaches genannt Zinnober / Prinzessin Brambilla, Frankfurt am Main 1985, 46f.

⁶ Zur Psychologie des Unheimlichen, 1906, in: Psychiatrisch-neurologische Wochenschrift, 8, Nr. 23, 204f, im Heft Seite 174, .

Autor

Dr. des. Simon Strick, Forschungsprojekt „SchädelBasisWissen“, Zentrum für Literatur- und Kulturforschung, Schützenstr. 18, 10117 Berlin, www.zfl-berlin.org, e-mail: strick@zfl-berlin.org

Geschlechtsidentitätsstörungen im islamischen Kulturkreis

Graff Popken, Michal Otcenasek, Annett Gauruder-Burmester

Gender Identity Disorders in Islamic Culture

Abstract

This article describes the work of (uro)gynecologists and other medical specialists from the Interdisziplinäres Beckenbodenzentrum (IBBZ) in Berlin, who in cooperation with the German-Kurdish Medical Centre in Erbil/Iraq, regularly treat patients and perform surgeries, including male to female gender-alignment operations on Muslim patients. After a brief look at the legalization and development of gender-alignment surgery in Germany, the article quotes media examples of the tolerance/non-tolerance of transsexuality and gender alignment in Turkey and Iran, before going on to Iraq, in particular Kurdish Iraq. The authors delineate the surgical procedures involved in male to female sex change operations and then present a case study of a Muslim patient in Erbil.

Keywords: Gender alignment, Transsexualism, Male to female surgery, Interdisziplinäres Beckenbodenzentrum (IBBZ), German-Kurdish Medical Centre Erbil

Zusammenfassung

Dieser Artikel beschreibt die Arbeit von (Uro)Gynäkologen und anderen Fachärzten des Interdisziplinären Beckenbodenzentrums (IBBZ) in Berlin, die in Kooperation mit dem German-Kurdish Medical Centre in Erbil/Irak muslimische Patienten behandeln und Operationen durchführen, darunter auch Geschlechtsumwandlungen. Nach einem kurzen Blick auf die Entwicklung der transsexuellen Chirurgie in Deutschland, zitiert der Artikel Medien-Beispiele für die Toleranz bzw. Nicht-Toleranz von Transsexualität und Geschlechtsangleichung in der Türkei und im Iran, bevor er sich dem Irak zuwendet, insbesondere dem kurdischen Irak, und der Kooperation des IBBZ mit dem German-Kurdish Medical Center Erbil. Im letzten Teil beschreiben die AutorInnen die chirurgischen Verfahren in der Geschlechtsumwandlung von Mann zu Frau und präsentieren eine Fallstudie eines muslimischen Patienten in Erbil, der sich einer transsexuellen Operation unterzieht.

Schlüsselwörter: Geschlechtsumwandlung, Transsexualität, Geschlechtsangleichung, Interdisziplinäres Beckenbodenzentrum (IBBZ), German-Kurdish Medical Centre Erbil

Geschlechtsumwandlung in Deutschland

Die Geschlechtsumwandlungschirurgie wurde 1980 ins deutsche Recht eingeführt. Juristische Richtlinien wurden ausgearbeitet. Transsexualität wurde als psychosomatisches und somatopsychisches Syndrom und Störung bezeichnet. Die Indikation für die Diagnose und für die chirurgische Behandlung transsexueller Menschen ist seitdem weit standardisiert und evidenzbasiert. Die Anzeige und Hauptarbeitsschritte in der chirurgischen Genitalumwandlung von Mann zu Frau verlassen sich auf evidenzbasierte Empfehlungen. Durch die Einhaltung dieser Empfehlungen können subjektive Erfolgsraten von über 80% erwartet werden.

Geschlechtsidentität im islamischen Kulturraum

Homosexualität und Transsexualität sind in islamischen Ländern allgemein strafbar, in einigen Fällen sogar mit dem Tod. Erfahrungen mit transsexuellen Patienten in der arabischen Welt sind daher relativ selten, vor allem in den verschiedenen Phasen der Diagnose und Therapie und der sozialen Integration. Der Grad der Toleranz in der islamischen Welt unterscheidet sich jedoch von Land zu Land und innerhalb der verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen. Die folgenden aus der deutschen Presse zitierten Beispiele dokumentieren Widersprüche im Verhalten gegenüber Homosexualität und Transsexualität in der Türkei und dem Iran.

Transsexuelle politische Kandidatin in der Türkei

„Almina Can kann es immer noch nicht so recht fassen. ‚Wir können heute über alles reden,‘ sagt sie über ihr Land. Ihr Land, das ist die Türkei, wo lange Zeit bestimmte Themen eben nicht öffentlich debattiert werden konn-



Abb. 1: Die türkische Transsexuelle Almina Can kandidiert für die konservative AKP

ten. Transsexualität war so ein Thema. Aber jetzt bewirbt sich Can, eine 34-jährige transsexuelle Musikerin aus dem westtürkischen Izmir, um ein Parlamentsmandat. Und das tut sie nicht nur öffentlich, ohne ihre Sexualität zu verschweigen. Sie kandidiert sogar für einen Listenplatz bei der religiös-konservativen Regierungspartei AKP. Die frommen Muslime bei der AKP warfen sie nicht etwa hochkantig hinaus, als sie sich bei deren Wahlkommission in Izmir vorstellte.“ (vgl. Abb. 1) (Tagesspiegel, 07.04.2011)

Geschlechtsumwandlungen im Iran

„Händchenhalten in der Öffentlichkeit ist tabu; unverheiratete Männer und Frauen können verhaftet werden, nur weil sie zusammen auf der Straße unterwegs sind; Schwulen und Lesben droht die Todesstrafe. Doch ausgerechnet in der islamischen Republik Iran ist die Zahl der Geschlechtsumwandlungen so hoch wie sonst nur noch in Thailand. [...] Die staatliche Wohlfahrtsorganisation zahlt bei Geschlechtsumwandlung rund 5 000 US-Dollar der Operations- und Behandlungskosten: etwa die Hälfte dessen, was in einem staatlichen Krankenhaus anfällt. Privatkrankenhäuser, deren spezialisierte Chirurgen deutlich mehr Erfahrung haben, nehmen bis zu 25.000 Dollar. Während in Deutschland ein Transsexueller belegen muss, dass das Leiden an seinem als falsch empfundenen Geschlecht ihn krank macht, damit die Krankenkasse zahlt, gilt in Iran Transsexualität grundsätzlich als Krankheit. Aber eben nicht als Verbrechen. Mitte der 80er-Jahre erklärte der Revolutionsführer Ajatollah Chomeini Geschlechtsumwandlungen in einer Fatwa, einer Art islamischem Rechtsgutachten, für zulässig, denn der Koran erwähnt diese Operationen nirgends – also auch nicht als Sünde.

Shahryar Cohanzad schwärmt von der Unterstützung, die Transsexuelle vom iranischen Staat erhalten. Selbst in den USA, sagt er, herrsche nicht mehr Toleranz. Er hat in San Francisco studiert. Er ist einer von etwa zehn Chirurgen für Geschlechtsumwandlungen in Iran und arbeitet am renommierten Pars Hospital in Teheran, wo er in neun Jahren mehr als 300 Umwandlungen vorgenommen hat. Shahryar Cohanzad lehnt sich in seinem schweren Lederstuhl zurück. „Imam Chomeini hat gesagt: Die sexuelle Identität jeder Person beruht auf ihrer Wahrnehmung von sich selbst. Eine klügere Antwort habe ich bislang noch nicht gehört.“

Die Fatwa des Ajatollah ist eine Sache, die Wirklichkeit im Land eine andere.“¹ (Handelsblatt, 26.07.2014)

Die Arbeit des Interdisziplinären Beckenbodenzentrums (IBBZ) in Erbil/Irak

Unsere ersten Reisen nach Erbil im irakischen Kurdistan fanden im Frühjahr 2012 statt. Diese haben wir einem Kollegen aus dem Libanon zu verdanken, der in unser interdisziplinäres Beckenbodenzentrum in Berlin kam – auf der Suche nach einer Urogynäkologin für das German-Kurdish Medical Centre, das vor kurzem in Erbil gegründet worden war. So wirklich ernst genommen haben wir diesen Ausflug in eine völlig andere Welt zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Mal sehen, was da so los ist. Aus einem Mal sind mittlerweile monatliche Einsätze mit 10 Kollegen geworden.

Die Stadt Erbil

Wo und was ist Erbil – die Stadt, in der wir seit 2012 medizinisch tätig sind?

Erbil, 6000 vor Chr. besiedelt, wird zu den ältesten noch bewohnten Städten der Welt gezählt. Im Zentrum der Stadt steht die altertümliche Zitadelle, die als die älteste kontinuierlich bewohnte Siedlung der Welt gilt (Abb. 2). In der heutigen Stadt (c. 1,5 Millionen Einwohner) leben verschiedene ethnische Gruppen beisammen: Gemäß dem Informationszentrum der UNO wird der Anteil der Kurden auf 98,5% und der Assyrer auf 1% ge-

¹ 2008 veröffentlichte die iranische Filmmacherin Tanaz Eshaghian den Dokumentarfilm *Be Like Others*, in dem sie zeigt, wie sich transsexuelle Iraner in Teheran der leicht zugänglichen geschlechtsangleichenden Operation unterziehen, und wie auch Homosexuelle sich operieren lassen, um den äußeren Schein der Heterosexualität aufrechtzuerhalten.

schätzt, während die übrigen Ethnien heute etwa 0,5% ausmachen (JHIC, 2002).

Entsprechend der historischen Entwicklungen im Zweistromland, das über Jahrtausende von einer deutlich dichotomisierten Gesellschaft – einerseits urbane Zentren, andererseits rurale Bevölkerungen – geprägt war, ist es nicht verwunderlich, dass sich auch die heutigen Kurden in diese beiden Substrate unterteilen lassen. Einerseits gibt es also eine gebildete urbane Schicht, die offen für moderne politische Ideologien ist, während andererseits die rurale Basis von einem starken tribalen Milieu geprägt ist, das sich gegen jegliche Einmischung durch eine zentrale Regierung stemmt. Die beiden Schichten sind allerdings nicht voneinander getrennt (Bruinessen, 1986, 16).

Generell ist das gesellschaftliche Leben aufgrund der strengen Religionsvorschriften und der staatlichen Überwachung seitens Polizei und Geheimdienst stark eingeschränkt. Alle Verhaltensweisen von Menschen, alle Neigungen, Vorlieben, Lüste, Sexualität – egal ob hetero, homo, bi oder sonst – haben an der Wahrnehmung des Einzelnen durch die Gemeinschaft als Mann oder Frau nichts geändert. Eine Frau bleibt eine Frau, egal ob sie lesbisch ist, asexuell lebt, ob sie einen oder viele Männer hat, oder ob sie als Frau eines Mannes mit oder ohne Trauschein, als Mutter oder kinderlos lebt. Und das gilt auch für den Mann. Die Umwelt und der Gesetzgeber kümmern sich nicht darum, ob ein Mensch sich als geborener Mann oder als geborene Frau in seiner Haut wohl fühlt oder lieber dem anderen Geschlecht angehören würde oder sich weder als Mann noch als Frau fühlt.

Speziell die gelebte männliche Homosexualität ist in der Menschheitsgeschichte in allen Kulturen regelmäßig unter Strafe gestellt worden bis hin zur Todesstrafe, die als Sanktion auch heute noch in vielen Ländern bekannt ist und auch vollstreckt wird.

Die medizinische Fürsorge in Erbil

Die medizinischen Bedingungen im kurdischen Irak sind nicht vergleichbar mit denen in Deutschland. Das offizielle regionale Gesundheitssystem befindet sich in einer leicht feststellbaren Entwicklung, allerdings auch in einem schwer kontrollierbaren, chaotischen und von zwischenärztlicher Konkurrenz geprägten Zustand. Eine Krankenversicherung gibt es im Land nicht, jeder bezahlt seine Behandlung selbst.



Abb. 2: Die Zitadelle in Erbil



Abb. 3: German-Kurdish Medical Centre Erbil

Das German-Kurdish Medical Centre

Die IBBZ-Ärzte in Erbil arbeiten im German-Kurdish Medical Centre (vgl. Abb. 3), das sich zu einem der wichtigsten medizinischen Zentren im Nordirak, speziell für die Regionen Ankawa und Arbil, entwickelt hat. Es wird geleitet von Basim Izac, der 2009 nach vielen Jahren im Londoner Exil nach Irak zurückkehrte. Unter anderem eröffnete er ein Ambulanzzentrum in Erbil, und gemeinsam mit dem IBBZ wird ein Krankenhaus errichtet, das den deutschen Krankenhausstandards entspricht. Das Ziel ist der Aufbau eines eigenen kleinen Operationssaales und das Einrichten von 10 stationären Betten mit Bedingungen, die annähernd so sind wie hier in Europa. Bis zur Eröffnung des neuen, eigenen Krankenhauses werden im privaten Erbil Krankenhaus Zheen die nötigen Operationen durchgeführt. Es ist sauber, organisiert und relativ gut ausgerüstet. Die Leitung haben zwei irakische Kollegen (Radiologie / Anaesthesie), die ebenfalls ihre Erfahrungen im europäischen Ausland sammeln konnten.

Die Ärzte und Schwestern des IBBZ arbeiten regelmäßig in Erbil und Ankawa in den Bereichen Chirurgie, Urologie und Gynäkologie mit allen Subspezialisierungen der einzelnen Fächer. Bisher haben wir rund 1800 Patienten gesehen und ambulant versorgt sowie 450 Patienten operiert. Wir konnten nun auch zwei irakische Ärzte finden, die im Team mitarbeiten. Einen Chirurgen und einen Internisten – die jedoch über 20 Jahre in London gearbeitet und gelebt haben. Es gibt inzwischen auch Telekommunikation via Internetvideofonie zwischen dem German-Kurdish Medical Centre Erbil und dem IBBZ Berlin.

Transsexuelle Umwandlung im Irak

Im Irak sind Umwandlungsoperationen nicht erwünscht und sehr selten. Die ärztlichen Kollegen aus Erbil und auch Patienten haben uns darauf hingewiesen, dass Menschen mit dem Wunsch nach Geschlechtskorrektur ins Ausland fahren, meistens nach Indien oder Teheran, um dann im Ausland zu bleiben. In der irakischen Fachliteratur konnten wir zu transsexualitären Operationen auch kaum etwas finden. Wir hatten mit Themen aus diesem Bereich nicht gerechnet, mussten uns aber der Realität stellen und uns entscheiden, ob wir im Irak Umwandlungsoperationen durchführen sollten. So wären wir wohl die Ersten, die solch einen Eingriff hier durchgeführt hätten.

Geschichte geschlechtsangleichender Operationen von Mann zu Frau (MzF) in Deutschland

Die Frühgeschichte operativer Maßnahmen zur Veränderung der primären und sekundären Geschlechtsmerkmale ist im Wesentlichen von gesellschaftlichen, kulturellen, sozialen, religiösen und hierarchischen Aspekten geprägt. Sie lässt sich über verschiedenen Naturvölker weit zurückverfolgen.

Erste ernsthafte Erkenntnisse zur sowohl psychischen wie physischen Problematik der Trans- oder Intersexualität wurden von dem deutschen Sexualwissenschaftler Magnus Hirschfeld Anfang des letzten Jahrhunderts beschrieben. Er differenzierte erstmals die Begriffe Homosexualität, Transvestismus und Transsexualität und begründete in den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts das Institut für Sexualwissenschaft in Berlin. Dort wurden auch die ersten chirurgischen „Geschlechtsumwandlungen“ durchgeführt, die von Felix Abraham 1931 in dem Beitrag „Geschlechtsumwandlung an zwei männlichen Transvestiten“ (vgl. Herren, 1995) beschrieben wurden.

Im Laufe der 1930er Jahre erfolgten schrittweise erste plastische Operationen. Im Laufe des 20. Jahrhunderts verfeinerten sich die Methoden zur genitalen Angleichung sowohl in der konservativen Therapie, als auch in den operativen Maßnahmen. Es wurden zahlreiche neue – oft fragliche – Maßnahmen entwickelt.

Für eine Patientin von Mann zu Frau (MzF) kommen folgende chirurgische Maßnahmen in Frage:

1. Brustchirurgie: Brustaufbau, Brustaugmentation (Implantate/Fettunterspritzung),
2. Genitalchirurgie: Penektomie, Orchiektomie, Vaginalplastik, Klitorisplastik, Vulvaplastik,
3. Nicht-Genital- oder Brustoperationen: Maßnahmen zur Feminisierung des Gesichts, Fettabsaugung, Fettunterspritzung, Phonochirurgie, Abschleifen des Adamsapfels (Chondrolaryngoplastik), Fettunterspritzung im Hüftbereich, Haarrekonstruktion und weitere ästhetische Verfahren.

Heute wird die Genitalchirurgie in der Regel in zwei Einzelgriffen durchgeführt.

Erster Teil der geschlechtsangleichenden OP:

Entfernung der Hoden (Orchiektomie) beidseits
Entfernung der Schwellkörper (Corpora cavernosa)
Bildung der Neovagina
Bildung der Neoklitoris
Anlage der großen Schamlippen (Labienplastik)
Bildung der Harnröhrenmündung (Meatus urethae)

Zweiter Teil der geschlechtsangleichenden OP:

Erweiterungsplastik des Scheideneingangs
Aufbau des Schamhügels (Mons pubis-Aufbau)
Korrektur der großen und kleinen Schamlippen
Evtl. weitere Korrekturen
(z.B. Entfernung von Schwellkörperresten,
Erweiterung der Harnröhrenöffnung)

Grundlage der heutigen OP-Techniken ist die Invaginationsmethode, die seit ihrer Erstbeschreibung in den 1950er Jahren stetig weiterentwickelt wurde.

Nach Entfernung der Penis-schwellkörper und der Hoden mit Samensträngen wird die Höhle der Neovagina zwischen Enddarm und Blase präpariert. Die Neovagina wird mit der invaginierten (eingestülpten) Penis-schamthaut und ggf. mit einem Vollhauttransplantat vom Hodensack oder Harnröhre erweitert und verlängert. Die Klitoris wird aus der Eichel gebildet. Die Harnröhre wird gekürzt und an anatomisch korrekter Stelle implantiert, bzw. in einer Modifikation als Streifen in die Neovagina eingesetzt. Dies hat vor allem funktionelle Vorteile in Bezug auf Lubrikation, Einheilung, Vaginallänge und -durchmesser.

Fallbeispiel

In einer unserer Sprechstunden in Erbil stellte sich ein junger Mann vor – 25 Jahre, begleitet von der Schwester und der Mutter – Muslime mit schwarzen Gewändern. Die Familie kam aus Bagdad (1000 km weit entfernt von Erbil). Es wurde der Wunsch nach einer geschlechtsangleichenden Operation geäußert.

Der Alltagstest war gelaufen: reales Leben als Frau (Kleider, Perücke, Brüste). Hormoneinnahmen seit zwei Jahren. Die Chromosomenanalyse ergab eine normale XY-Konstellation. Nach drei jemals zweistündigen Gesprächen entschlossen wir uns zu einer Transformationsoperation.

Patientin in Erbil

Über einen perinealen Hautschnitt in Form eines umgekehrten Y bis nach skrotal wurden die Strukturen des äußeren männlichen Genitale teils stumpf teils scharf freigelegt. Hierbei wurde auf eine exakte Präparation zwischen Colle'scher und Buck'scher Faszie geachtet.

Über diesen Zugang wurden inguinal beidseits Hoden und Samenstränge entfernt. Der Penis wurde aus der Schafthaut ausgelöst, wobei das Präputium erhalten wurde. Das Gefäßnervenbündel wurde nach Inzision der Buck'schen Faszie von den Schwellkörpern abgelöst und weit nach distal und proximal mobilisiert. Ebenso wurde die Harnröhre von den Corpora cavernosa abgelöst und proximal bis zum Beckenboden mobilisiert. Distal wurde sie aus der Glans gelöst und dorsal gespalten. Die Ränder des Corpus spongiosum wurden insbesondere zur Blutstillung vernäht. Danach erfolgte eine Spongiolyse mit Abtrennen der Glans von den Corpora cavernosa. Die Glans wurde auf eine 2qcm grosse Fläche reduziert und am Gefäßnervenbündel belassen. Die beiden Corpora cavernosa wurden nahe dem Knochen abgesetzt und vollständig verschlossen.

Anschließend wurde vom Zentrum tendineum ausgehend der retroprostatice Raum präpariert. Hier war insbesondere die Schonung des Rektums, der Blase und des Sphinkterbereichs entscheidend. Erst nach Dissektion der endopelvinen Faszie weit kranial kann ein ausreichender Raum geschaffen werden.

Die Penisschafthaut wurde invaginiert und aus dem Präputium ein freies Hauttransplantat geschaffen. Anschließend wurde die Penisschafthaut inzidiert und der Harnröhrenstreifen eingenäht und am Ende verschlossen. Hier war die exakte Längenanpassung essentiell um eine korrekte Meatuslage zu gewährleisten.

Anschließend wurde die Durchtrittsstelle für die Klitoris exzidiert und die Glans am Gefäßnervenbündel implantiert. Zum Abschluss der Operation wurde die Skrotalhaut reduziert und mit Bildung von großen Labien der Hautverschluss durchgeführt.

In der Vagina wurde ein weicher Platzhalter fixiert, in die Blase ein Dauerkatheter eingelegt. Paravaginal wurde eine Drainage platziert und inguinal ausgeleitet.

Die Operationdauer betrug 130 Minuten, der Blutverlust 200 ml. Die Patientin wurde drei Tage betreut. Der vaginale Platzhalter wurde am fünften postoperativen Tag gegen einen wechselbaren getauscht und die Patientin in der Anwendung angeleitet.

Am zehnten postoperativen Tag wurde der Dauerkatheter entfernt. Sechs und zwölf Wochen postoperativ wurde die Patientin ambulant gesehen. Es zeigte sich eine primäre Wundheilung. Die plastischen Korrekturen waren gut eingeeilt. Die Vaginallänge betrug 17 cm, der Durchmesser 4,5 cm, die Urethraschleimhaut zeigte eine gute Lubrikation. Lediglich im Dammbereich bestand ein Steg, der in einer zweiten Sitzung durch eine Introitusplastik korrigiert wurde. Im äußeren Genitale waren die Wundverhältnisse ebenso reizlos. Subjektiv erschienen die äußeren Labien etwas zu groß, welche ggf. korrigiert werden könnten.

Die Klitoris zeigte eine gute bis sehr gute Sensibilität. Die Harnröhre war reizlos, der Meatus weit, die Harnblase konnte bei zielgerichtetem Harnstrahl restharnfrei entleert werden.

Die Patientin (vgl. Abb. 4) wird weiterhin einen vaginalen Platzhalter anwenden, den sie überwiegend nachts und auch stundenweise tagsüber trägt. Geschlechtsverkehr kann nach 10–12 Wochen postoperativ aufgenommen werden.

Mögliche Komplikationen

Erste Sitzung: Nachblutung, Infektion, Wundheilungsstörung, Verletzung von Gefäßen des Gefäßnervenbündels, was im Extremfall zum Zugrundegehen der Klitoris führen kann, Verletzung von Nerven des Gefäßnervenbündels mit der möglichen Konsequenz einer Sensibilitätsminderung, Verletzung des Enddarms, narbige Engen am Scheideneingang oder in der Scheide, Harnröhrenenge

Zweite Sitzung: Nachblutung, Infektion, Wundheilungsstörung

Auch wenn eine solche Operation gut und erfolgreich verläuft, wie hier an diesem Beispiel, ist die Nachsorge von absoluter Wichtigkeit. Wie integriert sich diese Patientin in das tägliche Leben, wie gut ist es ihr möglich



Abb. 4: Patientin der Mann zu Frau Operation (MzF)

einen Beruf auszuüben, findet sie einen Partner oder eine Partnerin?

Wie wird mit Sexualität umgegangen? Unsere junge Frau aus Bagdad wird sich sicher freischwimmen, da sind wir sicher. Sicher sind wir aber nicht, inwieweit eine komplexe und gute Betreuung in dieser Region möglich ist. Können wir dieses Experiment wiederholen?

Bei all unseren Erfahrungen bisher mit dieser Kultur muss man sagen, die Menschen sind offener und experi-

mentierfreudiger, was Sexualität betrifft, als alles, was wir bisher im europäischen Kulturkreis erleben durften. In vielerlei Hinsicht zeigt der Orient uns hier einen weitaus größeren Ideenreichtum in der praktischen Umsetzung der drei Dimensionen der Sexualität.

Literatur

- Al-Haidary, A.A., 2002. Soziale und demographische Spuren der Zunahme der Urbanisierung im Irak – Provinz Erbil als Beispiel. In arabischer Sprache, Diss., Human- und sozialwissenschaftliche Fakultät, Universität Tunesien, o. Ort.
- Bruinessen, M.M. van, 1989. Agha, Scheich und Staat: Politik und Gesellschaft Kurdistan. Edition Parabolis, Berlin.
- Dhejne, C., Lichtenstein, P., Boman, M., Johansson, A.L.V., Langstrom, N., & Landen, M., 2011. Longterm follow-up of transsexual persons undergoing sex reassignment surgery: Cohort study in Sweden. *PloS ONE*, 6 (2), 1–8.
- Eldh, J., Berg, A., & Gustafsson, M., 1997. Long-term follow up after sex reassignment surgery. *Scandinavian Journal of Plastic and Reconstructive Surgery and Hand Surgery*, 31(1), 39ff.
- JHIC (United Nations Joint Humanitarian Information Center), 2002. Erbil, Dahuk, Sulaymaniyah: Rapid District Summaries, (Vol.1), Erbil, JHIC.
- Krege, S., Bex, A., Lümmen, G., & Rübber, H., 2001. Male-to-female transsexualism: A technique, results and long-term follow-up in 66 patients. *British Journal of Urology*, 88(4), 396ff.
- Herrn, R., 1995. Vom Geschlechtsumwandlungswahn zur Geschlechtsumwandlung. Zur Geschichte der Transsexualität. In: *pro Familia Magazin*. Nr. 2, 14–18.
- Sieris, 1996. Die Inaugenscheinnahme bestätigt die Realisierung des Zwangs. In: Diehl, Sarah (Hg.). *Brüste kriegen*. Verbrecher Verlag, Berlin, 91–95.

Autor_innen

PD Dr. med. Graf Popken, Klinik für Urologie, Klinikum Ernst von Bergmann GmbH, Charlottenstrasse 72, 14467 Potsdam, e-mail: gpopken@klinikumebv.de

MU Dr. Michal Otcenasek, Urologie, vchod C1, druhé patro, Chrudimská 2a, Praha 1 – Vinohrady, www.urogynekologie-otcenasek.cz, e-mail: urogynekologie.otcenasek@gmail.com

PD Dr. med. Annett Gauruder-Burmester Interdisziplinäres Beckenbodenzentrum, Friedrichstraße 134, 10117 Berlin, www.ibbzentrum.de, e-mail: a.gauruder@googlemail.com

„Fundamentale Übergriffigkeit“ – Sexualität, Kinder, Wissen

Insa Härtel

„Fundamental Encroaching“ – Sexuality, Children, Knowledge

Abstract

Proceeding from transgressions integral to psychoanalytical knowledge, this article understands sexuality as transgressive in itself. Reference is made to an article which appeared in the German magazine *stern* in 2007 and deals with „sexual waywardness“ („sexuelle Verwahrlosung“) among children and adolescents. In the article, the acquiring of explicit sexual knowledge by children is seen as alarming, and transgressive pleasure appears fundamentally delegitimized.

Keywords: Sexual waywardness, Encroaching, Social change, Psychoanalysis

Zusammenfassung

Ausgehend von Grenzüberschreitungen psychoanalytischen Wissens wird Sexualität als in sich „übergriffig“ gefasst. Von dort aus wird ein Bogen geschlagen zu einem 2007 in der Wochenzeitung *stern* erschienenen Artikel, der um die sog. „sexuelle Verwahrlosung“ von Kindern und Jugendlichen kreist. Es lässt sich sagen, dass hier ein einschlägig-anschaulicher Wissenserwerb durch Kinder durchaus beunruhigend, eine grenzüberschreitende Lust fundamental delegitimiert erscheint.

Schlüsselwörter: Sexuelle Verwahrlosung, Übergriffigkeit, gesellschaftlicher Wandel, Psychoanalyse

Der Titel „Fundamentale Übergriffigkeit“, der vielleicht erst einmal Angst machen kann, ist nicht nur Programm, sondern auch Zitat. Als solche wird die *Übertragung* gefasst (Karger et al., 2001a, 9), die klare Grenzen kaum wahr. Was eine noch immer „provokante Entdeckung“ ist, unpassend für die „Vorstellung einer individuellen, abgegrenzten und abgrenzbaren Autonomie“ (Pazzini, 2011, 92). Ich habe die fundamentale Formulierung meinem Beitrag vorangestellt, weil sie ihn gerade im Übergreifen zusammenhält. Der vorliegende Text richtet sein Hauptaugenmerk auf einen Artikel des *stern* (1.2.2007),

in welchem eine grenzüberschreitende Lust delegitimiert erscheint. Doch vorab einige Bemerkungen zur psychoanalytischen Betrachtung kultureller Phänomene, die selbst ein *Übergreifen* enthält.

Nach Freud ist es gar nicht „wünschenswert, daß die Psychoanalyse von der Medizin verschluckt werde und dann ihre endgiltige Ablagerung im Lehrbuch der Psychiatrie finde, im Kapitel Therapie [...]“. Sie verdient ein besseres Schicksal und wird es hoffentlich haben“ (Freud, 1926, 283). Später heißt es, psychoanalytische „Anwendungen“ auf andere Wissensgebiete hätten sich „von selbst“ ergeben; sie „drängten sich auf und forderten Bearbeitung“ (Freud, 1933, 156). So wäre es quasi die Sache selbst, die drängt – und in solchen Annäherungen scheint ein lebendigeres Schicksal zu liegen. Doch reibungslos läuft die Sache nicht. Denn insofern eine Anwendung dieser Art „fachliche Kenntnisse“ voraussetzt, „die der Analytiker nicht besitzt, während diejenigen, die sie besitzen, die Fachleute, von Analyse nichts wissen und vielleicht nichts wissen wollen“ (ebd.), trifft der Drang gewissermaßen auf Widerstand – und resultiert in einer Art ‚Abwehrschlacht‘: Die Analytiker unternehmen dann „als Dilettanten mit mehr oder weniger zureichender Ausrüstung, oft in Eile zusammengegerafft, Einfälle“ in jene anderen Wissensgebiete (wie z.B. Kulturgeschichte oder Ethnologie) und werden „von den dort ansässigen Forschern nicht besser behandelt als Eindringlinge überhaupt“ (ebd.). Als schlecht ausgerüsteter Einbruch in andere Wissensterritorien bekommt das sich wie von selbst ergebende *Übergreifen* nun ‚belästigende‘ Züge – und die *Figur* eines angreifenden Übergriffs, der mit einer (abgewehrten) ‚inhärent‘ drängenden Übergriffigkeit einhergeht, wird diesen Beitrag begleiten. Letztere kann auch verbunden sein mit dem Wagnis eines Sich-Aussetzens oder Sich-Überlassens, eines Anderes-auf-‚sich‘-übergreifen-Lassens, wenn Freud wiederum auch daran gelegen ist, dass sich u.a. Kulturhistoriker „dazu verstehen werden, das ihnen zur Verfügung gestellte“ psychoanalytische Forschungsmittel „selbst zu handhaben“ (Freud, 1926, 283), und das heißt auch: dass sich die Psychoanalyse selbst ein Stück aus der Hand gibt, hin-gibt. Nicht nur also z.B. Kultur durch Psychoanalyse begreifen, sondern auch sich durch deren Fach- oder Sachlichkeit ver-fremden lassen – „im Milieu der Übertragung“, wie Knellessen in anderem Zusammenhang formuliert (in: Karger et al., 2001b, 19).

Auf gar nicht harmlose Weise hätte man dann von Anfang an einen Entzug von Unversehrtheit oder Abgeschlossenheit psychoanalytischen Wissens.¹

„Übergriffige“ Sexualität

Begriffe wie *eindringen* oder *sich hingeben* implizieren bereits Sexuelles, und wenn es nun um das Sexuelle an der Übergriffigkeit bzw. das Übergriffige der Sexualität gehen soll, dann ist vermutlich schon deutlich geworden, dass diese Begriffe hier in einem nicht üblichen Sinn verwendet werden. Meist ist der *Übergriff* in diesem Kontext negativ gewaltförmig konnotiert und wird als solcher selbstverständlich kritisiert. Psychoanalytisch lässt sich Sexualität jedoch als in sich *übergriffig* begreifen. In einem laplancheschen Ansatz etwa erscheint sie als eine Art Eindringling, d.h. nicht als etwas, was sich „von innen her entfaltet“, sondern vielmehr „von außen wie ein Fremdkörper übergriffig eindringt“ (Passett, 2001, 94) – von den elterlichen Phantasmen her (wenn etwa Pflegehandlungen notwendig „durchtränkt“ sind von – einer eindringlichen – Sexualität; Laplanche, 1985, 53).

Und geht es nicht auch beim sexuellen Spiel um ein Grenzmoment? Was aus einer Perspektive als Belästigung erscheint, kann „unter anderen Umständen den Partner anmachen“ (Žižek, 1997, 206, Fn. 37). Dabei ist das Element der schockierenden ‚Belästigung‘ angesichts des „unheimlichen Charakter[s] dessen, was vor sich geht“ (Žižek, 2001, 395), nicht einfach ‚abzuziehen‘; oder, in anderem Vokabular: Jede Verführung stellt einen Übergriff dar (vgl. Schmidt, 1998, 100). In einer Art dekonstruktiver Geste zeigt sich der ‚Übergriff‘ so besehen als kulturelles Denkschema (i.S. einer Ablehnung sexueller Übergriffe) *und* als dessen Irritation (Übergriff als Bedingung des Sexuellen ‚selbst‘). Das, was als ‚Übergriff‘ ausgeschlossen werden soll, erweist sich dabei als *fundamental*. Oder: der ‚Übergriff‘ kann sich wiederum als Abwehrform ‚seiner selbst‘ als nicht-identisch erweisen.

Auf einem solchen Verständnis des Sexuellen beruhte auch mein DFG-Forschungsprojekt,² das sich mit aktuellen Vorstellungen kindlich-jugendlicher Sexualität be-

¹ Schneider spricht von dem „grundsätzliche[n] und nicht zu beseitigende[n] uneigenständige[n] [...] Charakter der psychoanalytischen Erkenntnis“ sowie von „deren wesentliche[r] Irreduzibilität auf irgendein anderes Wissen“ (Schneider, 2001, 51).

² „Übergriffe“ und „Objekte“: *Bilder und Diskurse kindlich-jugendlicher Sexualität* (Laufzeit 10/2010-10/2013; erscheint bei transcript: Insa Härtel, *Kinder der Erregung. „Übergriffe und „Objekte“ in kulturellen Konstellationen kindlich-jugendlicher Sexualität*, unter Mitarbeit von Sonja Witte). – Dort auch eine ausführlichere Analyse des stern-Artikels.



Abb. 1: Aus: *stern* 6/2007

fasst. Gegenstand ist hier *nicht* das subjektive Erleben und Handeln von Kindern/Jugendlichen, sondern ein heterogenes Ensemble künstlerisch-medialer Produkte seit den 1990er Jahren. Diesen ist eine ‚Übergriffigkeit‘ insofern inhärent, als sie einerseits Formen grenzüberschreitender Sexualität *thematizieren* (z.B. Motive von Missbrauch, ‚sexueller Verwahrlosung‘ o.Ä.) und andererseits in der Rezeption selbst nicht in Ruhe lassen, vielmehr häufig begleitet sind von erregten oder polarisierenden Reaktionen. Das Interesse liegt dann gerade in dem, was sich in der Beziehung zum Forschungsobjekt nicht einfach zuordnen lässt, ‚übergreift‘, irritiert.

Genauer möchte ich jetzt auf den *stern*-Artikel „Voll Porno!“ (6/2007, vgl. Abb. 1) eingehen, der dann auf ganz eigene Weise wie eine ‚Abwehrschlacht‘ gegen eine *übergriffige* Dimension in jenem ‚fundamentalen‘ Sinn wirken kann.

Der *stern*-Artikel, der eine Vielzahl „ähnliche[r] Berichte und Diagnosen [...] hervorgerufen“ (Chassé, 2010, 31) hat,³ dreht sich nicht zuletzt um ‚sexuelle Verwahrlosung‘. Womit, soviel vorab, ein Begriff eine Art Renaissance erfährt, der (eine im Artikel unerwähnte) Geschichte hat. Könnte damit – lebensbedrohend – „praktisch jedes vom NS-Staat unerwünschte Verhalten Heranwachsender moralisch verurteilt und sozial stigmatisiert werden“ (Schetsche & Schmidt, 2010, 20), so behielt der Begriff in der Bundesrepublik der 1950/60er Jahre Geltung als (sozial-)pädagogische Kategorie; v.a. Mädchen und junge Frauen aus der ‚Unterschicht‘ konnten so (mit „auch ohne Todesdrohung“ potentiell schrecklichen Konsequenzen) in Fürsorgeerziehung gelangen (ebd.; vgl. Klein, 2011). – Die im neuen Jahrtausend aufgekommene „massenmediale Debatte um sexuelle Verwahrlosung“ hat sich nun nach Men-

³ Bzw. im Zuge einer Buchveröffentlichung zu *Deutschlands sexuelle[r] Tragödie* von Siggelkow und Büscher von 2008 startete eine umfangreiche Medienkampagne (Schetsche, 2010, 321). – Auf die dabei eine Rolle spielende ‚Unterschichts‘-Frage komme ich zurück.

zel zwar als „nicht viel mehr als ein Strohfeuer“ erwiesen, doch sollte man ihre Bedeutung deswegen nicht gering schätzen (Menzel, 2010, 238); steht sie doch im Zusammenhang „ähnlich gelagerter Diskurse über (vermeintliches) Fehlverhalten armer Bevölkerungsgruppen“ (ebd.).

In meinem Beitrag interessiert der *stern*-Artikel hinsichtlich seiner Diskursstrategien – mit psychoanalytisch-dekonstruktivem Fokus auf dem, was ausgeschlossen werden soll, bzw. auf wirksamen Irritationspotentialen. Ich untersuche *nicht* den sog. ‚empirischen Gehalt‘ der problematisierten ‚Verwahrlosungs-Phänomene‘. Es soll aber zumindest erwähnt werden, dass der empirische Gehalt, wie festgestellt wurde, „in der Debatte nahezu keine Relevanz“ (Klein, 2011, 121) zu besitzen scheint. Spezifisch sei jugendliches Sexualverhalten „in hohem Maße in Liebe, Partnerschaft und sehr solide (bürgerliche) Moralstandards eingebunden“; das „in der Öffentlichkeit gezeichnete Gegenbild“ wird auch als *Mythos* beschrieben (Schetsche & Schmidt, 2010 mit Bezug auf Klein u. Sager, 14)⁴ – mit ganz eigenen Funktionen, die es herauszuarbeiten gilt.

Einstieg

In großen, fett gesetzten Lettern in zweierlei Grau ist im *stern* zu lesen: „Voll Porno!“ Links darunter in einem Kasten, in anderer Gestaltung, der Untertitel: „Wenn Kinder nicht mehr lernen, was Liebe ist“.⁵ Verfallsartig wird eine Lernaufgabe offenbar *nicht mehr* erfüllt. Das Gute scheint fort – das Schlechte da: In kleinerer Schrift steht neben der Hauptüberschrift: „Eltern schauen mit ihren Kindern Hardcore-Filme. 14-Jährige treffen sich zum Gruppensex. Ihre Idole singen von Vergewaltigung. Ein Teil der Gesellschaft driftet ab in die sexuelle Verwahrlosung“ (Wüllenweber, 2007, 65). Die Formulierung macht es recht klar: Es sind die anderen und es ist ein Skandal.

Das Artikel-Eingangsfoto zeigt einen Jugendzimmerausschnitt: links ein Holzregal, v.a. mit Kuschtieren und Büchern; rechts daneben Poster mit Pferden oder ‚Idolen‘. Auf einem Schreibtisch, hinter dem als Kindheitsrest ein Teddybär im Weichen sitzt, ist prominent ein Bildschirm platziert, der als Bild im Bild einen nackten Frauenrumpf präsentiert, gerahmt von drei offenbar männlichen Körpern bzw. vornehmlich deren Gliedmaßen. So werden auf diesem Foto zunächst als wenig vereinbar geltende Welten zusammengeführt. Ein potentielles Befremden der Betrachter/innen angesichts des Plüschtier-Porno-

Arrangements scheint einkalkuliert. Dabei wirkt man wie eingeladen, am Schreibtisch Platz und Einblick zu nehmen in die eine wie andere ‚Innen‘-Welt.

Die Bildlegende: „Früher entdeckten Jugendliche die Sexualität noch unter sich. Heute bietet ihnen auch das Internet diese Möglichkeit – in den drastischsten Varianten. Die Fotos dieses Beitrags sind den geschilderten Situationen nachempfunden“ (Wüllenweber, 2007, 65). Die im Untertitel noch als ‚Kinder‘ eingeführten Protagonisten sind hier als ‚jugendlich‘ ausgewiesen, wodurch diese Gestalt auch textlich changiert. Weiterhin ist eine Zeitabfolge impliziert, sowohl in Form der Gegenüberstellung von *früher* und *heute*, als auch in der des *Nach*-Empfindens. Letzteres soll mutmaßlich schützend für die echten Protagonist/innen wirken (was angesichts der hier ohnehin anonym daher kommenden Bildinhalte vielleicht eher entbehrlich erscheint); im Effekt scheint es den *skandalösen* Charakter des Gezeigten zu stärken. Zudem wird über das de-authentifizierende ‚Nachempfinden‘ das *Eindringliche* des voyeuristischen Betrachter/innen-Blicks entschärft und legitimiert: Man empfindet doch nur nach – auch ein empathischer, sich ‚einfühlend‘ in die Lage des anderen versetzender Zug ist hier denkbar angespielt – und setzt sich über ein Phänomen ins Bild, das niemanden direkt identifiziert. Schließlich kommt im *Nachempfinden* auch eine Authentifizierung der ‚Schilderungen‘ zum Tragen: Denn sind die Fotos im Wortlaut den *geschilderten Situationen* nachempfunden, so sind letztere als vorgängig gesetzt, scheinen ‚näher‘ an der situativen Wirklichkeit. Der Hinweis auf die Arrangiertheit der Fotos lädt die ‚Echtheit‘ des Textes auf.

Verkehrungen

Jener Text beginnt mit der Feststellung eines Mangels: „Etwas fehlt“. Und: „Man bemerkt es nicht sofort“ (Wüllenweber, 2007, 64). Etwas scheint zunächst nicht wahrnehmbar zu wirken; der Mangel selbst entzieht sich offenbar, ein unheimliches, beunruhigendes Moment, eine Orientierungslosigkeit kommt ins Spiel. Doch umgehend distanziert und konkretisiert sich die Perspektive: „Auch Thomas Rütth hat eine Zeit gebraucht, bis ihm klar wurde, was er vermisst, was ihn beunruhigt“ (ebd.). Die Beunruhigung verschiebt sich von der unklaren Wahrnehmung – oder der Wahrnehmung von Unklarheit – auf die nun identifizierte fehlende Sache selbst. „Beim Beobachten von Jugendlichen ist ihm aufgefallen: ‚Wenn die mit jemandem gehen, dann küssen sie sich nicht.‘ Sie sind 12, 13 oder 14 Jahre alt und halten nicht Händchen und streicheln sich nicht. Dabei sind sie nicht schüchtern“ (ebd.). Die Verneinung befördert die in Szene gesetzte Unstim-

⁴ Nach Schmidt zeigen sich in derlei Medienbeiträgen „Phantasmen der Alten“ (Schmidt, 2009, 27).

⁵ Der Konditionalsatz ist 2008 zum Untertitel des Buches über Deutschlands sexuelle Tragödie (Siggelkow/Büscher) geworden.

migkeit: „Im Gegenteil. Viele dieser Kinder haben selbstverständlich Sex miteinander“ (ebd.). Die Protagonist/innen sind wieder *Kinder* geworden, eine Art Gleiten scheint auf in der Sprache über etwas, was genau diesen Übergang betrifft, ohne dass dies Thema ist.

Man erfährt: Thomas Rütth ist Sozialpädagoge und leitet ein Jugendhilfe-Netzwerk in einem Bezirk in Essen mit „besonders großen sozialen Problemen“, wie es heißt. Bei Familien-Besuchen werde deutlich, dass Kinder beim immer öfteren Porno-Gucken mit auf dem Sofa sitzen. Dann wird eine Art *Gleichung* abstrahiert: „Jugendliche küssen sich nicht. Kinder gucken Pornos. Beides hat was miteinander zu tun. Im Porno küsst man sich nicht“ (ebd.). Viele dieser – „im emotionalen Notstandsgebiet“ aufwachsenden – Kinder wiederum „wissen alles, wirklich alles über sexuelle Praktiken,“ wird Rütth zitiert (n. Wüllenweber, 2007, 64). Hier scheint durchaus Übertragung stattzufinden: Den Kindern wird ein betont vollständiges Wissen über das unterstellt, von dem sie wohl eigentlich nichts wissen sollen – eine Unterstellung, die potentiell auch einen Wunsch markiert. Manifest aber wird das Wissen der anderen eher ver-wünscht. Und umgekehrt hat man wiederum das, was den kindlich anderen fehlt: „Aber wenn wir denen etwas über Liebe erzählen, über Zärtlichkeit, dann verstehen die überhaupt nicht, wovon wir reden, sagt Thomas Rütth“ (ebd.). Dem ‚Allwissen‘ der Kinder entspricht ein Mangel an Verstehen und: „Genau das ist es, was fehlt“ (ebd.). Das Fehlende ist prompt festgestellt, die Ableitung scheint gelungen, die Unbekannte gefunden.

Wenn Kinder zu viel wissen (über sexuelle Praktiken) und zu wenig lernen (Liebe). Oder nur das lernen, was man besser nicht lernen soll. Etwa Sexualität – durch Zuschauen im Internet. In Anknüpfung an die Bildunterschrift des Eingangsfotos heißt es später im Text: „Kinder lernen durch Zuschauen und Nachahmen. Bisher war die Sexualität dabei stets eine Ausnahme. Sie fand nicht öffentlich statt“ (ebd., 67). Junge Liebespaare hätten daher die Liebe nicht ‚gelernt‘, sondern ‚entdeckt‘ – während Kinder heute „im Internet zu jeder Tageszeit unzählige Menschen beim Sex beobachten“ könnten und „so auch die Sexualität durchs Zuschauen“ lernten (ebd.).⁶ Sexualität hat demnach ihren Ausnahmestatus verloren, und was weiter beunruhigend erscheint, ist ein medial quasi überbordendes Lernen.⁷ So hat das „Phantasma einer Bedro-

hung, die an der Nutzung neuer, pädagogisch nicht regulierter Medien durch Minderjährige festgemacht wird“, nicht an Schrecken verloren; vielmehr sind heute „für viele Erwachsene die Kinder der Massenkultur Kinder, von denen sie nichts wissen“ (Maase, 2012, 337). Kinder, die aber medial oft mehr wissen als sie; so dass längstens die Frage entsteht, was die Kinder in den (neuen) Medienwelten und was diese mit ihnen machen (vgl. ebd., 17).

Durch den unkontrollierten Zugang zu einschlägigen Medien-Inhalten scheinen Generationengrenzen tangiert. Radikalisiert mit Postman könnte man sagen: Kinder, denen alles zugänglich ist bzw. die *alles darüber wissen*, sind in einem solchen Verständnis keine mehr. Nach Postmans bekannter (und recht monokausal argumentierender) Abhandlung *The Disappearance of Childhood* (1982) wird durch elektronische Medien bzw. hier v.a. durch das Fernsehen in seiner „undifferenzierten Zugänglichkeit“ (Postman, 1987, 94), „die Exklusivität des Wissens über den Lauf der Welt“ getilgt und „damit einer der Hauptunterschiede zwischen Kindheit und Erwachsenenalter“ (ebd., 100).⁸ – Wenn nun der *stern*-Artikel zwischen *Früher-lernten-Kinder-das-Einschlägige-nicht* und *Heute-lernen-sie-es-unkontrolliert* changiert, dann scheint für die Gegenwart ein Verlust der ‚sicheren‘ (Generationen-) Grenze mit impliziert. So ist z.B. die Rede von der Berliner Sozialarbeiterin Gabriele Heinemann, die demnach vor drei Jahren „zum ersten Mal das Wort ‚Gang-Bang‘ gehört [hat]. Eine 14-jährige Neuköllner Göre prahlte: ‚Am Sonnabend mach ick Gang-Bang‘“ (Wüllenweber, 2007, 64). Nun ist es die Erwachsene, die nicht versteht, wovon die Rede ist. „Heinemann recherchierte, was das bedeutet: Gang – die Bande. Gang-Bang – eine ganze Bande Männer fällt über eine Frau her. Ein Standard in aktuellen Pornofilmen“ (ebd.). Jetzt weiß auch der Lesende sicher Bescheid. „Zuerst dachte ich“, so Heinemann, „die Kleine will sich nur wichtig machen. Aber das war wirklich so. Und es breitet sich aus wie eine Seuche“ (zit.n. ebd., 64). Nicht die Kleine will sich wichtig machen, sondern die ‚Große‘ verliert in Sachen Wissensvermittlung erdenklich an Wichtigkeit – mehr noch: sie steht in diesem Fall allererst wie ein ‚unwissendes Kind‘ vor dem, was da *wirklich* passiert und einen weiteren Generationentausch impliziert: Denn indem es „wirklich so“ war, ist hier die Bande nicht über eine Frau, sondern über ‚die Kleine‘ hergefallen. Die erwachsene Sozialarbeiterin erscheint demgegenüber vergleichsweise ‚unschuldig‘.

⁶ Auch Gewalt wird laut *stern* gelernt, wie auch der pornographische Blick (vgl. Wüllenweber, 2007, 68).

⁷ „Sobald Jugendliche ein neues Medium für sich entdecken, beunruhigt sich die Generation der Erwachsenen über die drohende ‚Verdummung und Verrohung‘ des gesellschaftlichen Nachwuchses. Christian Pfeiffers These von der ‚Medienverwahrlosung‘ [...] ist so gesehen ein sehr alter Hut“ (Menzel, 2010, 233). Die sog. ‚mediale Verwahrlosung‘ greift auch der *stern*-Artikel auf (Wüllenweber, 2007, 67).

⁸ Die Frage, ob nicht vielleicht nicht nur die Kinder mindestens partiell keine Ahnung haben, nicht alles wissen können – und wollen, scheint dabei vom Bildschirm zu verschwinden (und damit auch ein mögliches konstitutiv Unbewusstes an der Sexualität).

Nicht normal

Wir haben schon gelernt: In all ihrem sexuellen Alleswissen haben die Kinder keine Ahnung, was Liebe ist, und im weiteren Verlauf des Textes gestaltet sich das Spektrum dessen, was an ‚Liebevollem‘ fehlt, weiter aus – wenn es etwa heißt, dass Kinder in der von Siggelkow gegründeten ‚Arche‘ fänden, „was sie in ihren Familien nicht bekommen: Zuwendung, Erwachsene, die sich mit ihnen beschäftigen, und eine warme Mahlzeit“ (Wüllenweber, 2007, 66). Während andererseits das *Übermaß* nicht nur jenes lückenlose Wissen über sexuelle Praktiken, sondern eben auch die Anzahl der Männer betrifft, z.B.: Jessica (19) ist stolz. Sie „hatte Sex mit zwölf Männern gleichzeitig“, die alle gekommen seien (ebd., 70). Der *stern*-Artikel dichotomisiert zwischen (zuwenig) *Küssen-Streicheln-Liebe-Zärtlichkeit-warmes Essen* auf der einen und (zuviel) *selbstverständlicher Sex-Männerbanden-Porno-Gewalt* o.Ä. auf der anderen Seite. Fast schon in Analogie zu Freuds „Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens“, in dem dieser die *sinnliche* und die *zärtliche* Strömung unterscheidet, deren Zusammenfluss durchaus auch misslingen kann (vgl. Freud, 1912, 79–83), würden die Kinder und Jugendlichen, die alles über ‚das Eine‘ wissen, das Zärtliche vom Sexuellen abspalten – wie die Pornos, die sie schauen.⁹ Darüber hinaus spaltet der *stern*-Artikel die sog. ‚Unterschicht‘ als ‚Teil der Gesellschaft‘ und als Träger jener erniedrigend-erniedrigten Sexualität ab – und ist damit (genau anders als Freud) nicht selbst auf eine Befragung auch des ‚Normalen‘ aus. „Pornografie wird zur Leitkultur der Unterschicht,“ wird Jakob Pastötter zitiert (n. Wüllenweber, 2007, 76). Und was dort als ‚normal‘ gilt, so legt der *stern* nahe, ist es in Wirklichkeit nicht (vgl. z.B. ebd., 68). Weiter könnte man sagen: In der Art seines Aussagens steht der Artikel kaum für ein *empathisches Nachempfinden* oder eine *zärtliche Zuwendung* zu seinem Gegenstand ein. So sehr er auf der Ebene der Aussage die Liebe propagiert und mangelnde Empathie den (Gewalt-)Pornokonsumenten zuweist,¹⁰ so sehr wird in ihm auf der Ebene des Aussagens genau das Abgewertete praktiziert – als Entwertung der sog. ‚Unterschicht‘, welche er eben durch fehlende Liebe und Porno-Sexualität charakterisiert.

Auf einer der weiteren Abbildungen sind u.a. Bierdo- sen, Schnapsfläschchen, ein Aschenbecher, ein Fernseher mit pornographischem Programm zu sehen (vgl. Abb. 2):



Abb. 2: Aus: *stern* 6/2007

Attribuierungen, in denen in der Bezugnahme nicht zuletzt die Möglichkeit einer Aufwertung bzw. ein narzisstischer Distinktionsgewinn für die Artikel-Leserschaft liegt. Insgesamt, das ist herausgestellt worden, zielt der seit einiger Zeit wieder hervorgetretene *Unterschichten-diskurs* v.a. auf die Mittelschicht (Chassé, 2010, 173), der gleichsam eine Folie angeboten wird, „mit der die eigene bedrohte soziale Identität und die gefährdete gesellschaftliche Position im sozialen Raum nach unten abgegrenzt werden kann“ (ebd., 193).

Verhandelt wird die Abgrenzung hier eben auf dem Feld der Sexualität. Diese erscheint in dem Artikel für die Gegenwart kaum anders als in der abgewerteten pornographischen Form; mit der vorgenommenen Einbettung scheint darin eine Zurückweisung nicht nur der befremdlich entgrenzten Sexualität der *anderen* respektive der *anderen Sexualität* zu liegen, sondern auch der in- zwischen selbst pornographisch ‚ver-änderten‘ Sexualität. Sexualität als Pornografie verstanden geht dann mit einer gewissen Ausquartierung aus dem ‚Eigenen‘ einher. Die sog. „Pornografisierung der öffentlichen Sphäre“ steigert, wie Hanske schreibt, „noch das Misstrauen der Asketen gegen Sexualität, denn diese wird lieber dem Pöbel überlassen – während auf der anderen Seite diese Skepsis jede Form von sichtbarer Sexualität sofort in die Nähe von Pornografie rückt“ (Hanske, 2010, 213).

Und *die anderen*, denen die exzessive Nutzung der Pornographie zugeteilt ist, können dann für ihre Sexualität zugleich gehasst und beneidet werden. Sie scheinen auch noch im Übermaß über sexuelle Befriedigung zu verfügen, die man hier mit der ‚Unterschicht‘ quasi aus der ‚Mitte‘ ausgegrenzt hat. – Was Žižek bezogen auf eine rassistische Perspektive schreibt, lässt sich in dieser Hinsicht übertragen: Was einen am ‚anderen‘ stört, ist die

⁹ Vgl. zur Frage der Erniedrigung des Sexualobjekts bzgl. Pornografie: Lewandowski, 2012, 79ff.

¹⁰ Bei laufendem Konsum von Gewalt-Computerspielen bzw. -pornos werde Empathie unterdrückt oder ausgeschaltet, so heißt es bei Mathiak n. Wüllenweber (2007, 68).

(untergeschobene) „befremdliche Art, wie er sein Genießen organisiert, genaugenommen das Mehr daran, der ‚Exzeß‘, der ihm anhängt“ (Žižek, 1992, 88f.) – und der z.B. in seinen „schmutzige[n] und lärmende[n] Vergnügungen“, in seiner „Faulheit“ oder der grenzenlos beanspruchten *ökonomischen Unterstützung* liegen kann (ebd., 91).¹¹ – So wird etwa im Zuge der Vorführung eines ‚grelle[n] wie pornografischen Sexes die Sehnsucht genährt, jedoch in genau einer Form, die „geeignet ist, die Sexualität zu diffamieren“ bzw. „ein Bild von ihr zu zeichnen, das die Sehnenenden dazu veranlasst, von sich aus erschrocken von ihr Abstand zu nehmen“ (in etwas anderem Kontext, Pfaller, 2011, 55f.; vgl. 52). Während man an dem, was man in Misskredit bringt, heimlich selbst Lust gewinnt.

Verschwimmende Grenzen

Die ‚Unterschicht‘ erscheint im *stern*-Artikel in mehrfacher Hinsicht entgrenzt, was v.a. in *Mütter*-Figuren (in Abwesenheit ‚richtiger‘ Väter) dargeboten wird: Diese besuchen etwa mit dem Sohn – „mit glühenden Wangen“ – ein *Bushido*-Konzert (Wüllenweber, 2007, 70), schauen u.a. mit dem Sohn Filme inklusive Vergewaltigungsszenen (ebd., 69) und lassen den Sohn samt seinen Freunden auch mal beim Sex mit dem Liebhaber zusehen, weil Sex „doch ganz normal sei“ (n. ebd., 66).¹² Mütter sind es, für die Sex z.T. „das absolute Highlight ihres Lebens“ sei (Siggelkow n. Wüllenweber, 2007, 67). Sie wahren demnach die Grenzen nicht, und die Generationenfrage wird wiederum mitverhandelt: als ob deren verunsicherte Grenze nun v.a. die ‚Unterschicht‘ betrifft. – Schließlich geht laut *stern* alles „[n]ahtlos [...] ineinander über: Trash-Talk-Shows am Nachmittag mit Live-Vaterschaftstest oder gepiercten Müttern, die es mit Freunden ihrer Töchter treiben, Pornos am Abend und dazwischen die eigene Sexualität. Die Grenzen verschwimmen“ (Wüllenweber, 2007, 67).

Bei allen manifesten Abgrenzungsbestrebungen nun lässt der Artikel in der Art seines Schreibens bisweilen selbst Grenzen unsicher werden – seien es die zwischen Kindern und Jugendlichen (s.o.) oder auch zwischen

Täter und Opfer,¹³ wenn etwa die Rede ist von der Betreuung Minderjähriger, „die nicht Opfer von sexueller Gewalt sind, sondern Täter“, dabei etwa behandlungsbedürftig, die Schwächsten, u.a. der Schamlosigkeit schutzlos ausgeliefert und auch Produkt einer „falsch verstandenen“ gesellschaftlichen Liberalität seien (ebd., mit Bezug auf Werner Meyer-Deters, 70ff.). Vielleicht kann man sagen: Dem *stern*-Artikel ist auch eine Sexualität eingeschrieben, in der die Rollen eben nicht klar aufgeteilt erscheinen. Und auch die ‚übergriffige‘ Bedrohung, die gleichsam infektiöse Grenzauflösung, auf die die bereits zitierte Metapher der *sich ausbreitenden Seuche* (vgl. o.) deutet, ist eben nicht gebannt. Desgleichen wird die distinkte Position als Leser/in erst aus einer unheimlich anmutenden Ununterscheidbarkeit gewonnen (vgl. o.), wenn mit Beginn des Textes kurz etwas unbestimmt nicht zu stimmen scheint, ein Zustand der Orientierungslosigkeit, des Noch-nicht-Wissens, bevor das Geschehen dann rasch festgezurrert erscheint.¹⁴ Dies findet eine Entsprechung in Übertragungen meiner Lektüre, in der eine ‚eingetauchte‘ Position – in der etwas noch unklar bleibt, sich erst herausbilden muss – nur schwerlich gehalten werden kann. Als wisse man eben doch immer schon Bescheid. Auch wenn ich also die ‚Schilderungen‘ und Beurteilungen des Artikels nicht übernehme, kommt eine Dynamik in Gang, in der ein auf Abwertung begründeter abgegrenzter Standort (nun gegenüber dem *stern* in der notwendigen Kritik daran)¹⁵ auch für mich möglich erscheint; eine Dynamik, der man offenbar nicht leicht entkommen kann. Diese Art der Übertragung würde dann vielleicht auch das *Bestreben* umfassen, ein Übertragungsgeschehen als ‚fundamentale Übergriffigkeit‘ selbst einzugrenzen.

Festzuhalten bleibt, dass sich im *stern*-Artikel einerseits ein Drängen nach Grenzen bzw. Abgrenzung zeigt, sozusagen im Dienste einer narzisstischen Aufwertung der Leserschaft, wodurch auch deutlich werden kann, wie auf dem Felde der Sexualität – skandalisiert durch deren Verknüpfung mit dem Kind – eine soziale Problematik bzw. ein Distinktionsstreben ‚nach unten‘ verhandelt wird. Andererseits kommt es zu einer Art ‚Wiederkehr‘ des Ausgeschlossenen: in der aggressiven Lust einer Herabsetzung der ‚entgrenzten Unterschicht‘ ebenso wie in ‚entgrenzenden‘ Momenten im Aussagen. Im Ergebnis kreist der *stern*-Artikel um das, wovon er nichts wissen will: um eine Grenzüberschreitung, um jene *sich aus-*

¹¹ Žižek bezieht sich an dieser Stelle auf Slowenen und die ‚aus dem Süden‘ (Žižek, 1992, 90f.). – Es geht um einen dem anderen zugeschriebenen „Diebstahl des Genießens“ (ebd., 90). Žižek spricht auch vom „Haß auf das eigene Genießen“ (ebd., 91) als Phantasmen-Wurzel.

¹² Auf die Geschlechterverhältnisse kann ich hier leider nicht weiter eingehen.

¹³ Eine Verunsicherung klarer Grenzen, die im Grunde in der Sache liegt (es geht ja genau um die Unmöglichkeit einer klaren Zuordnung in diesem Kontext).

¹⁴ Auch Titel/Lead geben natürlich entsprechend Hinweise.

¹⁵ Die hier beschriebene Dynamik mindert die inhaltliche Kritik an dem Artikel nicht.

breitende Seuche und die implizite Lust daran – wie eine Rückseite der dargebotenen Pornographisierungs- und Verwahrlosungsannahmen, mit welchen sie ‚fundamental‘ delegitimiert erscheint. – Davon ausgehend ließe sich spekulieren: „Was würde sich zeigen, wenn die Infektion nicht mehr die Metapher einer Bedrohung wäre [...]?“ (in anderem Kontext, Sarasin, 2005, 659). Käme dann eine „Lust an der Infektion“ zum Tragen – auch wenn wir gerade nicht in einer Zeit leben, in der einer solchen bedrohlichen Lust „Raum gegeben würde“ (ebd., 660)?

Wiederkehr

Als ein Bild für das, was im Text als eine nicht ausgeführte, ja: nicht-gewusste Potentialität angelegt ist, kann nun das *Küssen* dienen. Wird dieses im *stern* eingeführt als etwas, was fehlt, dann gilt dieses Fehlen aus meiner Sicht in einem offenbar über die Intentionen des Artikels hinausgehenden Sinn. *Küssen* wäre auch beschreibbar als eine Art des ‚Übergriffs‘, der ‚ansteckend‘¹⁶ nicht nur über Körpergrenzen, sondern auch über Dichotomien hinausweisen kann. Denn es ist, als werde in der Zuordnung zu Zärtlichkeit, Liebe bzw. Streicheln, Händchenhalten, wie der *stern* sie nahelegt, eine Seite des Küssens unterschlagen. Einem Eindringen in einen anderen Körper, wie u.a. beim „heftigen Kuß“, haftet potentiell auch etwas (gegenwärtig verpönt erscheinendes) Transgressives bzw. eine aggressiv-sexuelle Seite an (Schmidt, 1998, 100f.). Mit Lacroix kann man sagen: Ein Kuss stellt einen „Einbruch“ dar (Lacroix, 2003, 93): in eine Öffnung, einen anderen Körper hineindrängend und -dringend. Man muss „zum Küssen ein kurzes Aussetzen der Herrschaft über sich selbst, eine Aufsplitterung [...] [der eigenen, IH] Einheit akzeptieren. Ich habe nicht mehr Macht über alles: Ich werde überfallen, wir sind zu zweit in meinem Mund [...]“ (ebd.). – Oder, wie eine Achtjährige sagt: beim Küssen geraten die Mäuler „ganz durcheinander“ (n. Phillips, 1997, 137).

Der abgewertete ‚Übergriff‘ wird zur möglichen Grundlage des ‚Vermissen‘ (d.h. hier: des Küssens) und so komme ich wieder beim Ausgangsbild an, bei einer Unabgeschlossenheit von Körper und Wissen, beim einbrechenden Eindringling, wie er dann auch mit Erregung und Hingabe verbunden sein und wie er einer Verengung auch im Wissens-Zugang durchaus entgegenwirken kann. Eine Übergriffigkeit ‚in sich‘, auf deren Bahnen sich auch eine psychoanalytisch orientierte Kulturwissenschaft zu bewegen vermag, so die vorgeschlagene Perspektive.

Literatur

- Chassé, K.-A., 2010. *Unterschichten in Deutschland*. Materialien zu einer kritischen Debatte, VS-Verlag, Wiesbaden.
- Freud, S., 1912. Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens. In: G.W. VIII, 78–91.
- Freud, S., 1926. Die Frage der Laienanalyse. Unterredungen mit einem Unparteiischen. In: G.W. XIV, 207–286.
- Freud, S., 1933. Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. G.W. XV.
- Hanske, P.-P., 2010. Zwischen Pornografie und Prüderie. Anmerkungen zu einer nur scheinbar widersprüchlichen Konstellation der Gegenwart. In: Metelmann, J. (Hg.). *Porno-Pop II*. Im Erregungsdispositiv. Königshausen & Neumann, Würzburg, 211–215.
- Karger, A., Knellessen, O., Lettau, G., Weismüller, C., 2001a. Einleitung. In: Dies. (Hg.). *Sexuelle Übergriffe in Psychoanalyse und Psychotherapie*. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 5–15.
- Karger, A., Knellessen, O., Lettau, G., Weismüller, C., 2001b. Sexuelle Übergriffe in Psychoanalyse und Psychotherapie. In: Dies. (Hg.). *Sexuelle Übergriffe in Psychoanalyse und Psychotherapie*. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 17–34.
- Klein, A., 2011. Verwahrlosung – Eine sozialpädagogische Vergegenwärtigung mit Klaus Mollenhauer. *Soziale Passagen*, Jg. 3, H.1, 115–125.
- Lacroix, A., 2013. *Kleiner Versuch über das Küssen*. Matthes & Seitz, Berlin.
- Laplanche, J., 1985 [1970]. *Leben und Tod in der Psychoanalyse*. Nexus, Frankfurt a.M.
- Maase, K., 2012. *Die Kinder der Massenkultur*. Kontroversen um Schmutz und Schund seit dem Kaiserreich. Campus, Frankfurt a.M.
- Menzel, B., 2010. Verwahrlosung und die Legitimation sozialer Ungleichheit. In: Schetsche, M., Schmidt, R.-B. (Hg.). *Sexuelle Verwahrlosung*. Empirische Befunde – Gesellschaftliche Diskurse – Sozialethische Reflexionen. VS-Verlag, Wiesbaden, 233–240.
- Passett, P., 2001. Sexualität jenseits der Biologie – Hat der Pansexualismus der Psychoanalyse im Zeitalter der political correctness noch eine Zukunft? In: Karger, A., Lettau, G., Weismüller, C., Knellessen, O. (Hg.). *Sexuelle Übergriffe in Psychoanalyse und Psychotherapie*. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 83–107.
- Pazzini, K.-J., 2011. Übertragen bearbeiten ist übersetzen. In: Heinze, M., Loch-Falge, J., Offe, S. (Hg.). *ÜberSetzungen*. Verstehen und Missverstehen in Psychiatrie und Kulturtheorie. Parodos Verlag, Berlin, 85–99.
- Pfäller, R., 2011. Wofür es sich zu leben lohnt: Elemente materialistischer Philosophie, Fischer, Frankfurt a.M.
- Phillips, A., 1997 [1993]. *Vom Küssen, Kitzeln und Gelangweiltsein*, Steidl, Göttingen.
- Postman, N., 1991 [1982]. *Das Verschwinden der Kindheit*. Fischer, Frankfurt a.M.
- Sarasin, P., 2005. Fremdkörper/Infektionen: Anthrax als Medienvirus. In: Schade, S., Sieber, T., Tholen, G. C. (Hg.). *Schnittstellen*. Basler Beiträge zur Medienwissenschaft. Schwabe Verlag, Basel, 645–660.
- Schetsche, M., 2010. *Das Internet, das sexuelle Geheimnis und*

¹⁶ Quasi wörtlich genommen, etwa bezogen auf Schnupfen, Grippe o.Ä. vgl. Lacroix, 2013, 163f.

- das Ende der Pornografie. In: Benkel, T., Akalin, F. (Hg.). Soziale Dimensionen der Sexualität. Psychosozial-Verlag, Gießen, 319–337.
- Schetsche, M., Schmidt, R.-B., 2010. Gefühlte Gefahren. Sexuelle Verwahrlosung zur Einführung. In: Dies. (Hg.). Sexuelle Verwahrlosung. Empirische Befunde – Gesellschaftliche Diskurse – Sozialethische Reflexionen. VS-Verlag, Wiesbaden, 7–24.
- Schmidt, G., 1998. Sexuelle Verhältnisse. Über das Verschwinden der Sexualmoral. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg.
- Schmidt, G., 2009. Fantasien der Jungen, Phantasmen der Alten. In: BZgA Forum 1, 27–32.
- Schneider, P., 2001. Erhinken und erfliegen. Psychoanalytische Zweifel an der Vernunft. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
- Siggelkow, B., Büscher, W., 2008. Deutschlands sexuelle Tragödie: Wenn Kinder nicht mehr lernen, was Liebe ist. Gerth Medien, Asslar.
- Wüllenweber, W., 2007. Voll Porno! Stern, 6/2007, 64–72.
- Žižek, S., 1992. Mehr-Genießen. Lacan in der Populärkultur. Wo Es war, No. 1, Turia & Kant, Wien.
- Žižek, S., 1997. Die Pest der Phantasmen. Passagen, Wien.
- Žižek, S., 2001. Die Tücke des Subjekts. Suhrkamp, Frankfurt a.M.

Autorin

Prof. Dr. habil. Insa Härtel, Kulturwissenschaft mit Schwerpunkt Kulturtheorie und Psychoanalyse, International Psychoanalytic University Berlin (IPU), Stromstraße 3, 10555 Berlin, www.ipu-berlin.de/hochschule/wissenschaftler/profil/haertel-insa.html, e-mail: insa.haertel@ipu-berlin.de



Insa Härtel

Kinder der Erregung

»Übergriffe« und »Objekte« in kulturellen Konstellationen kindlich-jugendlicher Sexualität (unter Mitarbeit von Sonja Witte)

transcript-verlag 2014

338 Seiten., zahlr. Abb., kart., 32,99 €

Die derzeitige kulturelle »Erregtheit« um die Figur des Kindes bildet einen Ausgangspunkt dieser kulturwissenschaftlichen Studie. Diese »Erregtheit« erweist sich als Teil gesellschaftlicher Konflikthaftigkeit: Abgewehrtes kehrt in westlichen Bildern bzw. Diskursen kindlich-jugendlicher Sexualität mannigfaltig wieder.

Im Buch werden Materialien aus Kunst und Medien analysiert, die grenzüberschreitende Aspekte von Sexualität thematisieren. In einem breiten Spektrum spielen z.B. Motive von Missbrauch, »sexueller Verwahrlosung«, Unschuldverlust oder auch Verführtsein eine Rolle. Zugleich lassen die untersuchten Produktionen in der Rezeption selbst nicht in Ruhe – und so stellt sich auch die Frage nach den hier wirksamen »Übergriffen« und Lustgewinnen.

Buchtipps



Judith Alder · Corinne Urech

Psychotherapie in der Frauenheilkunde

(Reihe: »Fortschritte der Psychotherapie«, Band 56)

2014, VIII/125 Seiten, € 19,95 / CHF 28,50

(Im Reihenabonnement € 15,95 / CHF 22,90)

ISBN 978-3-8017-2441-2

Der Band stellt das aktuelle Wissen zur Symptomatik, Diagnostik und psychotherapeutischen Behandlung von Patientinnen mit Störungen des Menstruationszyklus und einem prämenstruellen Syndrom, mit Fruchtbarkeitsstörungen, Schwangerschaftskomplikationen und dem klimakterischen Syndrom dar. Neben wichtigen Basisinformationen zur medizinischen Behandlung werden für den jeweiligen Problembereich psychotherapeutische Methoden anwenderorientiert vorgestellt.



Kirsten von Sydow · Andrea Seifert

Sexualität in Paarbeziehungen

(Reihe: »Praxis der Paar- und Familientherapie«, Band 8)

2015, X/228 Seiten, € 29,95 / CHF 39,90

ISBN 978-3-8017-1644-8

In dauerhaften Paarbeziehungen sind sexuelle Krisen keine Seltenheit. Dieser Band befasst sich mit verschiedenen Problemen, die im Zusammenhang mit der Sexualität in Dauerbeziehungen auftreten können, und zeigt Möglichkeiten der therapeutischen Hilfe auf. Einleitend werden aktuelle Forschungsergebnisse zur Entwicklung der Sexualität in heterosexuellen Beziehungen dargestellt. Neben Funktionsstörungen wie Lustlosigkeit, Impotenz oder ausbleibender Orgasmus werden nichtfunktionelle sexuelle Probleme, wie z. B. Krisen im Zusammenhang mit Außenbeziehungen, Gewalt oder Konflikte über sexuelle Fragen, behandelt. Es werden pharmako- und psychotherapeutische Behandlungsansätze vorgestellt und Implikationen für die Praxis abgeleitet.

HOGREFFE



Hogrefe Verlag GmbH & Co. KG

Merkelstraße 3 · 37085 Göttingen · Tel.: (0551) 99950-0 · Fax: -111

E-Mail: verlag@hogrefe.de · Internet: www.hogrefe.de



Georg Seeblen

Träumen Androiden von elektronischen Orgasmen?

Sex-Fantasien in der Hightech-Welt I

Bertz-Fischer 2011, 156 Seiten, 60 Fotos, kart., Preis 9,90 €

Georg Seeblen

Der virtuelle Garten der Lüste

Sex-Fantasien in der Hightech-Welt II

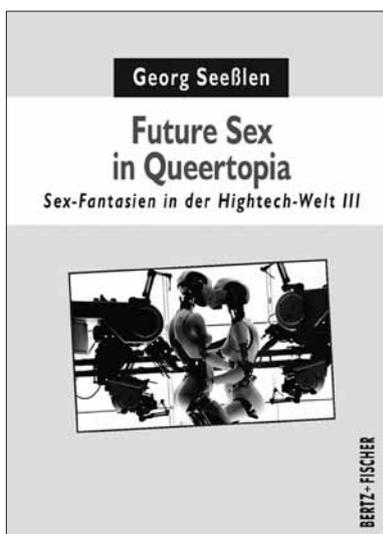
Bertz-Fischer 2012, 212 Seiten, 54 Fotos, kart., Preis 9,90 €

Georg Seeblen

Future Sex in Queertopia

Sex-Fantasien in der Hightech-Welt III

Bertz-Fischer 2012, 212 Seiten, 51 Fotos, kart., Preis 9,90 €



Die posthumane Zukunft hat schon begonnen: Menschen werden immer weiter umgebaut, verbessert, verschönert (mehr oder weniger), sie werden maschinell, pharmakologisch und chirurgisch in den Nach-Menschen verwandelt, sie sollen immer gesünder, jünger und attraktiver erscheinen, und was mit Anti-Aging-Cremes beginnt, soll mit dem perfekten Menschendouble enden. Maschinenwesen, denkende Roboter, lebende Computerprogramme, Klone, Androiden, gentechnisch veränderte, alters- und leidenslose, transhumane Lebewesen, wie immer sie auch ausschauen, eher Monster oder eher Supermensch, irgend etwas und irgend jemand kommt da in der Zukunft, was mehr als Mensch ist. Und man weiß nicht so recht, ob diese Wesen asexuell, hypersexuell oder metasexuell sein werden.

Von dem Tag an, da Franksteins Braut sich in ihren Schöpfer verliebte, entwickelte sich eine lange Reihe der grotesken, gefährlichen und hier und da poetischen Liebesgeschichten zwischen Menschen und Post-Menschen, zwischen Körper und Maschine, zwischen Wirklichkeit und Simulation. Zweifellos verschwinden die sexuellen Impulse nicht, wenn der Mensch nicht mehr vom Weibe, sondern in den Labors geboren wird. Nur: Wohin damit? Das Bildnis des sexuellen Post-Menschen wird aus Begehren und Angst zusammengesetzt. Langweilig ist das nicht.

Die populäre Kultur hat also schon lange damit begonnen, sich Bilder zu machen vom Post-Menschen mit seinen Konflikten zwischen dem Maschinellen und dem Sexuellen. Wird sich der neue Mensch noch verlieben können? Wird es Mischehen zwischen Menschen und sexy Robots geben? Können Post-Menschen, deren Gehirne durch interne Festplatten erweitert sind, sich sexuelle Identitäten programmieren lassen? Kippt die gute alte Sexualität bei der einen oder anderen »Spezies« in bloße Fress- und Zerstörungslust? Und wie erotisch ist eigentlich dieses Menschenbasteln, von dem die Wissenschaftler in der Fiktion wie in der Wirklichkeit besessen scheinen? Sind romantische Vampire die besseren Liebhaber? Hat Lara Croft Stalker? Kann man noch Sex haben, wenn keine Kamera eingeschaltet ist? Was ist noch »echt« an Deutschlands neuestem Supermodel.

Ein Streifzug durch die populäre Mythologie, von der Science-Fiction zum Porno, vom Videogame zum Trash-Fernsehen, von der sexuellen Prothese zur Fickmaschine, von der Wissenschaft zum Märchen (und zurück).

Über die zunehmende Technisierung der menschlichen Sexualität und die Auflösung der sexuellen Identität – Interview mit Georg Seeßlen

Reinhard Jellen

Der Filmkritiker und Theoretiker Georg Seeßlen publiziert in Zeitungen und Zeitschriften wie der *Frankfurter Rundschau*, der *taz*, der *Zeit* und *Konkret*. Bekannt wurde er durch Arbeiten über den Gangsterfilm, den Western, die Coen-Brüder, David Lynch und Tim und Struppi. Nun hat er drei Bücher zum Thema „Sex-Fantasien in der Hightech-Welt“ publiziert.

Das Interview ist am 18.03.2012 zuerst im Online Journal *Telepolis* erschienen: <http://www.heise.de/tp/artikel/36/36533/1.html>. Die Fragen stellte Reinhard Jellen.

Herr Seeßlen, Sie schreiben im ersten Buch Ihrer „Sex-Fantasien in der Hightech-Welt“-Trilogie: „Natürlichen Sex hat es nie gegeben.“ Ist das nicht ein wenig übertrieben?

Georg Seeßlen: Möglicherweise muss man sogar noch radikaler formulieren: Nichts ist „natürlich“, seit es den Menschen gibt, und schon gar nichts ist an diesem Menschen „natürlich“ (es sei denn, man erfindet es eben, was nicht gerade ins Bild von „Natürlichkeit“ passt). Das soll heißen: Jede Regung, jedes Begehren, jede Leidenschaft, jedes Empfinden ist immer auch gesellschaftlich erzeugt und kontrolliert und trägt damit auch das „Maschinelle“ in sich.

Sexualität ist nach dem Stoffwechsel und der Bewegung im Raum wohl exemplarisch dafür, wie sich das Menschliche als Kontrolliertes entwickelt: Man kann es steuern, man kann es unterdrücken (sogar „verbieten“), genauso gut aber auch gebrauchen und missbrauchen, erwecken und in bestimmte Richtungen lenken. Natürliche Sexualität wäre im übrigen ja eine, die von sich selber nichts weiß, die einfach geschieht und damit basta. Die kein Gedächtnis, keine Bilder, keine Erzählung und so weiter generiert.

Für den Menschen aber ist Sexualität immer auch Schauspiel, Geschichte, Drama. Und weil es so ist, steckt Sexualität eben von Anfang an für den Menschen auch voller Angst, voller Missverständnis, voller Verstellung, voller Lüge, voller Ausbeutung. Der Eros, das ist einfach das Leben, hat Marcel Duchamps gesagt. Also das, was im Kern der Subjekte steckt. Aber vielleicht ist es noch mehr das, was Gesellschaft ausmacht.

Jeder, der herrschen will, herrscht zunächst einmal über die Sexualität, ganz egal, ob es ein Papst, ein Kaiser, ein Diktator, ein faschistischer Führer oder auch eine Ökonomie, ein Markt, eine Werbestrategie, eine Technologie, eine populistische Hegemonie, eine Mediokratie ist. Und daher ist umgekehrt natürlich auch Sexualität das, was Herrschaft bedroht.

Wenn also eine Verbindung zwischen einer Herrschaftsform – nennen wir es Neoliberalismus plus „Postdemokratie“ – und einer Technologie – Digitalisierung, Vernetzung und Robotisierung – herrschen will, dann muss sie vor allem auch die sexuellen Diskurse beherrschen (und vielleicht nicht, wie in den Science Fiction-Romanen früherer Zeit, durch sexuellen Terror wie in 1984, sondern durch die Hegemonialisierung, durch Gewöhnung, durch Ansporn zur Verbesserung und zur Abwehr der Ängste). Der Weg zur Medialisierung, Digitalisierung und Maschinisierung der menschlichen Sexualität – das reicht von der Lust bis zur Reproduktion, von der Definition der Geschlechter bis zur alltäglichen Sitte und dem Sprechen darüber – ist vorgezeichnet.

Sie beschreiben in Ihrem Buch die zunehmende Technisierung der menschlichen Sexualität. Können Sie Ursachen hierzu anführen?

Georg Seeßlen: Die Ursachen liegen ganz parallel zu anderen Prozessen der Technisierung, der Arbeit, der Ordnung, des Krieges, des Denkens, der Kommunikation. Zunächst geht es immer um ein Versprechen der Verbesserung, vermutlich ist „Barbarella“ die erste Frau massentauglicher Fiktion, die ausdrücklich die Liebesfähigkeit von Maschinen lobt. Und natürlich ist *Barbarella* auch ein Symbol der „Befreiung“.

Immer ist Medialisierung und Maschinisierung zunächst ein Versprechen auf Befreiung: Wenn die Maschinen uns die Arbeit abnehmen, wie frei sind wir dann. Wenn die Maschinen uns ständig mit Informationen versorgen, wie frei denken wir dann! Wenn wir Medizin haben, die die Vorgänge von Zeugung und Geburt behutsam kontrollieren, wie frei können dann die emotionalen Seiten der Angelegenheit werden? Wenn uns die Ma-

schinen lästige Formen der Ordnung abschaffen, wie frei können wir dann phantasieren, undsoweiter.

Dummerweise ist aber immer auch wieder das Gegenteil eingetreten. Mehr Medien und mehr Maschinen bedeuteten immer auch mehr Kontrolle, mehr Überwachung, mehr Gleichförmigkeit. Und die Angst vor dem Misslingen und dem Missbrauch, der Enttäuschung oder der Trivialisierung, der wir gerade zu entkommen versuchten, ist gleich wieder in neuer Form da, vielleicht sogar in einer schlimmeren.

Ab und zu werden wir deswegen, auch das so ein gängiges Motiv in der Science Fiction, von einem „Zurück zur Natur“ ergriffen, und gerade da spielt dann Sexualität eine große Rolle: Wo maschinelle und diktatorische Zustände herrschen, da soll eine reine, subjektive und natürliche Liebesgeschichte die Erlösung bringen. Oder die Revolte, wenn es da einen Unterschied gibt. Oder als light Version, wenn schon alles künstlich und fiktional sein soll, die Politik und die Wirtschaft sowieso, dann soll wenigstens die Sexualität noch „echt“ und „authentisch“ sein, was immer das heißen mag.

Aber solche Retardierungen ändern an dem gesamten Prozess wenig. Warum sollten wir auch ausgerechnet das Lustmachen, die Geschlechterdifferenzierung, die Zeugung und die Geburt, aber auch das Bildermachen und Geschichtenerzählen, die Definition des Körperlichen und des Geistigen dabei, aus den Diskursen von Medialisierung und Maschinisierung heraushalten. Wir haben da bloß, und auch darum geht es ja auch in den Büchern, neue Formen von Verdrängung und Verschleierung gefunden.

„Viel alltagskulturelles Brimborium“

Wie spiegelt die Science Fiction diese Entwicklung wieder?

Georg Seeßlen: Science Fiction war schon immer ein wunderbarer Spiegel weniger für die Zukunft als für die Gegenwart. Da sie einer technokratischpuritanischen, bürgerlichen Tradition entspricht, wie die meisten Genres der Unterhaltung, spiegelt sie gewiss auch das Kämpfen gegen die innere und äußere Zensur, einen langen Prozess der Befreiung, der Bewusstwerdung. Und in der Verbindung von Horror und Science Fiction bekommen wir auch ziemlich drastische Bilder der Verknüpfung von Hardware, Software und Wetware („Fleisch“). Denn in diesen Genres können wir mehr oder weniger gefahrlos ausprobieren, „was wäre wenn“.

Also: Was wäre, wenn es androide Sex-Sklaven gäbe, die aber durch irgend einen Zufall plötzlich „echte Gefühle“ entwickelten? Was wäre, wenn Sexualität eine radikal öffentliche Angelegenheit würde, die man sich unentwegt einander im Netz zur Verfügung stellt? Was

wäre, wenn Maschinen die ihnen anvertrauten Kontrollen der Reproduktion plötzlich benutzten, um neue, mehr maschinelle Wesen zu erzeugen? Was wäre, wenn sexuelle Phantasie nur noch ein Endlos-Traum von willenlosen Menschenwesen wäre?

Alles, was sich Menschen ausdenken können und was technisch realisierbar ist, das wird früher oder später auch gemacht, hat Stanislaw Lem gesagt. Wenn wir also von einer Mensch/Maschine-Sexualität träumen können, dann wird sie früher oder später auch kommen. Und das wird möglicherweise eben nicht mit einem Paukenschlag passieren, sondern so wie die Computerisierung unseres Alltags, schleichend, absolut angenehm, mit viel alltagskulturellem Brimborium. Und unsere ursprünglichen apokalyptischen Befürchtungen aus der Science Fiction lösen sich auf.

„Entscheidend ist die Verknüpfung des Mechanischen mit dem Ästhetischen“

Seit wann benutzt der Mensch sexuelle Spielzeuge und welche Entwicklung hat dieses in den letzten 20 Jahren genommen?

Georg Seeßlen: Auch die Archäologie und die Kulturgeschichte können immer nur sehen, was sie sich zu sehen trauen, und mittlerweile trauen sie sich zu sehen, dass es offensichtlich „schon immer“ sexuelle Spielzeuge für die Menschen gegeben hat, und offensichtlich auch schon bald solche, die den begüterten Ständen „seltene Schauspiele“ boten. Entscheidend dabei ist ja immer die Verknüpfung des Mechanischen mit dem Ästhetischen und die Erzeugung von Differenz: Raffinierte Sexualität muss man sich leisten können, und auch das sexuelle Spielzeug spielt seine Rolle in sexuellen Hierarchien.

Interessant ist wohl, dass auch hier immer zwei Aspekte miteinander verknüpft sind, einer der medizinischen Fürsorge und einer der „Perversion“. Ist das eine oder andere Instrument ein „Hilfsmittel“ zur Erlangung jener sexuellen Erfüllung, die dem Menschen vielleicht sogar als Grundrecht zusteht, oder ist es ein Mittel, die „normale“ Sexualität zu überschreiten, die Lust am Ende ins „Unendliche“ zu dehnen, oder ihren performativen Charakter ins Grotteske zu steigern.

Hilft das Instrument der Konvergenz oder der Differenzierung im sexuellen Diskurs? Welche Maskeraden wird es annehmen (wie im Beispiel des Vibrators, der ursprünglich ein Instrument in den Händen des fürsorglichen Arztes war, um die „weibliche Hysterie“ zu bekämpfen)? Welche politischen und demoskopischen Folgen hat es (wie die Antibabypille, die die sexuelle Grundordnung der bürgerlichen Gesellschaft so drastisch veränderte)? Ein spannender Diskurs bei alledem

ist demnach immer nicht bloß die Existenz von Dingen, sondern die Transformation in die öffentliche Akzeptanz, vom sexuellen Geheimwissen oder von sexuellen Subkulturen in den Mainstream.

„Entstehung neuer sexueller Codes“

Wie verändert der virtuelle Raum die menschliche Sexualität und wie verändert die menschliche Sexualität den virtuellen Raum?

Georg Seeßlen: Im virtuellen Raum gibt es neue Formen von körperlichen und emotionalen Berührungen. Es entsteht ein neuer sexueller Code. Wie das Medium den Code beeinflusst, so beeinflusst der Code auch das Medium. Sexualisierung war ja noch immer ein probates Mittel, einem Medium zum Durchbruch zu verhelfen, beziehungsweise es von einem öffentlich-politischen in einen intim-privaten Gebrauch zu überführen.

Erst als es auch die erotische Beziehung zuließ, wurde das Netz menschlich, und seine in gewissen Sphären durchaus aufdringliche Sexualisierung macht es wieder vergleichsweise trivial. Sexualität ist die Urform einer Interaktion mit einem selten erreichten Ziel, einander nicht-hierarchisch zu begegnen. So strahlen erotische und andere „utopische“ Elemente im Netz aufeinander aus.

Aber umgekehrt natürlich auch das Reaktionäre, das sich ja mit derselben Geschwindigkeit bewegt. Die Mehrzahl der sexuellen Bilder und Beziehungen, die sich im Netz bewegen, tun das in einer furchtbaren, alten, ausbeuterischen und gewaltsamen, extrem hierarchischen Art – man kann sich sogar des Eindrucks nicht erwehren, es entwickle sich zu einem Medium der Reaktion (auch was die fatale „Ordnung“ der Geschlechter anbetrifft). Aber darüber darf man nicht vergessen, dass dieser virtuelle Raum eben auch andere Formen zulässt.

„Man benötigt neue moralische Codes“

Gibt es eine Tendenz hin zum Avatar-Sex? Wie soll man sich dann das vorstellen?

Georg Seeßlen: Nicht anders als in anderen Bereichen der digitalen Simulation. Es geht einerseits um die mehr oder weniger beliebige (in Wahrheit aber vor allem durch Gesellschaft und Markt bestimmte) regelbare Phantasie und andererseits um ein Feedback der Simulation auf den Körper. „Reale“ und simulierte Aspekte der sexuellen Kommunikation lösen sich ineinander auf. Man kann es zum Beispiel wie ein interaktives Sportspiel betreiben oder auch wie ein Rollenspiel.

Auch hier ist die technische Machbarkeit vermutlich das geringste Problem. Das Problem scheint mir viel

eher in der mythischen Einschreibung, also in dem Bewusstsein der Menschen, genau so wie beim Sex mit Robotern, auch mit dem Sex als digitales Simulationsspiel mit Bio-Feedback, weder ein „schlechtes Gewissen“ noch ein Gefühl zu entwickeln, es fehle zur wirklichen Befriedigung eben doch noch das „Entscheidende“, das Echte. Man benötigt also neue moralische Codes und neue Instanzen eines „großen Anderen“, der genau diese Art von Sexualität nicht nur erlaubt, sondern als die wahre, richtige und dann irgendwie „einzige“ ansieht. Diese Entwicklung scheint mir auch die Pornographie – oder vielleicht auch schon Post-Pornographie – zu durchlaufen. Es geht nicht mehr um die Produktion und Konsumtion von „x“, es geht im Gegenteil um Erweiterung und Entdeckung. Das Verhältnis zwischen „Original“ und „Abbildung“ ist auch hier nicht mehr so eindeutig. Der Avatar ist dann die beste mythische Einheit, um die Aspekte von „Performance“ und „Empfindung“ wieder zusammen zu bringen.

„Polymorphe sexuelle Identität“

Inwiefern geraten mit dieser Entwicklung die Geschlechter-Grenzen durcheinander? Wird dann der 0815-Normalo-Hetero-Sex zum analen Sex von gestern?

Georg Seeßlen: Zweifellos ist das „Queer“-Sein im Zeitalter von digitalen Medien und Neoliberalismus etwas vollkommen anderes als es zu Zeiten der bürgerlichen Gesellschaft war. Das Begehren und das Subjekt haben nicht mehr die unauflösliche, die Schicksals-Einheit, ich kann zum Beispiel einen Teil meines Begehrens, der sich mit anderen Teilen nicht hundertprozentig verträgt, abspalten und auf Reisen durch Subkulturen und digitale Kommunikationsparadiese schicken.

Auch dies ist zunächst ein Aspekt der Befreiung: Gerade dadurch, dass „sexuelle Identität“ polymorpher und vielleicht auch vorläufiger wird, kann man den anderen auch nicht mehr darauf reduzieren. Das immerhin lernt man ja schon in den Vorabend-Soap Operas, dass man jemand mit einer „minderheitlichen“ sexuellen Identität gefälligst nicht auf diese reduzieren soll.

Aber wie es so geht in unserer Welt, jede Entwicklung produziert ihre Gewinner und ihre Verlierer. Denn natürlich ist unter unseren Bedingungen die Technisierung und Medialisierung aller Aspekte der Sexualität nicht zu haben ohne eine gleichzeitige Ökonomisierung. Deswegen wird es auch hier ein Luxussegment und ein größeres Discounter-Segment geben. Es wird Leute geben, die von den Wandlungen profitieren, und solche, die nun mehr als ihre Arbeitskraft, vielleicht den ganzen Körper verkaufen müssen (oder die ganze Energie, die ganze „Eigenart“).

Daher geht es gar nicht darum, die sexuellen Transitionen zwischen Menschen/Maschinen/Simulationen als solche entweder zu verdammen oder gutzuheißen, sondern darum, darauf zu achten, dass sie auf eine „menschliche“ Weise vonstatten gehen, was solche noch ein wenig utopischen Dinge wie Menschenrechte für Maschinen – oder Avatare – beinhaltet.

Sexualität ist die heftigste und intimste Form der Interaktion zwischen den Menschen und der „zweiten Schöpfung“, das Schrecklichste wäre, wenn es zu nichts anderem führte als zu einer Simulation von sexueller Sklaverei.

Wie auch immer: Es lohnt sich über diesen Diskurs und seine möglichen Folgen nachzudenken. Sehr ernsthaft (aber ein bisschen Humor dabei kann auch nie schaden).

Wagen Sie eine Prognose: Wann hat der Mensch Sex mit Robotern und wann werden die Roboter Spaß dabei haben?

Georg Seeßlen: Der erste Teil ist leicht zu beantworten: Das ist bereits der Fall. Es ist vielleicht nicht einmal mehr etwas allzu Besonderes. Der zweite Teil ist extrem schwierig zu beantworten, da wir eine Grenze zwischen Gefühle „haben“ und Gefühle simulieren so wenig ziehen können, wie eine Grenze zwischen Empfinden und Wahrnehmen. Vermutlich wäre ein Symptom – jedenfalls wäre es eine hübsche Sache für einen mehr oder weniger komischen SF-Film –, wenn die erste Maschine sich über „schlechten Sex“ beklagte.

Das würde voraussetzen, dass diese Maschine alles weiß, was man wissen muss, um „guten Sex“ zu definieren. Und eine Maschine, die „weiß“, was guter Sex ist – kann die auch guten Sex „haben“? Es begäbe jedenfalls mit Programmen zur Unterscheidung von angenehmen und weniger angenehmen Partnern, angenehmen und weniger angenehmen Berührungen etcetera, und vermutlich endete dieses Kapitel der Mensch/Maschine-Beziehung mit der Fähigkeit einer Maschine, „nein“ zu sagen.

Autor

Reinhard Jellen, Humboldtstr. 9, 81543 München, e-mail: Reinhard.Jellen@gmx.de



Mirjam Werlen

Persönlichkeitsschutz des Kindes, höchstpersönliche Rechte und Grenzen elterlicher Sorge im Rahmen medizinischer Praxis

Das Beispiel von Varianten der Geschlechtsentwicklung und DSD

Stämpfli Verlag AG, Bern, 2014, 1. Auflage

656 Seiten, br., 150.00 CHF

Diese Berner Dissertation unternimmt eine vertiefte rechtswissenschaftliche Auseinandersetzung mit der bisherigen medizinischen Praxis betreffend Kinder mit einer angeborenen Variante der biologischen Geschlechtsentwicklung (DSD/VSD); der Begriff der »Intersexualität« sollte vermieden werden. Dabei geht es um operativ-hormonell geschlechtszuweisende Eingriffe am Kleinkind. Vor einem chirurgischen und damit irreversiblen Eingriff in die Persönlichkeit des Kindes stellen sich mehrere Fragen – nicht allein den DSD-Kontext betreffend.

Die Arbeit strebt eine interdisziplinäre Darstellung an, insbesondere zur medizinisch-wissenschaftlichen Beurteilung der Integritätseingriffe, und es werden die rechtlichen Grundlagen zum Persönlichkeitsschutz des Kindes und seiner gesetzlichen Vertretung sowie geltende Regelungen im medizinrechtlichen Kontext (z.B. HFG) besprochen. Die Analyse unterscheidet zwischen einer materiell-rechtlichen Beurteilung der medizinischen Praxis und einer dogmatischen Untersuchung (unabhängig der DSD-Thematik) zur Urteilsfähigkeit, Höchstpersönlichkeit und Stellvertretung.

Die Publikation enthält verschiedene Schemata, z.B. zur Urteilsfähigkeit im Rahmen einer Heilbehandlung oder einem Heilversuch und zu den absolut oder relativ höchstpersönlichen Rechten.

Sexuelle Vielfalt und die Polarität der Geschlechter – Ein Beitrag zur Philosophie der Sexualität

Ferdinand Fellmann

Sexual Diversity and the Polarity of the Sexes – A Contribution to the Philosophy of Sexuality

Abstract

In modern societies of the Western world sexual diversity is found to be the ultimate expression of individual self-realization. This is a welcome sign of liberalism, to be sure, but at the same time there are definite socio-psychological risks involved for the co-existing of the sexes. The present article sets out to demonstrate that the male-female polarity is the evolutionary foundation of personal identity. Homosexuality, in this view, continues to be a disposition that deviates from the social norm. It is in their relations to the opposite sex that humans arrive at the kind of security they need to resist fluctuating moods as well as ideological trends.

Keywords: Human sexuality, Male-female polarity, Emotional selection, Personal identity, Homosexuality

Zusammenfassung

In den liberalen Gesellschaften des Westens gilt sexuelle Vielfalt derzeit als höchste Form individueller Selbstverwirklichung. Diese an sich begrüßenswerte Entwicklung birgt allerdings sozialpsychologische Risiken, die das Zusammenleben der Geschlechter unberechenbar machen. In diesem Artikel möchte ich den Nachweis erbringen, dass die Polarität der zwei Geschlechter das evolutionsbiologische Fundament personaler Identität bildet. Aus dieser Perspektive bleibt Homosexualität eine von der sozialen Norm abweichende Disposition. In der Beziehung zum anderen Geschlecht gewinnt der Mensch die positive Freiheit, die ihn gegenüber Schwankungen der eigenen Befindlichkeit und gegenüber ideologischen Trends resistent macht.

Schlüsselbegriffe: Zweigeschlechtlichkeit, Polarität der Geschlechter, emotionale Selektion, personale Identität, Homosexualität

Mit der sexuellen Revolution der 1960er Jahre hat sich das Zusammenleben der Geschlechter radikal verändert. Das traditionelle Rollenmuster von Mann und Frau ist einem Pluralismus der Beziehungen gewichen, der individueller Selbstverwirklichung ein Maximum an Entfaltungsmöglichkeiten bietet. Wenn auch nicht in der sozialen Realität, so doch im kulturellen Diskurs sieht es so aus, als könnte heute jeder sein Geschlecht selber bestimmen und den Schwankungen seines Selbstgefühls anpassen. Transsexualität gilt als Gipfel flexibler Eigenwahrnehmung, die Männer und Frauen endgültig von den Fesseln der Biologie befreit. In diesem Rahmen haben die Wissenschaften vom Menschen die Geschlechterwandlung zum zentralen Forschungsgebiet gemacht und eifrig Daten für die Pluralität biologischer Geschlechtlichkeit gesammelt. Sie belegen, dass das Geschlecht nicht durch binär codierte Chromosomen festgelegt ist, sondern einen offenen Entwicklungsprozess in der Zelle durch Transkription, Translation und entsprechende Modifikationen durchmacht. Mit der Erforschung der Randbedingungen der sexuellen Evolution hat die moderne Epigenetik zur Differenzierung der klassischen Vererbungslehre beigetragen, wodurch die Variationen des Phänotypus verständlicher werden.

Die geschilderte Entwicklung stellt zweifellos einen Fortschritt im Bewusstsein der Freiheit dar und ist als solcher zu begrüßen. Die Frage bleibt allerdings, ob damit die Biologie endgültig überwunden ist. Ich bezweifle das und sehe darin auch kein erstrebenswertes Ziel. Entgegen dem postmodernen Mainstream verteidige ich im Folgenden die Unaufhebbarkeit der biologischen Geschlechtsidentität und der sexuellen Partnerorientierung. Natürlich ist auch mein Blick nicht vorurteilsfrei. Ich weiß, dass das bipolare Geschlechtermodell dazu diente, patriarchalische Strukturen zu rechtfertigen und individuelle Lebensentwürfe zu unterdrücken. Aber auch wenn alle gesellschaftlichen Geschlechternormen wegfallen würden, das Ausleben der Sexualität würde nicht zu paradiesischen Verhältnissen führen. Im Gegenteil. Die evolutionären Erklärungen lassen keinen Zweifel daran, dass menschliche Sexualität konstitutionell auf die Polarität der Geschlechter programmiert ist. Dadurch gewinnt der Mensch den sozialen Halt und die Sicherheit, die wir brauchen, um miteinander zu leben. Wie soll ich mich verhalten, wenn ich nicht weiß, ob der andere morgen

noch vom selben Geschlecht ist wie heute? Und wie kann ich mich als identische Person erfahren, wenn ich mich nicht in meinen Bedürfnissen wiedererkenne? Nach meiner Auffassung ist die Polarität der Geschlechter der Fels, an dem sich der Spaten des Liberalismus zurückbiegt. Für sich genommen und absolut gesetzt lässt sich das sexuelle Erleben nicht auf Dauer stellen, es bleibt flüchtig wie der gegenwärtige Augenblick. Hier hilft nur das Prinzip des Gegensatzes, das aus dem Schwanken der Befindlichkeit die Freiheit personaler Selbstbestimmung macht.

Sexualität ist mehr als ein Bedürfnis neben Essen und Schlafen, sie gehört zur abgründigen Tiefendimension der menschlichen Existenz. Daher reichen die Sozialwissenschaften allein nicht aus, um die Rolle der Sexualität im Leben der Menschen zu bestimmen. Es bedarf vielmehr einer Philosophie der Sexualität. Unter „Philosophie der Sexualität“ verstehe ich die Analyse der Wechselbeziehung zwischen biologischen, soziologischen und psychologischen Faktoren. Nur aus dieser Wechselbeziehung lässt sich meines Erachtens ein Begriff vom Selbstverständnis des Menschen jenseits von Biologismus, Psychologismus und Soziologismus entwickeln. Meine These von der Unaufhebbarkeit der Polarität der Geschlechter werde ich in drei Schritten explizieren. Zunächst definiere ich Sexualität als Existenzial im Unterschied zum Sex (I). Sodann beleuchte ich die Rolle der Zweigeschlechtlichkeit evolutionsbiologisch im Prozess der Menschwerdung (II). Schließlich bestimme ich personale Identität im Lichte der Sexualisierbarkeit aller Bedürfnisse, die es dem Individuum ermöglicht, ein konstantes Selbst in Rahmen der Pluralität der Sozialformen zu entwickeln (III).

Sexualität versus Sex

Sigmund Freud ist der Vorwurf gemacht worden, er wolle alle Lebenserscheinungen aus der Sexualität erklären, was seinerzeit auch moralisch als anstößig empfunden wurde. Das scheint sich heute geändert zu haben, da alle offen von Sex reden. Allerdings sollte man sich hier nicht täuschen lassen. Obwohl Sex in Wort und Bild überall präsent ist, besteht doch eine tief verwurzelte Scheu, die Sexualität in all ihren Dimensionen zu thematisieren. Das gilt auch für die Philosophie, die Liebe als Individuationsprinzip betrachtet, der Sexualität als Gattungsgeschehen aber nur wenig Aufmerksamkeit schenkt (vgl. Frankfurt, 2005). Die Schwierigkeiten resultieren daraus, dass Sexualität mit dem Geschlechtsakt gleichgesetzt wird. Unter dieser Voraussetzung wäre es in der Tat wenig plausibel, der Sexualität den Vorrang vor anderen Bedürfnissen zu geben. Das normale Leben vollzieht sich weitgehend ohne sexuelle Ausrichtung. Krass

ausgedrückt: Die Menschen laufen nicht dauernd auf der Suche nach Sex umher. Nur in bestimmten Lebensphasen und in besonderen Situationen ist das Verhalten der Männer und Frauen sexuell programmiert. Aber nichtsdestotrotz wird das Leben der Menschen von der Sexualität als unthematischem und unbewusstem Hintergrund des Verhaltens und Empfindens beeinflusst. Wie lässt sich Sexualität als Hintergrundphänomen menschlichen Tun und Lassens bestimmen?

Um sich dem Phänomen der integralen Sexualität zu nähern, bedarf es einer Begriffsklärung. Wie verhalten sich die deutschen Begriffe „Geschlecht“, „Sexualität“ und „Sex“ zueinander? Für die Klärung ist der Vergleich mit dem englischen Sprachgebrauch hilfreich. In der englischen Sprache wird Sex ursprünglich zur Bezeichnung des Geschlechts (männlich oder weiblich) gebraucht. So etwa bei Charles Darwin, der in seinem Buch *Die Abstammung des Menschen* von „Auslese in Bezug auf das Geschlecht“ spricht (Selection in Relation to Sex).¹ Wenn wir dagegen im Deutschen heute von „Sex“ sprechen, so halten wir uns nicht mehr an die ursprüngliche englische Bedeutung des Wortes, sondern folgen der besonderen amerikanischen Semantik, die das Lustmoment hervorhebt („sex appeal“, „sexy“). Im Deutschen hat sich das Wort „Sex“ wohl erst nach dem Zweiten Weltkrieg eingebürgert und bezeichnet umgangssprachlich den Geschlechtsakt oder Geschlechtsverkehr („Sex haben“).

Der Unterschied zur Sexualität lässt sich etwa so formulieren: Sex steht für einen Akt, welcher der Person relativ äußerlich bleibt. Sex kann man haben und man kann ihn zur Not kaufen, wenn man niemanden findet, der es einvernehmlich mit einem macht. In der Rede vom Sex ist die Abkopplung von der Fortpflanzung vollständig vollzogen. Wenn man das nicht berücksichtigt, wird der Begriff Sex unangemessen verwendet. So etwa, wenn eine Ausstellung im Naturkundemuseum in Münster „Sex und Evolution“ heißt.² Die Macher haben offenbar vergessen, dass Sex das moderne Wort für eine Betätigung ist, durch die Menschen eine bestimmte Art von Lust erlangen, und die nichts mit der Evolution zu tun hat. Ein anderes Beispiel ist ein gutes und bekanntes Aufklärungsbuch der 1970er Jahre von Günther Amendt, das den Titel *Das Sex Buch* (1979) trägt. In Wirklichkeit ist es ein Buch über Sexualität in allen ihren Facetten, mit denen Heranwachsende konfrontiert werden. Sex spielt nur eine Nebenrolle, Gott sei Dank!

¹ Vgl. die neue Auswahl-Ausgabe: Darwin, Ch., 1871. *Die Abstammung des Menschen und die sexuelle Selektion*. Eine Auswahl, hrsg. v. Fellmann, F. & Wallner, B., Reclam, Stuttgart, 2012.

² Klepfer, L. & Kriegs, J.O., 2013. *Sex und Evolution*, LWL-Museum für Naturkunde, Münster. Das Begleitbuch zur Ausstellung ist auch sonst ein unerfreuliches Beispiel dafür, wie biologische Tatbestände zur Rechtfertigung sozialer Ideologien umfunktioniert werden.

„Sexualität“ scheint eine Übersetzung von englisch „sexuality“ zu sein. Dem *Oxford Dictionary* zufolge tauchte „sexuality“ erst Ende des 19. Jahrhunderts auf, z. B. in einem Buch über Frauenkrankheiten aus dem Jahre 1889 (vgl. Davidson, 1998, 95–138). Im deutschen Sprachraum hat sich der Begriff Sexualität schnell eingebürgert. Er wird gebraucht als Synonym für Geschlechtlichkeit, für Geschlechtsliebe oder Geschlechtsleben und bezeichnet neben den physiologischen die sozialen und emotionalen Aspekte geschlechtlicher Beziehungen, so beispielsweise bei Iwan Bloch, *Das Sexualleben unserer Zeit* (1907). Auch Sigmund Freud gebraucht „Sexualität“ im Sinne der Trieblehre („Sexualtrieb“; „Sexualobjekt“), wobei Sexualität von Fortpflanzung weitgehend abgekoppelt ist („infantile Sexualität“). Unter Sexualität werden demnach primär die psychischen Vorgänge des Geschlechtslebens verstanden, die Art, wie Menschen verschiedenen Geschlechts und verschiedenen Alters ihr Geschlecht erleben. Auf eine Formel in der Sprache von Erich Fromm gebracht: Sex ist ein Haben, Sexualität ein Sein.

In der Philosophie war es Michel Foucault vorbehalten, Sexualität als Existenzial zu thematisieren. Für Foucault stellt Sexualität eine integrale Lebensform dar, die das Selbstverständnis einer ganzen Epoche prägt. Foucault spricht von „Diskursen“, die einen bestimmten Wahrheitswert beanspruchen, der jenseits rationaler Begründung liegt. Man könnte auch von „Zeitgeist“ sprechen, von einem epochalen Lebensgefühl, welches das Denken und Handeln der Menschen kanalisiert. Foucault hat Sexualität richtig als spezifisch moderne Form der Erfahrung, als eigene Erkenntnisweise eingestuft, es muss jedoch hinzugefügt werden, dass es sich immer um implizites Wissen handelt, das sich niemals restlos in Erkenntnis umwandeln lässt. Sexualität als Medium des Selbstverständnisses bleibt dem Zugriff entzogen, sie gleicht darin dem *Es*, das nach Sigmund Freud *Ich* werden soll, aber nie ganz *Ich* werden kann. Mit der Sexualität leben die Menschen immer im dunklen Winkel ihrer Selbst, sie ist wie das Schwarze Loch, das alles verschluckt und durch keine Selbstreflexion ganz aufgehellt werden kann. Der deutsche Titel des ersten Bandes von Foucaults Geschichte der Sexualität: *Sexualität und Wahrheit* (1977) bringt den wissens-theoretischen Kontext prägnant zum Ausdruck.

Es ist das Verdienst von Michel Foucault, die Verflechtung der Sexualität mit anderen Faktoren des sozialen Lebens freigelegt zu haben.³ Dabei geht es immer

um Verhältnisse der Macht, wie sie in Institutionen zum Ausdruck kommen. Die von Foucault herausgestellte Verflechtung von Macht und Sexualität, die den Zivilisationsprozess auf allen Ebenen geprägt hat, bleibt für die Beteiligten weitgehend verdeckt. Falsches Bewusstsein scheint die Art zu sein, wie Sexualität von der Gesellschaft wahrgenommen wird. Das ist keine zufällige Täuschung, sondern liegt in der Natur der Sexualität, die das Gattungsmäßige mit dem Individuellen, das Banale mit dem Sublimen, das Körperliche mit dem Geistigen verbindet. Foucault hat die Mehrdimensionalität der Sexualität mit dem Begriff „Dispositiv der Sexualität“ überzeugend erfasst und ist somit zum Vorbild für die Emanzipationsbewegung des ausgehenden 20. Jahrhunderts geworden. Sexualität als Medium der Befreiung von moralischer Repression, der Öffnung zu neuen Formen intimen Zusammenlebens – all das gehört auf die Habenseite von Foucaults Beitrag zur Kulturgeschichte der Sexualität.

Auf der anderen Seite leistet Foucault in seiner Argumentation illusorischen Vorstellungen von der Domestizierbarkeit der Sexualität Vorschub. Er betont zwar, dass er das Biologische aus seinem Sexualdispositiv keineswegs ausklammern möchte (vgl. Foucault, 1977, 180f), aber er reduziert die Biologie auf ein allgemeines Streben nach körperlicher Lust, das unabhängig von der Geschlechtsdifferenz die Menschen zu sexuellen Handlungen antreiben soll. Die sexuelle Begierde werde nicht durch das begehrte Objekt, Frau oder Mann, ausgelöst, sondern es ist ein und dieselbe natürliche Appetenz, die erst in Folge sozialer Kodierungen die Differenzierung in männlich und weiblich hervorbringt. Dementsprechend geht für Foucault die Selbstkonstitution des Subjekts der geschlechtlichen Differenzierung voraus. Geschlechtsidentität lasse sich anatomischer und emotionaler Unterschiede zum Trotz frei wählen und beliebig abändern. So lautet das unglaubliche Versprechen, das nicht nur von Homosexuellen, sondern auch von heterosexuell gebundenen Partnern begierig aufgegriffen wurde. In der sexuellen Beziehung sich selbst bestimmen, „Sexualitäten“ als Medium personaler Selbstverwirklichung schwebt dem flexiblen Menschen der Postmoderne als Utopie vor, die durch die „synthetische Biologie“ Wirklichkeit werden soll.

Bedeutung des Wortes „Sex“. Sie umfasst das Geschlecht (Sex im Englischen) sowie den Geschlechtsakt (Sex im Sinne von „Sex haben“). Interessant ist, dass Foucault am Ende von *Sexualität und Wahrheit*, wo er sich gegen den möglichen Vorwurf wehrt, er spreche über „Sexualität ohne Sex“, dem Wort Sex eine neue Bedeutung verleiht. Sex erhält nun den Status einer Idee („Idee des Sexes“, 181). Damit unterläuft Foucault die ursprüngliche Bedeutung von Sex als Geschlecht im Sinne der Zweigeschlechtlichkeit und „Sexualität“, nun in Anführungszeichen, wird so zu einem von der biologischen Basis abgehobenen mentalen Begehren.

³ Urs Marti (1988, 103) hat den willkürlichen Umgang mit den beiden Begriffen Sexualität und Sex moniert. In der Tat herrscht hier eine gewisse Verwirrung. Die Bedeutung von „Sexualität“ ist unproblematisch, sie bezeichnet die Geschlechtlichkeit oder das Geschlechtsleben als Inbegriff der Praktiken und Erlebnisse im Umgang der Geschlechter. Dagegen schwankt bei Foucault die

Sexuelle und emotionale Selektion

Sexualität als Schlüssel für das Selbstverständnis des Menschen – diese Lesart, die Foucault publik gemacht hat, ist durch den psychiatrischen Diskurs Ende des 19. Jahrhunderts etabliert worden. Sie findet sich aber schon in Ansätzen bei Charles Darwin. Seine Theorie der sexuellen Selektion bezieht sich auf die sekundären Geschlechtsmerkmale einschließlich des Verhaltens und der Emotionen. Das berechtigt dazu, die Sexualität zur Signatur des Menschseins evolutionsbiologisch zu erklären. Das Sexualverhalten ist neben dem aufrechten Gang und der Werkzeugherstellung sicherlich eine wichtige Voraussetzung der Menschwerdung, nach meiner Auffassung sogar die Wichtigste, die zur signifikanten Vergrößerung des Gehirns geführt hat. Der aufrechte Gang prägte die Anatomie und hat mit dem Freiwerden der Hand dem Menschen die Möglichkeit tiefgreifender Veränderungen seiner Umwelt geschaffen. Aber das war noch nicht der entscheidende Schritt zur menschlichen Intelligenz. Die Australopithecinen bewegten sich über Jahrtausende aufrecht, ohne dass es zu einer nennenswerten Größenzunahme des Gehirns gekommen ist (vgl. Mayr, E., 2005, 298; Junker, 2006, 22). Für die Entwicklung des Gehirns als anatomische Voraussetzung für menschliche Intelligenz bis hin zum Selbstbewusstsein muss es daher eine andere Ursache gegeben haben. Diese Ursache sehe ich im Sexualverhalten, das sich nicht erst auf sozialer, sondern schon auf biologischer Ebene von der Sexualität der nicht-menschlichen Primaten unterscheidet.

Die biologische Sonderstellung der menschlichen Sexualität ist bestens erforscht: Entperiodisierung der Brunft, verdeckter Eisprung, Frontalkopulation mit Blickkontakt, um nur die wichtigsten Merkmale zu nennen.⁴ Diese Merkmale allein erklären allerdings noch nicht den Schritt zur Menschwerdung. „Wie und warum die Zentrale für Praxis, Gnosis und Sprechen im Gyrus supramarginalis entstanden ist, wie und warum das Hirn des Menschen seine gewaltige Vergrößerung und Weiterdifferenzierung erfahren hat, auf der sich das begriffliche Denken und die gesamte geistige Weiterentwicklung des Menschen aufbaut, das wissen wir so wenig, wie wir eine gesicherte kausale Erklärung für viele weitgreifende epigenetische Vorgänge im Laufe der Evolution geben können“ (Lorenz, 1966, 246). Auf die Fragen von Konrad Lorenz möchte ich mit folgender Hypothese antworten: Die Gehirnzunahme ist Resultat langfristiger Paarbindung. Die dauerhafte emotionale Nähe zu einer Person des anderen Geschlechts bildete einen enormen psychischen Selektionsdruck, der stärker wirkte als Umweltbe-

dingungen. Die Gehirnzunahme ist eine Anpassung an die psycho-sexuelle Situation, die sich über lange Zeiträume im Tier-Mensch-Übergangsfeld aufgebaut hat.

Die moderne Soziobiologie konzentriert sich bei der Betrachtung der menschlichen Sexualität auf die Paarungssysteme und den Fortpflanzungserfolg. Dabei geht es natürlich um Strategien der Weitergabe der eigenen Gene. In emotionaler Hinsicht stellt sich die biologische Prägung beim Menschen wie folgt dar: Der Mann erfährt geschlechtliche Lust am intensivsten punktuell bei neuen Partnerinnen. Darin folgt er dem Coolidge-Effekt, der hormonell bedingt zu Seitensprüngen animiert.⁵ Für die Frau dagegen sieht das evolutionäre Szenarium anders aus. Als Gebärende und die Säuglinge Ernährende war sie weniger auf sexuelle Erregung programmiert. Dominant war das kurative Verhalten. Das hat sich im späteren Zivilisationsprozess natürlich radikal geändert, aber für die Rekonstruktion der Urszene der Menschwerdung muss man von der emotionalen Differenz der Geschlechter ausgehen.

Die Frage lautet nun: Wie konnte sich unter diesen Umständen eine langfristige sexuelle Bindung etablieren? Präziser formuliert: Wie konnte der Mann, der auf Wechsel programmiert war, emotional bei einer Frau gehalten werden? Das Tausch-Modell „Sex gegen Nahrung“ erklärt den Zugang dominierender Männer zu zahlreichen Frauen, aber nicht eine dauerhafte Bindung. Dafür bedurfte es neben der volatilen Lust eine gegenläufige emotionale Komponente der Sexualität. Diese Komponente sehe ich im Bedürfnis des Mannes nach Geborgenheit, das aus dem Mutter-Kind-Verhältnis resultiert. Auch der stärkste Jäger, der Tiere erlegt und Frauen für sich gewinnt, sie ernährt und beschützt, ist Kind einer Mutter. Im sexuellen Kontakt zur Frau spielt die ursprüngliche Mutterbindung des Mannes eine die Bindung an die Frau prägende Rolle. Damit soll natürlich nicht ausgeschlossen werden, dass auch die Frau in der sexuellen Beziehung analog von der Vaterbindung geleitet wird. Sicherlich wird die der Frau im Viktorianischen Zeitalter zugesprochene Frigidität dem psychosexuellen Szenarium nicht gerecht (vgl. Stekel, 1921). Das sexuelle Begehren der Frau ist eher mit Angst vor männlicher Gewalt verbunden, wie aus evolutionärer Sicht die sklavische Unterwürfigkeit von bestimmten Affenweibchen

⁴ Zur Evolution der menschlichen Sexualität vgl. Diamond, J., 2000.

⁵ Der Effekt ist nach einer Anekdote über den US-Präsidenten Calvin Coolidge (1872–1933) benannt: Der Präsident und seine Gattin besuchten einen staatlichen Musterhof und wurden getrennt herumgeführt. Als die Gattin darüber staunte, dass es im Hühnerstall nur einen einzigen Hahn gab, erklärte man ihr, der Hahn vollziehe den Paarungsakt bis zu zwölf Mal am Tag. Darauf soll die Präsidentengattin gesagt haben: „Sagen Sie das meinem Mann.“ Als dieser später davon erfuhr, fragte er nach: „Jedes Mal dieselbe Henne?“ – „Nein, jedes Mal eine andere.“ Darauf Coolidge: „Sagen Sie das meiner Frau.“

gegenüber dem dominierenden Männchen nahelegt. Die Angst vor der Gewalt mag sich beim Menschen auf die Angst vor dem Verlassenwerden verschoben haben, ein Verschiebungsprozess, der in der emotionalen Evolution häufig anzutreffen ist. Jedenfalls erhält die Sexualität des Menschen durch die Gefühlsambivalenz eine über die Reproduktion weit hinausreichende partnerbindende Funktion, deren Selektionsdruck nicht hoch genug veranschlagt werden kann (vgl. Eibel-Eibesfeldt, 1980, 617).

Dauerhafte sexuelle Partnerbindung hat zu einer besonderen Form der Selektion geführt, die „emotionale Selektion“ genannt wird (vgl. Fellmann, F. & Walsh, R., 2013). Emotionale Selektion betrachte ich als spezifisch menschliche Weiterentwicklung der sexuellen Selektion, wie sie von Charles Darwin beschrieben worden ist. Das Emotionale liegt in der höheren Sensibilität gegenüber dem Geschlechtspartner, wobei die Sensibilität sich nicht in Sympathie oder Antipathie erschöpft. Die Emotionen beim sexuellen Kontakt zwischen Partnern verschiedenen Geschlechts unterscheiden sich von anderen Gefühlen durch die Ambivalenz der sexuellen Lust, die anzieht und zugleich distanziert. Sexuelle Erregung stimuliert die Einbildungskraft in hohem Maße, so dass Sexualität in Erotik übergeht. In dieser komplexen psychischen Konstellation sehe ich den Prozess der Menschwerdung, in dem sich Phylogenese und Ontogenese zur emotionalen Selektion verbinden. Paare, die innerhalb von Gruppen dauerhaft verbunden sind, haben gegenüber den übrigen Gruppenmitgliedern den Vorteil, dass sie von der Gemeinschaft profitieren, sich zugleich aber durch den Partner aus der Gruppe als „vergeben“ herausheben. Das Resultat war die Entwicklung emotionaler Intelligenz, verbunden mit der schrittweisen Vergrößerung des Gehirns, das ich daher als primäres Sexualorgan betrachte.

Sexualität und personale Identität

Im vorigen Abschnitt habe ich rekonstruiert, wie das Bewusstsein der Freiheit aus der dauerhaften sexuellen Bindung evolutionsbiologisch entstanden sein könnte. Meine abschließende Frage in diesem Abschnitt lautet: Welche Rolle spielt die Geschlechtlichkeit bei der Ausbildung der personalen Identität? Soviel wir wissen, ist der Mensch das einzige Wesen auf Erden, dessen Sein vom Bewusstsein abhängt. Als was wir uns verstehen, lässt sich an dem Bild ablesen, das wir uns von uns selbst machen (vgl. Fellmann, 2002). Beim Selbstbild spielt der Blick der uns umgebenden Mitmenschen eine Rolle, insbesondere von Personen des anderen Geschlechts. Dabei geht es nicht nur um Verschiedenheit im Aussehen und Verhalten, sondern auch um emotionale Polarität. Pola-

rität heißt in der Biologie, dass Organismen in wesentlichen Teilen verschieden sind, einander aber bedingen. Darauf beruht die Geschlechtsidentität, die mehr umfasst als den „kleinen Unterschied“. So ist das Selbstbild des Mannes geprägt durch die weibliche Perspektive und umgekehrt. Es gibt keinen Blick auf die Geschlechtlichkeit von nirgendwo.⁶

Bei der Begegnung mit Menschen stellen wir als erstes fest, dass es sich um einen Mann oder eine Frau handelt. Selbst in sozialen Kontexten, wo das Geschlecht keine Rolle spielt oder spielen sollte, lässt sich die Polarität nicht vollkommen ausschalten. Das wird von egalitativ gesinnten Zeitgenossen als biologischer Zwang beklagt, den es endlich zu überwinden gelte. Diese Einschätzung erkennt, dass Sexualität mehr ist als ein beliebig veränderbares Lebensmuster. Die Polarität der Geschlechter und die emotionale Geschlechtsidentität gehören zusammen. Das hat zur Folge, dass Sexualität die Phantasie der Menschen beschäftigt und ihr gesamtes emotionales Setting durchdringt. Das ist eine kulturübergreifende Konstante, die durch die sexuelle Revolution manifester geworden ist als in früheren Zeiten, in denen das traditionelle Rollenverständnis die Subjektivität überdeckt hat. Die herkömmliche Bewertung des Geschlechtsunterschieds als männlich=aktiv und weiblich=passiv hat sich mit der Emanzipation der Frauen weitgehend aufgelöst. Doch ist damit wirklich die Befreiung von der Geschlechtsidentität erreicht, von der die Avantgarde in unserer Gesellschaft träumt? Wenn man genauer hinschaut, zeigt sich ein anderes Bild. Unbegrenzte Lustfähigkeit und Wandelbarkeit des sexuellen Empfindens haben ihren Preis. Das bekommen insbesondere sogenannte „transidente“ Menschen zu spüren, die sich ihrem biologischen Körper nicht zugehörig fühlen. Sie haben nicht nur Probleme mit dem sozialen Umfeld, sondern auch und vor allem mit sich selbst. Der Wechsel der Geschlechterrollen mag neue Erfahrungshorizonte eröffnen, führt aber oft zur Spaltung des Selbst (vgl. Laing, 1972). Was nach Identitätserweiterung aussieht, ist in Wahrheit Ausdruck von Selbstentfremdung und unglücklichem Bewusstsein. Dafür ist nicht allein die soziale Ordnung verantwortlich, die auf Konstanten angewiesen ist. Auch die Natur des Menschen sperrt sich gegen die Vielheit der „Sexualitäten“, die sich nicht zu personaler Identität integrieren lassen.

⁶ Philipp Lersch (1968) vertritt in der Deutung des Geschlechts das Gesetz des Perspektivismus und kommt zu psychologisch interessanten Ergebnissen hinsichtlich der Art, wie Männer und Frauen sich gegenseitig sehen. Dagegen führt sein Versuch, einen dem Perspektivismus überlegenen Blickpunkt zu gewinnen, zu unhaltbaren Typologierungen, die dem Wandel der Geschlechterrollen nicht gerecht werden.

Die Identitätsproblematik wird derzeit im Rahmen der Bewertung von Homosexualität kontrovers diskutiert. Befürworter der sexuellen Vielfalt berufen sich auf die Biologie, die lehrt, dass Homosexualität zum Verhaltensrepertoire zahlreicher Tierarten gehört und insofern nicht „widernatürlich“ genannt werden darf. Das ist zutreffend, aber man darf nicht vergessen, dass es sich nur um einen verschwindend kleinen Teil des Verhaltensrepertoires handelt, da es in der Evolution um die Weitergabe der Gene geht. Ursache sind besondere Situationen, etwa wenn für die Fortpflanzung aller Individuen in der Umwelt nicht genügend Ressourcen vorhanden sind. Homosexuelles Verhalten ist im Tierreich also nicht Normalität, und aus seinem Vorkommen auf die Bewertung der menschlichen Homosexualität zu schließen, wäre ein naturalistischer Fehlschluss.

Der Mensch als Kulturwesen hat sich in seinen Lebensformen weitgehend von der Biologie gelöst. Wir haben die sexuelle Lust, die Tiere zur Fortpflanzung treibt, umfunktioniert und in der Erotik zum Selbstzweck gemacht. Darin besteht unsere individuelle Freiheit, deren kreative Entfaltung unsere liberalen Gesellschaften auszeichnet. Auch Menschen mit homosexueller Neigung, sei sie nun angeboren oder erworben, tragen erheblich zur Liberalisierung bei, und es gibt gute Gründe, sich gegen Diskriminierung von Schwulen und Lesben zu wehren. Zumal Homosexualität vor wenigen Jahrzehnten noch als Krankheit eingestuft wurde oder, was noch schlimmer war, unter Strafe gestellt wurde. Von daher ist auch das Bemühen homosexueller Gruppen verständlich, sich zu formieren und eine *corporate identity* zuzulegen.

Gleichwohl bleibt Homosexualität ein von der biologischen Notwendigkeit abweichendes Verhalten. Alle Menschen, auch Homosexuelle, sind nämlich von einem Vater gezeugt und von einer Mutter geboren. Dieser elementare biologische Tatbestand wird von denjenigen übersehen oder ausgeblendet, die keinen sozialen Unterschied zwischen Hetero- und Homosexualität machen. Dagegen spricht das Prinzip der Verallgemeinerung. Eine Gesellschaft aus lauter Homosexuellen wäre eine solche von lauter letzten Menschen ohne Nachkommen, die keine Zukunft bietet. Daher braucht jede Gesellschaft soziale Differenzierung, ohne die eine Wertegemeinschaft nicht bestehen kann. Es sei denn, man überlässt die Beschaffung von Nachkommen Bevölkerungsgruppen wie Zuwanderern, die in dieser Hinsicht den *proles* im antiken Rom gleichen. Das wäre Zynismus pur, der Menschen in Klassen einteilt, um dem ‚schönen Leben‘ der Oberschicht Tor und Tür zu öffnen.

Was für die Gesellschaft gilt, trifft auch auf die Selbstfindung des Individuums zu. Ob man Homosexualität als Eigenschaft oder als Verhalten einstuft, eins ist klar: Man kann daraus nicht auf die moralische Qualität der

Person schließen. Homosexuelle sind keine schlechteren Menschen als Heterosexuelle und umgekehrt, sie sind in ihrem Selbstverständnis genauso konfliktreich wie andere. Demgegenüber werden homosexuelle Paare heute gern so dargestellt, als handele es sich um durchweg zufriedene und glückliche Menschen. Die Wirklichkeit sieht anders aus, wie Psychotherapeuten wissen, auch wenn das heute kaum öffentlich gemacht wird.⁷ Homosexuelle Paare imitieren in ihrem Rollenverhalten Mann und Frau, sind aber stärker von Eifersucht geplagt, weil weniger gleichgeschlechtliche Personen für einen Partnerwechsel zur Verfügung stehen. Auch in ihrem Identitätsbewusstsein sind Homosexuelle, schwule Männer übrigens mehr noch als lesbische Frauen, von inneren Zweifeln umgetrieben. Das nicht nur wegen des sozialen Umfeldes, sondern auch vor allem in ihrem Selbstgefühl. „Wer bin ich?“ fragen sich Homosexuelle häufiger als Heterosexuelle, weil das Verlangen nach Sexualverkehr sie übermannt, von ihnen als fremd empfunden wird und nicht vollständig in ihr Leben integrierbar ist. Natürlich gibt es auch bei heterosexuellen Menschen die Neigung zu sexueller Abwechslung, die als „Seitensprung“ praktiziert wird. Dieser aber wird kaum als Bedrohung der persönlichen Identität empfunden, da sie der zweigeschlechtlichen Partnerorientierung entspricht.

Was Homosexualität so prekär macht – was immer ihre sozialen Erscheinungsformen und biologischen Ursachen sein mögen –, ist das Fehlen der Polarität des anderen Geschlechts. Sie sorgt dafür, dass eine Gesellschaft und ihre Mitglieder nicht in Elementarteilchen zerfallen. Auf die Gattungsgeschichte bezogen hat der Primatologe Frans de Waal diesen Tatbestand auf den Punkt gebracht: „Wir sollten die menschliche Paarbindung daher als den Schlüssel zu dem unglaublichen Niveau von Kooperation begreifen, die für unsere Spezies so typisch ist [...] Im Alltagsleben können wir vielleicht das Soziale und das Sexuelle trennen, aber in der Evolution unserer Spezies sind die beiden aufs engste miteinander verknüpft [...] An den Bonobos fasziniert uns, dass sie keinen Grund haben, diese Bereiche zu trennen: fröhlich mischen sie das Soziale mit dem Sexuellen. Wir beneiden diese Primaten vielleicht um ihre ‚Freizügigkeit‘, unser Erfolg als Spezies hängt ganz unmittelbar damit zusammen, dass wir die Lebensweise von Bonobos aufgegeben und unsere Sexualität fester in den Griff bekommen haben“ (Waal, 2009, 176). Die Erfolgsgeschichte des Menschen beruht nicht auf einer Ausweitung sexueller Promiskuität in tierischen Gemeinschaften, sondern es geht um

⁷ Bei früheren Sexualtherapeuten, etwa bei Iwan Bloch (1907) finden sich Materialien, die belegen, dass keine Anomalie so tief in die Persönlichkeit eingreift wie die Homosexualität. Das scheint nicht nur eine Folge der gesellschaftlichen Diskriminierung zu sein, sondern in der psychosexuellen Konstitution selbst zu liegen.

einen Sprung auf eine höhere Ebene der sexuellen Selektion. Auf ihr herrscht das Prinzip der Zweigeschlechtlichkeit, die uns die Fähigkeit verliehen hat, die Sexualität menschlich zu praktizieren. Das Resultat ist personale Identität, die das „egoistische Gen“ in die Lage versetzt, „ich“ von sich zu sagen.

Literatur

- Amendt, G., 1979. Das Sex Buch, Weltkreis-Verlag, Dortmund.
- Bloch, I., 1907. Das Sexuelleben unserer Zeit. Marcus, Berlin.
- Darwin, Ch., 1871. The Descent of Man, and Selection in Relation to Sex, dt: Die Abstammung des Menschen und die sexuelle Selektion. Eine Auswahl, hrsg. v. Fellmann, F., & Wallner, B., Reclam, Stuttgart, 2012.
- Davidson, A.L., 1998. Das Geschlecht und das Auftauchen der Sexualität. In: Smith, G. & Kross, M., (Hrsg.). Die ungewisse Evidenz. Für eine Kulturgeschichte des Bewusstseins. Akademie-Verlag, Berlin, 95–138.
- Diamond, J., 2000. Warum macht Sex Spaß? Goldmann, München.
- Eibel-Eibesfeldt, I., 1980. Grundriß der vergleichenden Verhaltensforschung. Piper, München/Zürich.
- Fellmann, F. & Walsh, R., 2013. Emotional Selection and Human Personality. In: Biological Theory, vol. 8, 6–73.
- Fellmann, F., 2002. Selbstbild als Fiktion. Zur medialen Theorie der Subjektivität. In: Bermes, Ch. et al. (Hrsg.). Die Stellung des Menschen in der Kultur, Königshausen u. Neumann, Würzburg, 21–39.
- Foucault, M., 1977. Sexualität und Wahrheit. Der Wille zum Wissen. Suhrkamp, Frankfurt a. Main.
- Frankfurt, H.G., 2005. Gründe der Liebe. Suhrkamp, Frankfurt a. Main.
- Junker, Th., 2006. Die Evolution des Menschen. Beck, München.
- Klepfer, L. & Kriegs, J.O., 2013. Sex und Evolution. LWL-Museum für Naturkunde, Münster.
- Laing, R.D., 1972. Das geteilte Selbst. Kiepenheuer und Witsch, Köln.
- Lersch, Ph., 1968. Vom Wesen der Geschlechter. Reinhardt, München/Basel.
- Lorenz, K., 1966. Über tierisches und menschliches Verhalten, Band II. Piper, München.
- Marti, U., Michel Foucault. Beck, München, 1988.
- Mayr, E., 2005. Das ist Evolution. Goldmann, München.
- Stekel, W., 1921. Die Geschlechtskälte der Frau. Urban & Schwarzenberg, Berlin/Wien.
- Waal, F. de, 2009. Der Affe in uns. Warum wir sind, wie wir sind. Dt. Taschenbuch-Verl., München.

Autor

Dr. Ferdinand Fellmann, Prof. em. für Philosophie an der TU Chemnitz, Glückweg 21, 48147 Münster,
e-mail: ferdinand.fellmann@phil.tu-chemnitz.de

Ferdinand Fellmann

Das Paar

Eine erotische Rechtfertigung
des Menschen

Ein Beitrag zur
philosophischen Anthropologie



Ferdinand Fellmann

Das Paar

Eine erotische Rechtfertigung des Menschen. Ein Beitrag zur philosophischen
Anthropologie

Verlag Karl Alber, 2013 312 Seiten, 19 €

ISBN: 978-3-495-48577-4

In einer Zeit, in der die Gesellschaft in Elementarteilchen zu zerfallen droht, wird die Frage akut, was die Welt zusammenhält. Fellmanns Antwort: die Paarliebe als anthropologisches Radikal, das den Menschen von der tierischen Horde getrennt hat.

Die Rekonstruktion der Entstehung des Menschen aus dem Paar ist der Versuch, die emotionale Dimension kommunikativen Handelns jenseits der Dualismen von Körper und Geist, von Gefühl und Intellekt zu erschließen. Im Nachwort zu dieser Neuausgabe wird noch deutlicher, was uns Menschen mit den Tieren verbindet, was uns von ihnen trennt. Auch Tiere kennen den Liebesrausch, aber nur der Mensch findet in der Paarbindung die Rechtfertigung seiner Existenz. Ein Beweis dafür, wie eng Eros und Religion im Menschsein zusammenhängen.

Paare im Panikraum*

Petra Gehring

Couples in Panic Rooms

Abstract

This paper attempts a contemporary-historical review in the matter of "sexuality". Among other things it commemorates the theses of Michel Foucault, who explored sex research as an element of the rise of biopolitics at the end of the 19th century and declared sexuality to be a dispositif (i.e. an arrangement of power that permeates and shapes corporal reality itself). The paper, however, investigates our present time: What about sex contemporarily? Perversion, woman, child, couple – to what extent are the pillars of 19th century sexuality still standing today? The constellation has changed, so the assumption. Sexual deviation and the issue "woman" were – each in its manner, but each to a large extent – integrated into new forms of a politics of the couple. Significant for this 'couple politics' is an increasing concern about the child: ambivalent but intense, and sexually over-determined. Propagation – "reproduction" – has turned to production in the 21th century. The neo-normal couple thus becomes pivotal for the analysis of sexual (and bio-) politics. It also becomes pivotal for sexual political criticism.

Keywords: Couple, Biopolitics, Sexual politics, Reproduction, Michel Foucault

Zusammenfassung

Der Beitrag unternimmt den Versuch einer zeitgeschichtlichen Bestandsaufnahme und Umschau in Sachen „Sexualität“. Rück erinnert wird unter anderem an die Thesen von Foucault, der die Sexualforschung in den biopolitischen Aufbruch ‚um 1900‘ einordnet und die Sexualität als Dispositiv (also als eine in die Körper hineinreichende Machtangelegenheit) analysiert. Der Blick des Beitrags richtet sich aber auf die Jetztzeit: Wie steht es um den Sex heute? Perversion, Frau, Kind, Paar – inwiefern existieren die Eckpunkte der Sexualität des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts noch? Ihre Konstellation hat sich jedenfalls verschoben, so die These. Die sexuelle Abweichung und das Thema „Frau“ wurden – je auf ihre Weise, aber jeweils

weitgehend – in neue Formen einer Paarpolitik integriert, für die wiederum die Sorge um das Kind (die Fortpflanzung des 21. Jahrhunderts ist nicht mehr Reproduktion, sondern Produktion) eine changierende, aber intensive und auch sexuell überbesetzte Rolle spielt. Das neonormale Paar rückt damit ins Zentrum von Sexual- und Biopolitik-Analysen. Wie auch ins Zentrum der sexualpolitischen Kritik.

Schlüsselwörter: Paar-, Bio- und Sexualpolitik, Reproduktion, Michel Foucault

Für eine Gegenwartsgeschichte der Sexualität

Der Koitus, wie wir ihn vollziehen, ist mit Kultur durchzogen wie mit feinen Äderchen. Er wurde irgendwann entdeckt und dann weitergegeben, nicht anders als die Sprache.

Marc Greif

Sexualmoral hat sich gewandelt. 1900: die Psychoanalyse – nach 1945: Beate Uhse, Oswald Kolle und die Pille – 1968: *Enzyklika Humanae vitae* – ab 1968 vor allem aber sexuelle Liberalisierung, Frauenbewegung, verändertes Scheidungs- und Schwangerschaftsrecht sowie weitgehende Entkriminalisierung der Homosexualität.

Die so erzählte Vergangenheit liegt freilich wie in einer Vitrine da. Und die Erzählung endet vor über vierzig Jahren, als seien Dinge nun im Wesentlichen so geordnet, dass sie richtig liegen. Was geschah in den Jahrzehnten seither? Strömt der befreite Sex im breiten Flussbett ruhig dahin?

Wer behaupten wollte, es sei still um die Sexualität geworden, muss sich fragen, warum er oder sie nichts mehr hört. Zwar gibt es keine „Bewegungen“ mehr, Imperative haben ausgedient, allerlei scheint normaler als früher. Zugleich aber existieren da flimmernde Extreme: Prostitution, Frauenhandel, Sextourismus, Pornografie in nie gekanntem Ausmaß, Brutalisierung sexualisierter Gewalt in Videos und im Internet, umoperierte Geschlechtsorgane, Kinderwunsch- und Fertilitätsmärkte mit Eizellhandel und Leihmutterchaft, sexuell uneindeutige Körper als Objekte von Identitätspolitik wie Voyeurismus, Zwangsehen, genetische Vaterschaftstests, Jungfräulichkeitsprüfungen, Sklavenhaltung von Frauen,

* Der Beitrag geht auf einen zunächst für die *Zeitschrift für Evangelische Ethik* (56) 2012, 249–263 verfassten Aufsatz unter dem Titel „Biopolitik als Paarpolitik. Sex, Macht und kirchliche Sexualmoral“ zurück. Die hier vorliegende, etwas nachkorrigierte Version ist in *Tumult. Vierteljahresschrift für Konsensstörung*, 2014, Heft 2, 88–91 und Heft 3, 78–83 erschienen.

Säureattacken und sogenannte „Ehrenmorde“, Berichte Traumatisierter aus Internaten, Gefängnissen und anderen Anstalten, extreme Formen der Abhängigkeit, Satanismus, Pädophilie.

Alarmrufe sind eher selten. Wer möchte sich schon zum Sittenwächter aufschwingen? Auch bekennende Abenteuer/innen des Erotischen singen freilich keine pauschalen Loblieder auf die sexuelle Überschreitung mehr. Wo Vergewaltigungs- und Erniedrigungsvideos an jeder Ecke zu haben sind, wirkt die batailleske Heroisierung des Exzesses eigenartig naiv. Ist die Grenzüberschreitung weder Ausnahme noch Kunst, noch Subversion von irgendetwas, so verhält sie sich wie der Aufschrei im Gebrüll: Sie wird zum Mitmachverhalten.

Es bereitet enorme Schwierigkeiten, zu sagen, in welches Register des Redens und der Besorgnis der Sex heute überhaupt hineingehört, ob er, der Sex (oder es, das Geschlecht) einer Moral bedarf, was ihm (wie ihm) Rahmen und Formen gibt, und was Sexualität überhaupt ‚ist‘. Dazu teilt ein schwindelerregender Spalt den akademischen Diskurs. Ob es ‚die‘ Sexualität überhaupt gibt, zweifeln die Sozial- und Geschichtswissenschaften – naturalismuskritisch – an. Vieles spricht dafür, dass körperliche Lüste zwar immer existierten, der zur Fortpflanzung treibende ‚Trieb‘ jedoch ein Konstrukt des um Geschlecht und Vererbung besorgten 19. Jahrhunderts war. In den Natur- und Biowissenschaften hingegen hält man am Naturalismus fest: Zwar weniger Trieb oder Libido, aber dafür Gene, Hirn, Hormone oder irgendwie die Evolution im Ganzen verankern in allen gesunden Exemplaren des *homo sapiens* ‚die‘ Sexualität.

Erosion der Notwendigkeiten?

Wenn es eine sexuelle Revolution gab, so war sie kurz. Zwar durchtobte die psychoanalytisch vorgedachte Vision einer Befreiung ‚durch Sex‘¹ Pamphlete und studentische Matratzenlager, und sie hat auch keineswegs nur Männer beflügelt.² Dennoch fielen Programm und Praxis des befreiten Sex einem Paradox zum Opfer: „Befreite“ Sexualnatur musste als Notwendigkeit auftreten, die von sich aus zu ihrem Recht kommt. Aus den zuvor unterdrückten Kräften wird Zwang – oder jedenfalls etwas, das seine Maße nur noch in sich selbst finden kann. So läuft auch der Glaube an Sexualität, wenn nicht auf einen

Naturalismus hinaus, so doch auf eine unausgesprochen alternativlose Idealisierung bestimmter Klischees vom unausgelebten Begehren.

Tatsächlich fiel die strukturelle Ähnlichkeit von sexualpolitischen und naturalistischen Argumenten schon in den 1970er Jahren auf. Sowohl auf Seiten der Frauenbewegung als auch auf Seiten der zeitkritischen Geschichtsforschung wurde daher relativiert und differenziert: Harmonische Triebbefriedigung ist ein Artefakt. „Sex“ erzwingt beispielsweise heterosexuelle Zweigeschlechtlichkeit oder eine bestimmte „sexuelle Orientierung“ und „Sex“ meint vorzugsweise solche Sexpraktiken, in deren Mittelpunkt die Penetration steht, privilegiert also den „genitalen“ (als den einzig ernsthaften, vollwertigen, gesunden) Sex. An die elementare Bedeutung der Sexualität zu glauben, meint zudem die Notwendigkeit, vom Sex zu *reden*. Sexualität erschöpft sich nicht im körperlichen Genuss oder in Zuneigung, sondern verrät uns etwas von uns selbst: Im Sex offenbart sich ein tief in unserem Inneren verborgener Energiehaushalt, der heikel ist und tendenziell gefährlich, der uns aber auch anzeigt, wer wir gern wären und wie normal wir sind.

Sex ist ein Identitäts- und Geständnispiel – mit hohem Einsatz: dem des Lebens. In *La volonté de savoir* (dt. *Der Wille zum Wissen*) beschreibt Michel Foucault, wie „Zensur“ oder „Unterdrückung“ eben gerade nicht der elementaren Bewältigung unserer Geschlechtsnatur dienen, sondern die Idee der sexuellen Unterdrückung mit Hilfe von Biologie, Psychologie und Psychoanalyse zu einer Welle des Redens über ... führten. Beispielsweise über „Unterdrücktes“ zu reden trainiert dessen Präsenz in uns hinein. Zugleich übt es uns darin, Opfer als Preis (wie Mittel) der Lust für notwendig zu halten und nach Therapie zu fragen.

Im Blick auf die Geschichte macht Foucault deutlich, dass „Sexualität“, ein medizinisch-psychologisches Konstrukt des 19. Jahrhunderts, mit den körperlichen Lüsten und Begehren früherer Zeiten nicht gleichgesetzt werden kann. In seiner monströsen Bedeutung für das „Ich“, in seiner krampfhaften Kopplung an eine „biologische“ Zweigeschlechtlichkeit, als etwas, das im Kind bereits verdorben werden kann, und als Quelle von „Perversionen“ ist der Sex eine späte – und eine europäische – Erfindung. Eine ihrer Pointen hat mit dem sich perfektionierenden Kapitalismus zu tun. Dank der Sexualität wird die entstehende Normalität der bürgerlichen Kleinfamilie mit einer neuartigen Sorge vor dem eigenen Inneren geschlagen, eine Staatswohlfahrt wird gebraucht, welche die Fortpflanzung unter sozialhygienische Betreuung stellt. Tatsächlich betritt das soziale Leitbild der Kleinfamilie ungefähr zur selben Zeit die Bühne der Moderne wie ‚die‘ Sexualität. Eine auf Reproduktion hindrängende Naturkraft, die jede/r einzelne in sich vermuten und bändigen muss, wird damit zum hitzigen Mittelpunkt des

¹ Vgl. Zeitschrift für politische Psychologie und Sexualökonomie (1934–1938), sowie Reich, W., 1936. Die Sexualität im Kulturkampf; das Werk hieß später: Die sexuelle Revolution. Fischer-Taschenbuch, Frankfurt/M., 1966.

² Firestone, Sh., 1987. Frauenbefreiung und sexuelle Revolution (1970). Fischer, Frankfurt/M.

Privatlebens. Wobei der Sex zugleich auf ebenso hitzige Weise von öffentlichem Interesse ist.

Foucault bezeichnet die Sexualität als „Dispositiv“, nämlich als instabiles Arrangement, in das eine Vielzahl durchaus unterschiedlicher „Diskurse“ (also Redeüblichkeiten und Darstellungsordnungen) Eingang finden, aber auch als Arrangement von Techniken und „Apparaten, die innerhalb verschiedener Institutionen funktionieren“³. Der Wirklichkeitswert des modernen Sexuellen treibt daher aus vielfachen Gründen nach oben. Sex ist erstens Potenzial: ein Fluidum der Möglichkeiten und kapitalartiger Einsatz für Spekulationen auf emotionalen, biophysischen und als „Leben“ sich manifestierenden Gewinn. Er wirft zweitens die Frage nach Produktionsbedingungen des Begehrens auf, denn das und was in der Sexualität Begehren freisetzt, erklärt sich nicht (z. B. als „natürlich“) von selbst.

Und Sex ist drittens eine Frage von Macht – wie auch von Herrschaft, denn es ist offenkundig, dass mittels der rund um das Syndrom Sexualität gezogenen Linien von Normalität und Abweichung, von gesund und krank, von Verbot und Gesolltem, Individuen ebenso regiert werden wie ganze Populationen. Weil deren Humanressourcen in allen Dimensionen ihrer möglichen ‚Qualität‘ in der Familie nicht nur ‚keimen‘, sondern auch heranwachsen. Was der moderne Sozialstaat (welcher nicht zuletzt aus dem weiblichen Körperzustand namens Schwangerschaft das von der Frau abgesonderte, qualitätsgesicherte Schutzgut „werdendes“ oder „ungeborenes Leben“⁴ gemacht hat) mit großer Besorgnis betreut und optimiert.

Sexualforschung in der Beratungszone

Tatsächlich können Wissens- und Körpergeschichte wie auch Machttheorie hinter diese Einsichten nicht mehr zurück. Hysterie, Sexualwissenschaft und auch (in gemischter Zuständigkeit von Demographie, Kriminologie, Physiologie, Psychopathologie und psychologischen Entwicklungslehren) diagnostizierte Formen sexueller „Störungen“ sind nachweislich gemeinsam – und recht spät – entstanden.⁵ Rückblickend erscheinen sowohl die

biomedizinischen als auch die verhaltenswissenschaftlichen und psychoanalytischen Spielarten der Sexualforschung auch des 20. Jahrhunderts als Teile desjenigen Apparats, der einerseits die theoretische Überzeugung kultiviert, dass ‚das‘ Sexuelle als (wo nicht messbare, da doch objektivierbare) Körpertatsache existieren muss ‚und der andererseits straft bzw. an den Grenzen des Normalen therapeutisch eingreift.

Dass Sexualstörungen diagnostiziert, beforscht und vor allem behandelt werden, gilt trotzdem bis heute. Zwar sind Krankheiten wie die Hysterie vom Diagnosezettel wie auch als Erscheinung verschwunden. Dafür ziehen andere, teils auch neue Pathologien die Aufmerksamkeit auf sich: transsexuelle Geschlechtsidentitäten, ungewöhnliche Fetischobjekte, Gewalt als Stimulans der Lust, Pädosexualität,⁶ dazu das weite Spektrum sexueller Traumata, „Sexsucht“ – und nicht zuletzt der unerfüllte Kinderwunsch, der vom Faktum zur (auch seelischen) Krankheit avanciert ist, seit man ihn durch *In-vitro*-Verfahren ‚behandeln‘ kann.⁷

Dazu bleibt das Reden vom Sexuellen wie von den Geschlechtern und ihrem Nachwuchs an sozialstatistischen Großdiagnosen orientiert. Schon um 1900 waren darwinistische Reformvorstellungen mit makroskopischen (Re-)Konstruktionen des „Sexuallebens“ und möglichen Pathologien eng verbunden. Szenarien der Degeneration Einzelner und ganzer Völker durch falsche Partnerwahl, Masturbation etc. oder aber zur Rettung der Erbstärke Europas ausgeklügelte Maßnahmen standen am Beginn dessen, was man „Sexualethik“ nannte. Ähnlich kurios wie darwinistischer Zeugungsheroismus,⁸ unserem heutigen Wissenschaftsverständnis aber näher

³ Foucault, M., 1976. Sexualität und Wahrheit. Erster Bd. Der Wille zum Wissen. Suhrkamp, Frankfurt/M., 1977, 47.

⁴ Bekanntlich diente der Schutzgut-Diskurs zunächst der Kriminalisierung des Schwangerschaftsabbruches, dann aber wurde Embryonenschutz zum Motiv von (Medizin-)Technikkritik. Heute sind „Rechte“ des Ungeborenen ein weites Feld und dienen weitergehenden Disziplinierungen schwangerer Frauen. Vgl. zur vorverlegten Zäsur, mit welcher der „Mensch“ beginnt, Gerhardt, V., 2001. Der Mensch wird geboren. Kleine Apologie der Humanität. C.H.Beck Verlag, München.

⁵ Zur Geschichte der Sexualwissenschaft (und der Psychoanalyse) ist die Literaturlage ergiebig, aber heterogen, vgl. Sigusch, V., 2008.

Geschichte der Sexualwissenschaft. Campus Verlag, Frankfurt/M., New York; Eder, F.X., Bibliography of the History of Western Sexuality – <http://www.univie.ac.at/Wirtschaftsgeschichte/Sexbib/about.html>. Vgl. als Pionierarbeit zur Epistemologie der ‚Frau‘ Beauvoir, S. de, 1968. Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. (1949). Rowohlt, Reinbek bei Hamburg.

⁶ Zu den schlichten Typologien, die Sexualtherapie heute verwendet, wäre viel zu sagen. Die deutsche Fassung der *International Classification of Diseases and related Health Problems* der WHO [ICD-10-GM] enthält im Kapitel V die Rubriken „64. Störungen der Geschlechtsidentität“, „65. Störungen der Sexualpräferenz“ und „66. Psychische und Verhaltensstörungen in Verbindung mit der sexuellen Entwicklung und Orientierung“ mit vagen Tatbeständen wie „sexuelle Reifungskrise“ und „sexuelle Beziehungsstörung“. Vgl. ICD-10-GM (2012) <http://www.med-code.info/?utf8=%E2%9C%93&country=de&commit=Wechseln> [3.5.2014]

⁷ In der ICD-10-GM findet sich der „Kinderwunsch“ denn auch unter „Z 13.6 Allgemeine Beratung im Zusammenhang mit Fertilisation“ (dort u.a. neben der Erkrankung) „sterile Ehe“; von vornherein das Paar firmiert hier augenscheinlich als zu therapierendes Subjekt).

⁸ Vgl. Petra Gehring: „Viriler Faktor. Die Sexualwissenschaft des Christian von Ehrenfels“. In: Zeitschrift für Ideengeschichte III/2 (2009), 40–51.

sind die berühmten quantitativen Studien von Alfred C. Kinsey 1947 und 1953 oder die Orgasmusforschungen von William Masters und Virginia Johnson, denen bis heute andauernde methodologische und forschungsmoralische Kontroversen gewidmet sind.⁹

Was ist seriös, was Wissenschaftsglaube? Für die Forschung in Sachen Sex gab es nie klare Antworten. Die instabile Lage des ganzen Gegenstandsgebiets gibt inzwischen weder Befreiungshoffnungen noch wie immer gearteten ‚objektiven‘ (nämlich von ‚der‘ Sexualität her entwickelten) Moralbegründungen Raum. Psychoanalyse und Sexualforschung scheinen – jedenfalls theoretisch – diskreditiert. Geblieben ist Anwendung. Auch politisch geben Berufungen auf Sexualldiskurse keine Rollenmodelle mehr her. In den 1980er und 1990er Jahren haben insbesondere Texte der Frauenbewegung, schwule, lesbische und queere Reflexionskultur den Rückbau von Selbstverständlichkeiten in Sachen Sexualität gefördert.

Wissenschaft im 21. Jahrhundert zieht sich – wo sie nicht auf Hormone, Gene, Evolution zurückfällt – aufs Beobachten zurück. Verbliebene Sexualforscher sind Lebensstilforscher geworden. Wo es heute körperlich intim wird, registrieren sie eine Vielfalt der Entwürfe, ein „Verschwinden der Sexualmoral“, stattdessen eine „Verhandlungsmoral“, den Rückzug auf Selbstbefriedigungsformen oder auch Lustlosigkeit und nachlassendes Interesse überhaupt an genitalem Sex.¹⁰ Anstelle von Diskursen des Begehrens bleiben Diskurse der Selbstbehauptung und der „Identität“. So sei zu vermuten, dass „die Ekstase“ „bald nicht mehr im Sex, sondern in der Gewalt gefunden“ werde¹¹ oder „dass sich das sexuelle Zeitalter tatsächlich seinem Ende zuneigt“.¹²

Begehren und Lust, die Bedeutung haben, sofern sie uns jenseits des Genusses aufs Geschlecht verpflichten: So weitläufig gefasst und gerade nicht von irgendwelchen anthropologischen Konstanten her bestimmt, wird das Gebiet dessen, was „Sexualmoral“ genannt werden könnte, zu einem alltagsnahen, eher diffusen und auch heterogenen Kräftefeld. ‚Das‘ Sexuelle zerfällt, nicht hingegen die Moralisierung. Sorgen und Regeln stimulieren ein Reich temporärer Faszinationen, Überbesorgnis und völlige Deregulierung koexistieren. Und Machtprozesse reizen nach wie vor zum Zuvor-so-nicht-Möglichen an.

⁹ Vor den Folgen der Publikation ‚aufklärerischer‘ Studien à la Kinsey warnt Helmut Schelsky: Soziologie der Sexualität. Rowohlt, Hamburg 1955, 8f.

¹⁰ Vgl. Schmidt, G., 1994. Das Verschwinden der Sexualmoral. Klein, Hamburg; Ders., 2002. Sexualität und Spätmoderne. Psychosozial-Verl., Gießen.

¹¹ Sigusch, V., 2011. Auf der Suche nach der sexuellen Freiheit. Über Sexualforschung und Politik. Campus, Frankfurt/M., New York, 120.

¹² Ebd., 108.

Auch wenn ich Zukunftsfragen beiseite schiebe: Gegenwartsgeschichtlich fehlt das klare Bild. Negativbefunde wie Verschwinden, Zerfall etc. registrieren lediglich etwas, was nicht mehr so ist wie früher. Wenn der Sex als Dispositiv sich aber (womöglich sogar dramatisch) wandelt, wie steht es dann um den aktuellen Umbau des Sexualitätsdispositivs im Hinblick auf das, was er produziert?

Bioreproduktion, Produktkind und Trashkonsum – Zum Umbau des Sexualitätsdispositivs

Das Feld des Sexuellen ist heute keineswegs weniger reglementiert als dazumal. Zwar sind im Zeichen von Gleichbehandlungsgeboten bestimmte Diskriminierungen und Verbote gefallen – nicht nur in Europa sind Verhütungsmittel für Männer und Frauen heute gleichermaßen leicht greifbar, lassen sich gleichgeschlechtliche Beziehungen eheartig ausgestalten, sind Prostitution und Formen gewalthaltiger Pornografie legale Konsumprodukte mit atemberaubendem Umsatz.¹³ Das Rollenrepertoire der Geschlechter ist gleicher geworden: Das bürgerliche Paar hat sein Binnenverhältnis (jedenfalls *de jure*) symmetrisiert. Es hat eine Art Doppelspitze ausdifferenziert – mit Verpartnerungen und analogen Elternrechten sowie Scheidungsregeln *cum grano salis* ohne Ansehung des Geschlechts. Dazu hat ein beachtliches Spektrum dessen, was früher als pervers galt, im Universum solchermaßen gelockerter ehelicher oder eheähnlicher Allianzen seinen Platz gefunden. Auch dass Paare sich nach einigen Jahren neu kombinieren, ist ins Modell integriert.

Ansonsten aber sind die sittlichen und rechtlichen Kreise, die die Form ‚Paar‘ umgeben, durchaus stabil. Dazu nimmt die wechselseitige körperliche Inanspruchnahme von Partnern in bestimmten Feldern – nämlich überall dort, wo es um Kinderproduktion geht sowie prospektiv um (künftige) Gesundheit – womöglich sogar zu. Neue physiologische Verantwortungsverhältnisse werden im Körper des Paares verankert. Das betrifft den Sex wie auch seine biotechnischen Substitute, also das von komplexen neuen Machtverhältnissen durchzogene Feld der kontrollierten sowie sogenannten „assistierten“ Reproduktion.

¹³ Die Dienstleistungsgewerkschaft ver.di schätzt für Deutschland täglich den Kontakt von 1,2 Mio. Männern mit Prostituierten. Vgl. Sagener, N., 2012. „Im Schein der Lichterketten“, in: FAS vom 8.4.2012, S. R1. Auch die inzwischen erfolgte (Re-)Politisierung des Themas Prostitution folgt dem Muster des Bekämpfens gewisser Auswüchse, Stichwort „Flatrate-Sex“. Grundsatzüberlegungen flakern nur selten auf.

Und das betrifft das längere Leben, wenn man so will: die körperliche Reproduktion der Partner selbst.

Tatsächlich setzt Sexualisierung von bioreproduktiven Optionen neue Ansprüche frei, wofür vier Beispiele genannt seien. Da sind zum einen die Entkopplung von Praktiken und Alter. Der Sex wird heute von Männern wie Frauen durch die Einnahme einer neuen Fülle von Pharmaka gelenkt – denn genital definierte Potenz soll lebenslang funktionieren und sich zu beliebigen Zeitpunkten (auch spät) spontan noch durch Kinder krönen lassen. Dann ist da der Kinderwunsch überhaupt: Man wird die Laborprozeduren einer künstlichen Befruchtung nicht als erweiterte Sexualpraktik deuten können. Gleichwohl ist auffällig, wie sehr durch einschlägige Biotechniken die Zeugung mittels klinischer Dienstleistungen in den Lichtkegel der sexualisierbaren Handlungen gerückt ist. Dass drittens auch Schönheitsoperationen – als bezahlbare Massendienstleistung eine weitere Neuerung der letzten Jahrzehnte – oft nicht der Suche nach einem Partner, sondern der Ausfüllung der Imago einer Paarbeziehung dienen, ist bekannt. Nur scheinbar weit weg vom Sex hat schließlich das medizinische Transplantationswesen ein neues Feld bislang undenkbarer physischer Intimität eröffnet: Genetische Verwandtschaft oder eben (nach deutschem Recht) die Liebe im Paar begründen die Möglichkeit der „Lebenspende“ von Organen, die fürs eigene Leben ebenfalls wichtig sein können. Mit einer Lusterfahrung hat dergleichen natürlich ähnlich wenig zu tun wie eine Trauprozedur, eine psychoanalytische Kur, die Narkose vor der Brustvergrößerung oder eine Ultraschalluntersuchung. Dennoch fällt auf, dass alle geschilderten Neuerungen im Inneren des Sexualitätsdispositivs ihre Bedeutung erlangt haben, dass sie (nur) von dort her attraktiv wirken und dass sie sich regelmäßig dann prompt auch weniger an Einzelne adressieren als an das Bio- und Körpertechniken – auf intime Weise gemeinsam und freiwillig – konsumierende Paar.

Die Versuchung ist groß, von Ehe oder eheähnlicher Beziehung über die Kinderfrage hinaus als von einer Sache nun auch biomedizinischer „Lebensplanung“ zu sprechen. Was früher fallweise anstand und dann Familienplanung hieß, hat sich zu einer Ökonomie virtuell präsenter Gestaltungsoptionen verdichtet. So sind die Paare von Instanzen einer „Sozialisierung des Fortpflanzungsverhaltens“¹⁴ und der Geburtenkontrolle zu aktiven Produzenten von „Leben“ und zu Unternehmern des „Sex“ geworden.

Nicht auf ein Verschwinden von Sexualmoral, sondern auf deren Verschiebung und Intensivierung deutet auch die in den Jahrzehnten, die uns von der sexuellen Revolution trennen, in schier unglaublicher Weise angewachsene Panik der Paare ums Kind hin.

Da ist zum einen der Komplex dessen, worauf sich im 19. Jahrhundert das Onanieverbot richtete: Heißt „Sexualität“ – ein sexualgenetisches Credo –, dass auch Kinder nicht nur Lüste, sondern ein „sexuelles“ Begehren haben, so muss doch dafür gesorgt werden, dass dessen Ausübung ‚vorsexuell‘ und in diesem Sinne harmlos bleibt. Was aber sind hier die Distinktionen, wenn die Selbstbefriedigung erwiesenermaßen harmlos ist?

Viel spricht dafür, dass inzwischen die Hand des anderen, praktisch also bereits die Berührung, unter Verdacht steht. Ein flimmernder Bannkreis des potentiellen ‚Übergriffs‘ senkt sich auf jede Art von Erziehungssituation herab. Während das Sexualstrafrecht liberaler wurde, zog man die Zügel bei der Auslegung von Altersgrenzen zur Abwehr des sexualisierten Umgangs mit Jugendlichen an. Erziehungsbedarf besteht, aber wer kontrolliert die Erzieher? Erzog die Pädagogik einst auch Eltern, steht sie nun selbst unter dem Dauerverdacht eines möglichen „sexuellen Missbrauchs“ ihrer Autorität. Ihr Monopol für die Einweisung ins ‚normale‘, gesunde, z. B. über den Orgasmus definierte¹⁵ Körpererleben scheint dahin. Geradezu monströse Macht erhalten Lehrer und Eltern in den Geschichten derer, die sich an zuweilen nur schwach erinnerten Übergriffen im Nachhinein abzarbeiten suchen.

Auch im Diskurs des sexuellen Missbrauchs hat im Übrigen – jedenfalls an der Diskursoberfläche – eine Angleichung der Geschlechter stattgefunden: Erschien der sexuelle Missbrauch zeitweilig nahezu exklusiv als ein zu Mädchenbiografien gehöriges Thema, erstrecken sich die Skandale heute auf Mädchen wie Jungen. So sind sie gewichtiger geworden. Der öffentliche Schutzwall rund ums Kind und die Tendenz zu höheren Altersgrenzen bleibt allerdings paradox, sofern er sich auf das Kind als Opfer beschränkt. Fallen Kinder oder Jugendliche hingegen als Gewalttäter auf, wird durchaus nachdrücklich nach strafrechtlichen Verantwortlichkeiten gerufen.

Ein anderes, in Sachen Kind sexualpolitisch spannungsvolles Feld ist mit Stichworten wie „Vaterschaftsfeststellung“ oder „genetische Herkunft“ angerissen, aber nur unzureichend beschrieben. Der Bereitschaft von (wohlhabenden) Paaren, sich im Falle von Kinderwunsch gekaufter Spermien oder Eizellen zu bedienen, korrespondiert eine auch öffentlich spürbar gestiegene

¹⁴ Foucault, M., 1976. Sexualität und Wahrheit. Erster Bd. Der Wille zum Wissen. Suhrkamp, Frankfurt/M., 1977, 127.

¹⁵ Vgl. Bejin, A., 1984. Niedergang der Psychoanalytiker, Aufstieg der Sexologen. In: Aries, Ph., Bejin, A., 1984. Die Masken des Begehrens und die Metamorphosen der Sinnlichkeit: zur Geschichte der Sexualität im Abendland. S. Fischer, Frankfurt/M., 226–252.

Sensibilität für die Frage der genetischen Herkunft eigener und fremder Kinder.¹⁶

Reproduktionstechniken schaffen streng genommen ja nicht die Möglichkeit, Mutter oder Vater zu werden (was auch durch Adoption oder auf andere Weise sozial möglich wäre), sondern verhelfen zum (genetisch) „eigenen“ Kind. Neue Möglichkeiten gibt dies insbesondere Männern, die mit Hilfe von Laborverfahren trotz Unfruchtbarkeit genetisch „eigene“ Kinder entstehen lassen und in diesem Sinne Vater werden können. Politisch diskutiert ist die Frage nicht, ob Befruchtungsverfahren für eine ‚Biologisierung‘ von Eltern- und Kindschaft sorgen. Jedenfalls aber stehen Recht und Alltag diesbezüglich unter enormem Veränderungsdruck. Und das „Netz der Macht über die Kindheit“¹⁷, von dem Foucault sprach, dringt tiefer als je zuvor in die physische Identität der Beteiligten hinein. Ein Fallbeispiel hierfür ist eine Misstrauenswelle rund ums „Kuckuckskind“, die einsetzte, als genetische Vaterschaftstests in den freien Handel kamen.¹⁸ Medienbeiträge zu Vatersuche, Geschwistersuche, verschwiegener Verwandtschaft etc. orchestrierte das Thema genetische Herkunft aber auch vorher und seither.

Auf der Suche nach dem wertlos gewordenen Verbot

Abseits des Kinderschutzes sind, diesen Eindruck vermitteln insbesondere massenmediale Bildwelten, rund um den Sex alle Fragen nach Macht und Gewalt verschwunden. Einerseits gewinnen die eigenartigsten Sexualpraktiken unser – mindestens temporäres, manchmal auch nur amüsiertes – Interesse. Andererseits wird Gewalt selbst zum zentralen sexuellen Narrativ, und die Erotisierung von Abhängigkeit firmiert als Gut unter Gütern: Solange nicht Kinder betroffen sind, gehen wir, ohne uns um Zeiten und Sitten Sorgen zu machen, an allen möglichen Sonderwelten – vom S/M-Club bis zu An-

geboten, „sich umoperieren“ zu lassen – neugierig oder wohl meistens achselzuckend vorbei.

Sobald Individuen das Volljährigkeitsalter erreicht haben, kann jeder und jede es tun, wie er/sie will und glücklich werden nach seiner oder ihrer Façon? Jedenfalls haben liberale Einwilligungsmodelle – was konkrete Sexpraktiken angeht – den Bereich des einigermaßen Normalen der Lustgewinnung weit ausgedehnt. So konnte sehr vieles zur nichteinmischungsrelevanten Privatsache werden: mit allen Vor- und Nachteilen, die das im konkreten Einzelfall dann hat. So deckt Einvernehmlichkeit, im Vertrauen darauf, dass Ausstieg jederzeit möglich ist, auch allerlei kuriose, erniedrigende und massiv gewalthaltige Praktiken ab. Teils geschieht dies in lockerer Angelegentlichkeit, teils prägen sich feste, auch kommerzialisierte Milieus aus. „Phantasien ausleben“ oder „Sexspiele“: das sind hier Überschriften, aber auch *termini technici*, und vielleicht ist es kein Zufall, dass man als soziologische Parallelen solcher veralltäglichter Nicht-mehr-Perversionen (neben den Doktorspielen) am ehesten das Theater und den Sport heranziehen kann.

Wo und wie aber entstehen Phantasien? Und was hat körperliches Begehren mit der Bebilderung von Phantasien überhaupt zu tun? Die Sexualforschung psychoanalytischer Prägung spricht an diesem Punkt von „Neosexualitäten“.¹⁹ Sie macht sich Sorgen um den Verlust des Verbots. Im triebtheoretischen Modell oder überhaupt, wenn es „das Verbot“ ist, das „das Sexuelle groß macht“,²⁰ fällt die Liberalisierung der Sexualität gewissermaßen in den Rücken. Es jederzeit widerstandlos tun können, nimmt der Überschreitung und der ihr vorbehaltenen Lusterfahrung den Glanz. Folgt man diesem Theorieansatz, dann lautet die Alternative: Banalisierung – oder aber Suche nach dem verbleibenden, noch verbotenen Extrem. „Wenn die Sexualität an symbolischer und realer Bedeutung verliert, tritt etwas anderes an ihre Stelle. Leute, die die ganze Woche über gut funktionieren, erleben am Wochenende dann plötzlich, dass sie ihren ‚Kick‘ bekommen, wenn sie einmal so richtig draufschlagen können.“²¹

Erlöschen um den Preis der unberechenbaren Eruption: Unterstellt wird mit dieser Dramatisierung ein triebtheoretisches Nullsummenspiel. Das eine tritt am Ende – und sei es aus Langeweile – als Ventil an die Stelle des anderen. Welcher Sinnzusammenhang macht freilich ausgerechnet die Aggression zum Ersatz für Sexualhand-

¹⁶ Im Bereich von Fortpflanzungstechniken werden Qualitätssorgen dem elterlichen Interesse am „Wunschkind“ erstaunlich klar untergeordnet: Erhöhte Schädigungsraten der nach IVF oder ICSI geborenen Kinder nehmen Medizinsystem und Recht bislang klaglos in Kauf. So zählen letztlich Wille und Vorstellung des Paares.

¹⁷ Foucault, M., 1977. „Nein zum König Sex“. In: Ders.: Schriften in vier Bänden (2001–2005). Suhrkamp, Frankfurt/M., Bd. 3, 2003, 340.

¹⁸ Vgl. Gehring, P., 2006. Was ist Biomacht? Vom zweifelhaften Mehrwert des Lebens. Campus-Verl., Frankfurt/M., New York, 92–109; Saborowski, M., 2014. Vaterschaft in Zeiten des genetischen Vaterschaftstests. Zum Verhältnis von Vertrauen und empirischem Wissen. Königshausen & Neumann, Würzburg.

¹⁹ Sigusch, V., 2005. Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion. Campus Verl., Frankfurt/M., New York.

²⁰ Sigusch, V., 2011. Auf der Suche nach der sexuellen Freiheit. Über Sexualforschung und Politik. Campus Verl., Frankfurt/M., New York, 38.

²¹ Ebd., 41.

lungen? Und was treibt den ‚Kick‘? Doch wieder: Triebabfuhr? Selbsterfahrung? Triumph über das Verbot?

Mir scheint, es besteht ein anderer Zusammenhang zwischen einer neuen Normalität tolerierter Einvernehmlichkeiten und der Gewalt. Gewalt nämlich gewinnt die Gestalt einer nun ebenfalls noch mehr als bisher gleichsam technisch zu tolerierenden Bedingung. Sie erscheint als bloßer Zusatz – den man unproblematisch mitwollen (und auch mitfordern) kann. Wo viel Freiheit herrscht, will man nicht mehr an die Unfreiheit anderer glauben. Man hält sich an die Idee, es könne eine Art liberalen Moralmarkt geben, auch dort, wo Haut- und Schmerzgrenzen nicht mehr zählen – und man schaut weg, wo und wie dieser für Verlierer sorgt. Während deutsche Edelprostituierte die Vorzüge ihres Berufs authentisch schildern, herrscht in den hinteren Regionen deutscher Bordelle, auf dem Straßenstrich und im Videogeschäft, das Grauen. Frauenhandel, Kinderhandel, Einsperrungen, Sex mit Illegalen und unter Drogen, Zurschaustellung und Erniedrigung – hier wird nicht das Extrem gesucht, sondern Männergewalt, Frauenverachtung und Rassismus tun sich (auf ganz traditionelle Weise) unbehelligt zusammen.

Die sexuell entspannte Mehrheit will dies aber nicht wissen. Über Zonen, in denen sexualisierte Gewalt ohne jede Einvernehmlichkeit herrscht und ausgeübt wird, breitet sich vielmehr Schweigen. So hat die Repressionshypothese womöglich ihre besonders bittere Kehrseite darin, dass sie glauben macht, ‚Sex‘ kenne in Zeiten seiner Befreiung auch dort, wo Zwang nie aufgehoben wurde, keine Ausbeutungs- und Verelendungsverhältnisse mehr. Einvernehmen ist eine Maxime, die solche Männer (und Männergruppen) nicht zufrieden macht, die den Fick als Pose genießen und ein Nein nicht hören wollen. Dass dies so ist, wollen wiederum die Freunde des Einvernehmens lieber gar nicht erst wissen. Lust als Mitnahmeprodukt und dazugehörige Herrschaftsmuster, Sklavenhaltung, Abhängigkeit, sind älter als Sexualität. Tragisch ist, wenn es das Faktum, dass es exkludierte Wesen gibt, auf deren Körper eine privilegierte Gruppe zugreift, politisch vergessen wird – während die egalitären Paare sich im Panikraum einschließen, zur Rettung ‚ihres‘ Sexuellen (das sich in perfekten Körpern und Kindern, kurz: in Bioprodukten manifestiert). Toleranz und Ignoranz liegen ähnlich nah beieinander wie Einvernehmen und eine Konsumsituation, in der Geld die Frage nach Einvernehmen ersetzt. Was nicht als kleine Verwegenheit ins Repertoire der Paarsexualität Eingang gefunden hat, bleibt also eine Art Kehrseite des sexuellen Kontinuums.

Den spektakulären „Anormalen“ gibt es freilich auch, es ist der „Kinderschänder“ – figurierend erneut genau dort, wo es um den Nachwuchs geht, wo also das Terrain

des neonormalen Paares beginnt. Kinderschänder wurden seit den 1980er Jahren (in den USA u.a. mit Hetzjagden gegen längst wieder haftentlassene Verurteilte) gewissermaßen zu den ultimativen Verbrechern der Epoche des liberalen Sex. Der archaische Ausdruck – in modernsten Massenmedien zuhause – meint recht pauschal die verschiedensten, aber zahlreichen Spielarten von Zudringlichkeit, die im Zusammenhang mit Kindern und Jugendlichen strafbar sind. Ob „Kinderschänder“ aus den schäbigen Zonen illegaler Massenbetriebe kommen oder aus dem Eigenheim nebenan, scheint ähnlich unklar wie bei den sexuell Anormalen der Psychiatrie um 1900, Nachfahren jener kriminellen Menschenmonster, die das 19. Jahrhundert so faszinierten.²² Der Diskurs hält sich am Einzelfall fest. Statistische Daten, die zeigen, dass die Zahl schwerer Sexualstraftaten in Deutschland kontinuierlich sinkt, bremsen massenmediale Entladungen nicht. Strafpraxis und Strafmaß haben sich im vergangenen Jahrzehnt historisch kaum vergleichbar verhärtet. Parallel wird Strafe durch Präventionsmaßnahmen, Maßregeln gutachtenbasierter Verwahrung und somatische Maßnahmen, ersetzt oder ergänzt.²³ Die Vokabel vom „Wegsperrn“ setzt sich durch. Die Tätergruppe gilt nicht als neo-sexuell, sondern als krank und böse. Ihr Gehirn und ihre Gedanken, nicht ihr Geschlecht, stehen unter Verdacht.²⁴

Das sich fortpflanzende Paar, das in seiner Sexualentwicklung gefährdete Kind, die potentiell hysterische Frau – und der Perverse oder Anormale, der seine eigenen verzweifelten Wege geht: Entfaltet das Sexualitätsdispositiv im 19. Jahrhundert seine Produktivkraft in diesen vier Feldern, so ist deutlich, wie der Sex zur politischen Technik wird, weil er und sofern er am „Kreuzungspunkt von ‚Körper‘ und ‚Bevölkerung‘“,²⁵ auf verschiedenen Skalen zugleich Mehrwerte aus der biostofflichen Ressource „Leben“ zu ziehen erlaubt.

Sex verspricht und steigert Biogewinne: genießbare und abstrakte, in ein und demselben Vollzug. Nicht Unterdrückung, sondern Steigerbarkeit wird hier zum technischen Einsatzpunkt und auch als Biopolitik von unten, nämlich nachfragegetrieben, zum Programm: Möglichst beste (auch sexuell möglichst befriedigende)

²² Foucault, M., 1974–75. Die Anormalen. Vorlesungen am College de France. Suhrkamp, Frankfurt/M., 2003.

²³ In Deutschland auch – abgelöst vom Urteil – nachträglich. Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte hat dies inzwischen gerügt.

²⁴ Vgl. Barton, St. (Hg.), 2006. „... weil er für die Allgemeinheit gefährlich ist!“. Prognosegutachten, Neurobiologie, Sicherungsverwahrung. Nomos, Baden-Baden; Markowitsch, H.J., Siefer, W., 2007. Tatort Gehirn. Auf der Suche nach dem Ursprung des Verbrechens. Campus-Verl., Frankfurt/M., New York.

²⁵ Foucault, M., 1976. Sexualität und Wahrheit. Erster Bd. Der Wille zum Wissen. Suhrkamp, Frankfurt/M., 1977, 175.

Lebensqualität als ‚eigene‘ Luststeigerung, körper- und erbgesunde, reproduktionsfreudige Nachkommenschaft (ihrerseits sexuell ‚normal‘), sich quantitativ und qualitativ selbstkontrollierende (für lebenswertes anstelle von lebensunwertem Leben) sorgende, darin aber wachstums- und optimierungsfreudige (aufgeklärte, sexuell aktive) Bevölkerung, auf biotechnisch Experimente neugierige (sexuell ‚innovative‘, biotechnische ‚Chancen‘ nutzende) Spezies: Sexualität kann in allen diesen Feldern die Steuerungszone sein von Individualverhalten und Gattungsentwicklung gleichermaßen.

Ethik ist hier Technik, Biotechnik unter Biotechniken – sofern sie Individualverhalten, Paarverhalten und Populationsverhalten steuernd begleitet: nicht nur durch mögliche Verbote, sondern viel wirkungsvoller noch durch Identifikationsangebote sowie durch Angebote, die Anspruchspositionen eröffnen. Durch Diskurse also über ‚Chancen‘ und ‚Werte‘.

Neonormale Paarmoral

Mit der Sexualisierung der Fortpflanzung wurde die Kleinfamilie im 19. Jahrhundert wenn nicht erfunden, so doch geformt. Paar, Kind, Frau: Auf drei der vier von Foucault ausgemachten Zielachsen des „Sex“ sind – aus dem, was juristisch-moralische Rollen waren – physiologische Lebens- und Überlebensfragen geworden. Familienbande haben sich enorm verstärkt.

Weder der geschilderte Wandel, der schrittweise Rückbau der bürgerlichen Ehe und ihre Öffnung für individuell gewählte Formen der Geschlechtsidentität und der Sexualität, noch die von der genitalen Lust faszinierten Programme der „sexuellen Revolution“ haben die Familie zerfallen lassen. Sie haben vielmehr in der Familie das Paar – und zwar das Paar als bioproduktive Einheit – gestärkt. Die Art und Weise, in welcher sich die bürgerliche Kleinfamilie zugunsten temporärer Individualbeziehungen liberalisierte, und auch die Äquivalenz der Geschlechter sind Anzeichen für eine ganz bestimmte, nämlich eine biopolitische Funktionalität des Paares.

Die modernisierte, zeitlich und rechtlich flexibel eingerichtete Familie fungiert nach wie vor als Ort der biologischen Vererbung. Vor allem die Sorge ums Kind hat sich in ihrem Inneren *in puncto* Versäumnisdrohungen und Befürchtungen noch einmal dramatisch intensiviert. Ort individueller Erfüllung ist die Paarfamilie ebenfalls geblieben, allerdings nun temporär sowie – folgt man Werbebildern – für Männer wie Frauen. Unter dem doppelten Vorzeichen der ‚Vereinbarkeit von Familie und Beruf‘ rücken damit wiederum vor allem Aspekte einer zur Produktion gewordenen reproduktiven Lebensplanung nach vorn.

Lust, Anerkennung und auch Antworten auf Ichfragen sind allein oder mit anderen durchaus außerhalb des Paares zu haben. Dafür markiert der Eintritt ins Paar aber den Punkt, an welchem „Sex“ ernst wird – nämlich zur Ressource für das Projekt „Kind“ bzw. den „Kinderwunsch“, mit welchem das Paar sich womöglich mehr identifiziert als mit dem Sexualakt selbst – auf den man ja bei *In-vitro*-Verfahren tatsächlich verzichtet.

Durch Paarkonstellationen hindurch, deren Zusammensetzung nicht zeitstabil sein muss, drehen sich damit Beziehungspfeile um: Nicht aus der Ehe folgt die Bindung an das in ihr geborene Kind, sondern Versorgungsansprüche, die vom Kind zu seinen genetisch ‚eigenen‘ Eltern ausgehen, schaffen rückwirkend Bindungen, aus denen sich gegebenenfalls vom Kind her Netzwerke ehemaliger oder (im Falle von Samenspenden) virtueller Paare bilden. Für die Sexualität heißt dies: Fast alles kann ohne Bedenken auch anders sein, brisant sind weder die Variablen der Lusterfahrung selbst noch die Partnerwahl. Brisant ist, wenn das Paar sich in der Zeugung des ‚eigenen‘ Kindes festschreibt. Was ehemals als Ehezweck postuliert wurde, hat sich allerdings von der Institution gelöst. Ihre Körper binden die Individuen nun im Ergebnis: durch die Erfordernisse des guten Nachwuchses selbst. Entsprechend weniger zählt „Sex“ als Lust oder auch als Ich-Thema, Anker oder Infragestellung der Beziehung selbst. In seiner konkreten Form relativ bestimmungsoffen ist er – im Paar wie auch, soweit Kliniken den Kinderwunsch von Singles bedienen, für das auf sich gestellte Individuum – Begleitumstand biotechnischer Produktivität.

Vielleicht sollte man vom ‚neonormalen‘ Paar sprechen, das im 21. Jahrhundert als biopolitische und biographische Produktivkraft fungiert und den Sex teils entlastet und freistellt, teils ihn mit der eigenen Bio-Biographie auf weniger kompensatorische als auf projektförmig-planerische, um nicht zu sagen: *unternehmerische* Weise verknüpft. Steht diese Paarnormalität am Rande der Sexualität, reduziert sich die Sexualisierung des Alltags auf bestimmte, reproduktionswirksame Praktiken einschließlich einer unerschwinglich immer stärkeren Sexualisierung des Themas Kind? Oder haben neonormale Körperprojekte ‚die‘ Sexualität im Grunde überwunden? Überlassen sie die Lust – abseits einer biopolitischen Inwertsetzung der Körper – einfach (wieder) sich selbst?

Zwar hat die genitale Lust beider Geschlechter weitgehend freie Lizenz. Masturbation und Homosexualität, negative Kehr- und Zerrbilder des männlich-aktiven „Trieblebens“, haben ausgespielt. Dem biologischen Kräftehaushalt (der Säfte- oder Energieverlust nicht fürchtet) stellen die fraglichen Praktiken ebenso wenig entgegen wie dem Paar (das lediglich Keimzellen, nicht aber Geschlechter zur Fortpflanzung braucht). Die Befürchtungen zur Fortpflanzung braucht). Die Befürchtungen und die Hoffnungen des Paar-Dispositivs

haben sich verlagert. Sie gelten nicht mehr der Vitalität des Verkehrs, sondern der Qualität, der Zukunft und den *Möglichkeiten* des Kindes. Daher sind es heute Schutz-zonen rund um Kinderkörper und eine panische Sorge vor sexualisierter Aggression, entlang derer neue Grenzen eines intolerabel Pathologischen entstehen.

Schon für die Psychoanalyse und in der sozialhygienischen Pädagogik hatte sich die Gewaltfrage im Paar primär als Frage der Schädigung des Kindes gestellt.²⁶ Die Skandalisierung sexualisierter Gewalt gegen Frauen erreichte den modernen Paar-Diskurs erst mit der Frauenbewegung der 1970er Jahre.²⁷ Heute ist es – jedenfalls im Inneren der Paarbeziehung – längst wieder weniger die Gewalt gegen Frauen als die sich stetig verstärkende Sorge um ‚Übergriffe‘ auf den Nachwuchs, welche die Formation des Sexuellen bestimmt. Neben dem Pädophilen als dem Sexmonster schlechthin taucht an der

Oberfläche des Diskurses inzwischen ein neues Bild auf: dasjenige der monströsen Mütter oder Eltern. Paare, die ihre Kinder verwahrlosen, verhungern lassen, auf ungreifliche Weise teilnahmslos, egoistisch – und womöglich nun auch sie von einem, in diesem Fall: vom Kind wegführenden, Sexuellen getrieben.

Das neonormale Paar hingegen zerstört eher sich selbst als seine Produkte. Es definiert sich über wenig mehr als die (prätendierte) Dauer, eine gewisse Exklusivität sowie eine sexualisierte Projektorientierung – allem voran über das biotechnische Projekt Kind, auf das sich Identitätserwartung und die Panik der Paare richten. Beides, die Erwartung wie die Panik, passt zu biopolitischen Anreizsystemen, welche die Elternschaft feinmaschig umfassen und ausbauen: zum Konsumraum, zum Ort eines biomedizinischen Perfektionismus, zum Feld des Wettbewerbs unter Paaren und überhaupt von Erfolgsmessung und sozialem Vergleich. Es bleibt die dreifache Frage: nach den Machtverhältnissen im Inneren des Paares, nach der augenscheinlich ungebrochenen Attraktivität von Biotechniken, die an den Begehrlichkeiten des Paares ansetzend auf Fortpflanzung, Erziehung und Körperperfektion zielen. Und nach möglichen Alternativen – wohl auch zur Sexualethik überhaupt.

²⁶ Vgl. exemplarisch Hagner, M., 2010. *Der Hauslehrer. Die Geschichte eines Kriminalfalls: Erziehung, Sexualität und Medien um 1900.* Suhrkamp, Berlin.

²⁷ Eine Strafbarkeit der Vergewaltigung verheirateter Frauen durch ihren Ehemann sieht das deutsche Strafrecht bekanntlich erst seit 1997 vor.

Autorin

Prof. Dr. Petra Gehring, Institut für Philosophie, TU Darmstadt, Dolivostraße 15, D-64293 Darmstadt, e-mail: gehring@phil.tu-darmstadt.de



Gehring, Petra / Rölli, Marc / Saborowski, Maxine (Hrsg.)

Ambivalenzen des Todes

Wirklichkeit des Sterbens und Todestheorien heute

WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2014, Sonderausgabe der 1. Aufl. 2007

213 Seiten, Hardcover, 49,90 €

Was bedeutet der Tod in der modernen Gesellschaft? Wie verändern sich die Einstellungen zum Sterben durch den technischen Fortschritt und die Lebensverhältnisse der Gegenwart? Für welche Formen des Sterbens setzen sich welche Gruppen ein – und mit welchen Argumenten? Solche Fragen werden in diesem interdisziplinären Band diskutiert. Vor allem Philosophen, aber auch Soziologen, Pflegewissenschaftler und Germanisten erörtern ein Thema, das jeden betrifft.

„Ich“ und „meine beste Freundin“ – Facetten online inszenierter Mädchenfreundschaften

Martin Voigt

„Me“ and „My best Friend“ – Facets of Online Staged Girl Friendships

Abstract

The article presents a section of the author's dissertation project on the influence of the social media on the friendships of girls. This section focuses on the question, how internet-based media shape the social and relationship behavior of young girls. It is based on the author's observation of self-centered/emotional comportment in groups of girls, relationship behavior that is very intense but instable and short-lived. The new media are not the only cause of this development; changes in the social environment of young people figure as well – for example, the breakdown of relationships with parents. The "best girl friend" fills this vacant space.

Keywords: Girl friendships, Emotive relationship behavior, Parental relationships, Social media

Zusammenfassung

Im Zentrum des hier vorgestellten Ausschnitts aus einem Dissertationsprojekt steht die Frage, wie die internetbasierten Medien das Sozial- und Partnerschaftsverhalten junger Mädchen überformen. Hintergrund ist die Beobachtung eines egozentrisch-emotionalen Beziehungshandeln innerhalb von Mädchengruppen, das von hoher Intensität aber geringer Stabilität und Dauer gekennzeichnet ist. Allerdings sind es nicht nur die neuen Medien, die diese Entwicklung bedingen, sondern auch Veränderungen im sozialen Umfeld der Heranwachsenden – etwa die Auflösung der Eltern-Beziehungen, deren Platz die „Beste Freundin“ einnimmt. Schlüsselwörter: Mädchenfreundschaften, gefühlsbetontes Beziehungshandeln, Eltern-Beziehungen, Soziale Medien

Online-Profile, -Gästebücher, -Pinnwände, -Fotoalben und -Videoportale ermöglichen einen umfassenden Einblick in die Lebenswelt heranwachsender Generationen, die sich hier wie auf Bühnen präsentieren. Doch es liegt nur bedingt an den medialen Gegebenheiten, dass z.B. ein im Jahr 2004 üblicher Gruß wie „hdl bussu und bis bald“ auf der Pinnwand der besten Freundin in kurzer Zeit von Verabschiedungen wie „ich liebe dich <3 allerbeste Freunde für immer & ewig“ abgelöst wurde. Vielmehr hat die Präsenz von Mädchenfreundschaften in den vir-

tuell vernetzten Peergroups für einen Anpassungsdruck und ein gegenseitiges emotionalisiertes Übertrumpfen gesorgt, wobei der Kult um die eigene Person und die von einer *besten Freundin* abhängigen Selbstbilder sexualisierte Standardisierungen hervorbringen, deren serielle Bild- und Textmuster Auskunft über die psycho-soziale Konstitution von Mädchen im Alter von 12 bis 16 Jahren geben.

Die Symbolik von Text-Bild-Zusammenhängen des Inszenierungskonzepts *Schulmädchen mit bester Freundin*, das hier vorgestellt wird, ist Teil meines Dissertationsprojektes zum Thema „Mädchenfreundschaften unter dem Einfluss von Social Media“ an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Dem Projekt liegt die Annahme zugrunde, dass das egozentrisch-emotionale Beziehungshandeln, einschließlich der damit verbundenen Pornographisierung der Beziehungsstrukturen u.a. aus beeinträchtigten Eltern-Bindungen resultiert, aber auch aus der ganztägigen Kollektivierung altershomogener Gruppen, etwa in Ganztagschulen. Ersatzweise wird für die Eltern-Bindung die Bindung an eine *beste Freundin* intensiviert. Dabei geht es nicht um die schrittweise Abnabelung von den Eltern und das Antesten erwachsener Lebensformen im Schonraum einer Mädchenfreundschaft, sondern um vereinnahmende Abhängigkeitsverhältnisse in symbiotischen Beziehungsstrukturen, die eine hohe Intensität aber eine geringe Stabilität und Dauer kennzeichnen.

Studien wie die von Spreckels (2006) und Branner (2003) haben einzelne Mädchengruppen über einen längeren Zeitraum ethnographisch-gesprächsanalytisch im Alltagskontakt untersucht. Die hier vorgeschlagene Perspektive resultierte zunächst v.a. aus einer Reihe von Beobachtungen: Wie sehr befreundete Mädchen einer bestimmten Altersklasse einander gleichen, wie fixiert sie auf ihre Smartphones sind und wie oft sie sich aneinander quetschen, um sich gemeinsam zu fotografieren. Damit ist ein erster Fragekanon gegeben:

- Was bedeuten diese ‚großen‘ Gefühle bei Mädchen?
- Wie wirkt sich das ‚Liebgetue‘ aus? Ist das alles ernst gemeint?
- Warum sind soziale Netzwerke bei Mädchen so beliebt?
- Grenzen sich die Mädchen mit ihrem Sprachgebrauch ab? Sie halten sich vielleicht für einzigartig und gleichen einander doch so sehr. Wie passt das zusammen?

Die Dissertation stützt sich auf folgendes, ausgewertetes Material:

- auf über 5000 Profiloberflächen, Gästebuch- und Pinnwandeinträge, Fotoalben und Blogs aus unterschiedlichen Online-Netzwerken,
- auf ca 650 YouTube-Videos aus Deutschland an eine *beste Freundin* und auf ca 300 Videos aus anderen Ländern (z.B. Frankreich: *meilleur amie*, Dänemark: *bedste veninder* oder Portugal: *melhor amiga*),
- auf ca 1000 Downloads von Profilbildern,
- auf ca 500 Downloads von Internet-Bildchen für Gästebücher und Pinnwände, sogenannte GB-Pics, die als Link eingebunden werden,
- auf über 100 Schülerzettelchen, Briefchen und Postkarten aus Mädchenfreundschaften.

Die beobachteten Phänomene sind von der Entwicklung der internetbasierten *Social Media* nicht zu trennen. Die ersten Online-Communities waren Veranstaltungsplattformen oder Single-Treffpunkte mit interaktiven Funktionen, die über das reine Chatten hinausgingen. Als Internetanbindungen und Computer schneller und günstiger wurden, entwickelten sich aus den Flirt-Seiten die sozialen Netzwerke mit vielfältigen Nutzerprofilen. 2003 und 2004 drängten die ersten Schülergruppen auf *Jappy*, *KWICK* und *knuddels*. Sie entdeckten, wer schon alles mit dabei war, wer mit wem befreundet war, und sie posteten sich gegenseitig Bilder zu, aber die Gästebucheinträge klangen noch wie SMS-Texte:

„Hey Evi! Wie gehts? Was hastn heut so gmacht? Kennst du die Gianna aus dem Kindergarten noch? Die ist auch bei fsl! bussal Kathi“¹

Im Laufe der Jahre 2006 bis 2008 wurde eine kritische Masse an Accounts überschritten. Die Clique, die Jahrgangsstufe, die „signifikanten Anderen“ (Mead, 1934/1968) waren größtenteils online und das beliebteste Netzwerk wurde Gesprächsthema. Ende 2007 erschloss das *SchülerVZ* Schulbezirke, in denen sich noch keine elektronische Community etablieren konnte, und wurde in kurzer Zeit zum beliebtesten Netzwerk (JIM, 2008, 54). Profile und öffentlicher Gästebücher konnten jetzt in Ruhe betrachtet werden, die erfolgreiche Inszenierung wurde immer relevanter, denn die elektronischen Netzwerke machten den virtuellen Raum zu einem realen (Voigt, 2011, 11f; Schorb, 2010, 32; Blinka, 2009, 738). Notwendig wurden vorteilhafte Profildfotos mit den Motiven wie *ich inmitten meiner Freunde*, *ich und meine beste*

Schatz..<3

was wir alleine nicht schaffen
das schaffen wir dann zusammen..!

ich bin immer für dich da
egal was ist..

du bist was ganz besonderes
in meinem leben..

ich kann nicht mehr ohne dich..
weil du bist sorgesagt einer der
größten teile in meinem Leben..

ich geb dich um nichts in der
welt mehr her.. ich werde immer
bei dir sein schatz.. auch wenn
ich das manchmal nicht zeigen
kann..

ich Liebe dich über alles <3

Aaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaa
aa...ller beste freundiis.<3



Abb. 1: Bild und Text aus einem öffentlich einseharen Online-Gästebuch

Freundin oder eine coole Pose bei Jungen bzw. ein hübscher Augenaufschlag bei Mädchen und eine volle Freundesliste und eine Pinnwand mit täglich neuen Grüßen. Es ging nicht ausschließlich darum, beim anderen Geschlecht gut anzukommen, sondern auch um die messbare Zugehörigkeit und Beliebtheit.

Besonders unter Mädchen setzte ein enormer Emotionalisierungsprozess ein: Wer hat die süßeste und allerliebste Freundin? Wie sehr liebt man seine beste Freundin? Was macht eine adäquate Freundschaft aus? Mädchen bildeten für ihre Inszenierungen Seilschaften, die über Platz-Freihalten im Schulbus oder Händchenhalten im Pausenhof weit hinausgingen, und evozierten dabei einen Kult um die *beste Freundin* und damit auch um die eigene Person. Die Ergebnisse waren landesweit vorzufinden – medial fixiert in Bild und Text (vgl. Beispiel Abb. 1).

Vor den *Social Media* gehörte das Inszenieren von Emotionen nicht im vergleichbarem Maße zur jugendkulturellen Norm. Ob eine private SMS mit „bussi“, mit „hdl“ oder ganz ohne Gruß endete, blieb dem jeweiligen Gegenüber vorbehalten. Erst die Fixierung von Emotionen in Bild und Text und deren öffentliche Vergleichbarkeit generierten den Typus *Schulmädchen mit allerbesten Freundin*. Auch Mädchen, die öffentliches Inszenieren von Gefühlen peinlich finden, können sich diesem Einfluss nur schwer entziehen. Ein Foto Wange an Wange mit der Freundin entsteht nebenbei und ebenso schnell ist es hochgeladen und dazugeschrieben: „für immer&ewiq <3“. Aus einer lustigen Aktion wird eine Aussage im Netz,

¹ Eintrag einer 14-Jährigen aus fs-location – Onlinecommunity und Veranstaltungskalender für den Landkreis Freising (2003).

die einen großen Effekt im Umfeld erzielt, aber auch die Mädchen rückwirkend beeinflusst. Zu den Profilingaben auf der Nutzeroberfläche mancher Communities gehört auch das Angabefeld ‚Beruf‘, das kreativ ausgefüllt werden kann, ohne dabei die soziale Rolle *Mädchen* und den Kontext Schule und Freundschaft zu verlassen:

daddys mädchen · schulbaankwärmeriin · Aller Bestee Freundin sein · Hand In Hand mit ihr · abfseein · Sis-Abf-Ehefrau · rsa 7c · Liindaas Eheefrau ;) & Schülerin · schüleriin · schulmädchen · Schulmädchen.

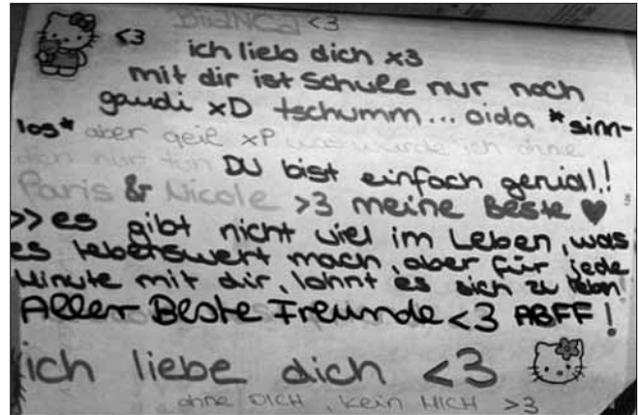


Abb. 2: Liebesbeweis einer 14-jährigen für ihre beste Freundin Bianca, entstanden 2009

Mädchen, die sich als *Schulmädchen* bezeichnen, beziehen sich auf eine Konnotation des Begriffs, der den Typus der vernetzten 12- bis 16-jährigen Schülerinnen gut beschreibt: Mädchenhafte Niedlichkeit kombiniert mit einer eher spielerisch entdeckten Erotik:

und ich muss sagen.. trotzdem die bilder so scheiße geworden sind und total verschwommen sind, sind doch 2 gute bilder rausgekommen (:ach wir können ja so süß sein wenn wir wollen so ganz lieb und unschuldig. und dann kommen unsere hörner zum vorschein ne aber die sin echt süß (:²

Über Sprache und Bilder wird ein Bindungsniveau suggeriert, das im Alltag kaum mehr unterschritten werden kann. Der Kult wird gelebt und er moderiert sämtliche Interaktionsbereiche in Mädchenfreundschaften. Demonstratives Trösten, Umarmen, Schoßsitzen und Händchenhalten wird zum Normalverhalten. Und die Phrase „ich liebe dich“ auf Postkarten und Zettelchen für eine beste Freundin war im Jahr 2000 noch außergewöhnlich – wenige Jahre später gehört sie zum Repertoire (vgl. Beispiel Abb. 2).

² Auszug aus dem Gästebucheintrag einer 15-jährigen, fs-location – Online-community und Veranstaltungskalender für den Landkreis Freising (2009).

<p>schaaadz ich bin immer für dich da immer ich wil dich nie verlieren da würde ne welt füe mich untergehen): wen duh party nich kommst dan will ich garned feiern ich liebe dich so viel duh bist die allerbeste <3 ich liebe dich main kleiner teufel :DD</p> <p>enqeel (: du bist echt soo wunderhüübsch ! voll tooll ! <3 schaadz ich brauchee dich soo seehr .. ! ohne dich gehts nich meehr (: schoon meehr als 2 jahree puups .. wir macheen echt die geilstee scheiße .. ! :D echt immer soo toll mit dir ! ; * ich bin soo scheiße froh das ich dich haab hasi <3 ich liebe dich soo sehr schwesti (: <3 meinee hübschee 🍷</p> <p>Ich hab dich sooo Lieb !!! Ich bi hamma fro dich kennen gelernt zu haben !!! Wir haben scho so viell duchgemacht ! Ich wert die niiii im Stichlassen ganz fest versprochen ! Was wir schon alles durchgemacht haben ! Ich freu mich scho wen ma mal wieder was machen (Deann flecht ich dir di Zöpfe) Ich helf da dann beim langsam anschleichen hihihihiiii ! Morgen müssen wir die haare wuscheln ! Ich möchte dir nur das sagen : Ich Liebe dich !!!!! Bist ma volllll wichtig !</p>	<p>beeebiii .. x33 ichLiebee diiich x33 nächste Woche wird Perfektes Wochenende für mich meine 2 Besten bei mir und flasche wodka hahaaa .. (; ich Liebe diiich <33 ALLER BEstehh x3</p> <p>Schatz<3 Oh jaa und du mir erst ! Ich bin soo froh <u>dich</u> zu haben(: Du bist einfach eine so tolle Freundin(: Ich bin dir echt dankbar für alles;* Ich freu mich auch auf Montag da seh ich dich nämlich wieder<3 aber auch auf Halloween (: dann schmink ich dich und du mich :DD wird bestimmt geil, wie alles mit dir! Danke, Süße (: Jaa man Micky Mouse (: oder "aah der bus spricht mit mir" geil - geil - geil <3 ich liebe dich ❤️</p>
--	---

Abb. 3: Gästebucheinträge aus der fs-location – Online-community und Veranstaltungskalender für den Landkreis Freising (2009)



Beispiel Connie

- Mädchen 1: *oh mein gott *o**
 Mädchen 2: *Wunderschööön :)*o**
 Connie: *danke !! ;*♥*
 Mädchen 3: *wunderschön ♥*
 Mädchen 4: *boooooah connie hör mal auf
 so schön zu sein!! :o ♥♥*
 Connie: *danke :)*
 Mädchen 5: *Ja ich habs gut hinbekommen
 das foto :DD ♥!*
 Connie: *psscht geheimnis :p*
 Mädchen 5: *schee bisd< 3*
 Mädchen 6: *model!*
 Connie: *pf, selber :)*

Beispiel Sandra

- Mädchen 1: *Voll Hübsch Süße ! ♥*
 Sandra: *Danke mein schatz du aber
 auch ♥ ich vermisse dich*
 Mädchen 1: *aaai süß danke / Jech dich
 auch :/ ♥*
 Mädchen 2: *Voll Hüpsch (: ♥*
 Sandra: *Dankeschöön (: ♥*
 Mädchen 3: *woow. süße desist
 wunderschöön*
 Mädchen 4: *Weil du einfach die
 Wunderhübscheste
 Zwillingsschwester bist die ich
 habe ♥♥*
 Mädchen 5: *Oiidaa du bist soou hübsch :O
 ♥♥krass :)*
 Sandra: *Danke das sagt die richtige :P
 ♥♥*
 Mädchen 5: *Muui du bist süß!!! ;) ♥♥*

Diese hohe Affinität zu den Inhalten des Kults verbunden mit einer größeren Netzaktivität³ begünstigt wiederum eine schnelle Sozialisierung, bei der vermutlich sogar ein höherer Grad an Verinnerlichung als an bewusster Inszenierung vorliegt. Standardisierungen, werden intuitiv als sozial akzeptierte Gestaltungsvorlagen für Mädchenfreundschaften adaptiert wie ein Vergleich mehrere Einträge erkennen lässt (vgl. Beispiele Abb 3).

Gefühlsbetontes Beziehungshandeln, neue Profilfotos und kleine Dramen in Mädchencliquen sind der tägliche Stoff in der virtuellen Interaktion. Allerdings ist der Konformitätsdruck hoch und der Spielraum für die individuelle Gestaltung entsprechend klein. Der Verzicht auf ein wunderschönes Profilfoto ist in den altershomogenen Schichten genauso außergewöhnlich wie ein Gästebuch-eintrag an die beste Freundin, der nur mit „bussi“ und „liebe Grüße“ endet. Das angepasste Mitmachen in den schülernahen Netzwerken ist nicht mehr nur ein Freizeitvergnügen, sondern oftmals eine soziale Notwendigkeit.

Auf den Bildern geht es vor allem darum, von der Clique bewundert zu werden und mit der besten Freundin reziprok Gefühle zu kommunizieren – „ich denk an euch/dich, deswegen schau ich so süß“. Selbstdarstellung und Beziehungsarbeit laufen Hand in Hand. Auch der männliche Blick auf Mädchen ist im Entstehungsmoment solcher Fotos mit angelegt, nicht zuletzt deswegen, weil eine beste Freundin, die nach männlichen Maßstäben attraktiv ist, auch im Ansehen der Mädchen steigt (Flaake, 1990). Das neue Profilfoto wird zum Anlass, den Kontaktlevel in der Clique hoch zu halten, denn sofort liken und kommentieren die Freunde das Bild. Nur wer agiert, wird auch bemerkt, gleichzeitig dient die geringe Halbwertszeit der Profilbilder dazu, regelmäßig die Beliebtheit in der Clique auszuloten. Je mehr Mädchen sich gegenseitig ihre Bilder kommentieren, umso eindrucksvoller wird die Liste der Kommentare zu jedem einzelnen Foto (vgl. Beispiele Abb. 4).

Die Muster des Kults bieten Orientierung und symbolisieren Zugehörigkeit wie in früheren Jugendkulturen auch. Doch in dem Maße wie Mädchenfreundschaften seit circa 2007 in eine Gleichaltrigenkultur eingebettet werden, reduziert sich die individuelle Komponente der Beziehungsarbeit, wie es vermutlich für keine Generation vor den *Social Media* der Fall gewesen ist. Die emotionale Sprache, mit der die Mädchen online konfrontiert werden und die sie übernehmen, bleibt nicht ohne autosuggestive Wirkung. Die Verinnerlichung emotionaler Interaktionsmuster dringt tief. Eine Umarmung fühlt

³ „Hier zeigt sich die größere Nähe der weiblichen Heranwachsenden zur häufigen interpersonalen Kommunikation und zur Beziehungspflege: Mädchen sind – und dies wurde häufig belegt – in der Tendenz stärker kommunikativ und sozial ausgerichtet als Jungen“ (Schorb, 2010, 38f).

Abb. 4: Beispiel eines Profilfotos mit den Beispiel-Kommentaren (Facebook 2012)

sich intensiv an, gerade wenn sie unter den Augen der Klassenkameraden erfolgt oder als Foto dauerhaft sichtbar ist, weil zusätzlich zur körperlichen Nähe der Intimitätsbeweis auch vor Zeugen und damit auf kultureller Ebene vollzogen wird. Und ein „ich liebe dich“, „ich vermisse dich“ und „ich bin immer für dich da“ im langen Gästebucheintrag lässt sich nicht gänzlich auf eine Nettigkeit reduzieren, wenn gleichzeitig die volle Bedeutung solcher Aussagen im deutschen Kulturraum relativ stabil ist. Viele Mädchen sind von der Emotionalität in den Schülernetzwerken fasziniert und verinnerlichen nach einer Adaptionsphase die Rolle der *besten Freundin*. Was inszeniert wirkt, sind durchaus authentische Selbstbilder.

Auf Facebook, das ab 2010 sämtliche Online-Netzwerke vom Markt verdrängte, verschiebt sich die Selbstdarstellung und Beziehungsarbeit nahezu vollständig ins Visuelle der Profilfotos und Fotoalben. Schüchterer Flirt und süße Unschuld in koketter Personalunion sind das vorherrschende Motiv auf den Profilbildern der Mädchen. Mimisch überwiegt das Kindchenschema mit großen Kulleraugen, verstärkt durch die Fotoperspektive von oben. Was oft ein wenig überzeichnet wirkt, wird am unteren Bildrand vom scheinbar zufälligen Dekolleté noch deutlicher in Frage gestellt (vgl. Abb. 5).

Während im Jahr 2006 eine 13-Jährige noch ihr Zimmer mit Postern etwa von den Pussycat Dolls, den Sugababes oder von Rihanna ausstaffiert und mit einer Freundin die Stylingtipps der Bravo GIRL! ausprobiert (vgl. Wegener, 2008), wird wenige Jahre später aus einem vergleichbaren Kinderzimmer eine Art provisorisches Fotostudio mit Internetanschluss, von dem aus *beste Freundinnen* ihre gesamte Jahrgangsstufe mit posenreichen Fotostrecken versorgen. Im virtuellen Raum wird gewagt, was die Mode bietet, und zu fast jedem neuen Profilfoto mit Poser-Ausschnitt finden sich bewundernde Kommentare der Freundinnen. Das Ergebnis solcher Shootings kann Eltern durchaus entsetzen (vgl. Walter, 2010, 93f). Brunazzi (2010, 203) bezeichnet ältere Jugendliche, die mehr die eigene Person in den Vordergrund stellen anstatt sich mit Medienstars zu identifizieren, als „Do-it yourself-Stars.“ Er spricht von einem „Bewusstsein individueller Einzigartigkeit“ wobei die eingefügten Schriftzügen wie „100% Original“ zwar die „Unvergleichlichkeit des zur Schau getragenen selbst kreierte Stils“ vor Nachahmern schützen sollen, sich aber hundertfach auf den Portalen zu finden sind.

Dieses Lebensgefühl zwischen ganz lieb und unschuldig und Bockigkeit spiegelt sich auch im erfolgreich vermarkteten Playboy-Symbol wider, das es für Teeny-Mädchen als Kettenanhänger, Poster, Parfüm, auf Bett- und Schulzeug zu kaufen gibt (Ringrose, 2010). Allen Mädchen ist bekannt, dass die Marke vor allem für das gleichnamige Männermagazin steht. Manch eine 14-

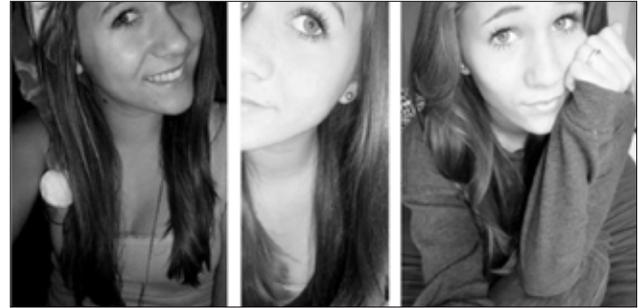


Abb. 5: Profilfotos einer 14-Jährigen auf Facebook 2011



Abb. 6: Profilfotos 12- bis 13-Jähriger mit Häschenohren aus fs-location – Online-community und Veranstaltungskalender für den Landkreis Freising

15-Jährige positioniert ihren Kettenanhänger dementsprechend, doch für viele jüngere Mädchen symbolisiert das Häschen ihr spannendes, noch wenig zielgerichtetes Spiel mit der eigenen Wirkung, wie sich auch in ihren Inszenierungen zeigt (vgl. Abb. 6).

Literatur

- Blinka, L., Smahel, D., 2009. Fourteen is fourteen and a girl is a girl: validating the identity of adolescent bloggers. In: *CyberPsychology & Behavior* 12/6, 735–739.
- Branner, R., 2003. Scherzkommunikation unter Mädchen. Eine ethnographisch-gesprächsanalytische Untersuchung. Peter Lang, Frankfurt am Main.
- Brunazzi, R., et. al., 2010. Bravo Gala! User und ihre privaten Bilder im Horizont von internationalem Starkult. In: Neumann-Braun, K., Astheimer, J. (Hrsg.). *Doku-Glamour im Web 2.0. Party-Portale und ihre Bilderwelten*. Nomos, Baden-Baden, 187–210.
- Flaake, K., 1990. Erst der männliche Blick macht attraktiv. *Psychologie heute* 12, 48–53.
- JIM Studien 2008–2011. Jugend, Information, (Multi-)Media. Basisstudien zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger in Deutschland (<http://www.mpfs.de>).
- Mead, G.H., 1934/1968. *Mind, Self, and Society*. Edited by Charles W. Morris. Chicago, 1934. Dt.: *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. Suhrkamp, Frankfurt am Main.

- Ringrose, J., 2010. Sluts, whores, fat slags and playboy bunnies: Teen girls' negotiations of 'sexy' on social networking sites and at school. In: Jackson, C., Paechter, C., Renold, E. (Hrsg.). *Girls and education*. Maidenhead, Berkshire, 170–182.
- Schorb, B., et al., 2010. Medienkonvergenz Monitoring. Soziale Online-Netzwerke-Report. Leipzig, http://www.uni-leipzig.de/~umfmed/MeMo_SON10.pdf.
- Spreckels, J., 2006. Britneys, Fritten, Gangschta und wir: Identitätskonstitution in einer Mädchengruppe. Eine ethnographisch-gesprächsanalytische Untersuchung. Peter Lang, Frankfurt am Main.
- Voigt, M., 2011. Soziolinguistische Studie zur Beziehungsarbeit und Identitätskonstruktion in Mädchenfreundschaften. In: *Networx* 61.
- Walter, N., 2010. *Living Dolls*. Warum junge Frauen heute lieber schön als schlau sein wollen. Fischer TB, Frankfurt am Main.
- Wegener, C., 2008. *Medien, Aneignung und Identität. „Stars“ im Alltag jugendlicher Fans*. Wiesbaden.

Autor

Martin Voigt, MA, Ludwig-Maximilians-Universität, Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaften, Department I – Germanistik, 80539 München, e-mail: martin.voigt@campus.lmu.de

Pressemitteilung

Weitere Hilfe für schwangere Frauen in Not: Online-Beratung gestartet

Das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend erweitert das Hilfespektrum für schwangere Frauen in besonderen Konfliktlagen: Neben dem Hilfetelefon „Schwangere in Not – anonym und sicher“ kann auf der Internetseite www.geburt-vertraulich.de seit Oktober die Beratung auch per E-Mail und Chat anonym in Anspruch genommen werden.

„Wenn Frauen schwanger sind, Hilfe und Unterstützung benötigen – aber anonym bleiben wollen – ermöglichen wir ihnen verschiedene Wege zu unserem Hilfe- und Beratungssystem: Mit dem Hilfetelefon oder im persönlichen Gespräch – und nun auch per Email oder im Live-Internetchat mit einer qualifizierten Beraterin“, erklärte Bundesfamilienministerin Manuela Schwesig.

Seit 1. Mai 2014 stehen unter www.geburt-vertraulich.de wichtige Informationen zum Verfahren der vertraulichen Geburt, zu weiteren Hilfsangeboten und zum Hilfetelefon zur Verfügung. Ein barrierefreier Zugang ist sichergestellt, eine unmittelbare Kontaktaufnahme zum Hilfetelefon möglich. Mittels Suchfunktion nach Ort oder Postleitzahl können Schwangerschaftsberatungsstellen vor Ort einfach und schnell gefunden werden. Nun bietet die Internetseite zusätzlich eine Online-Beratung. Schwangere Frauen können jetzt auch per E-Mail und im Einzel-Chat von speziell geschulten Fachkräften eine Erstberatung erhalten. Bei Bedarf wird an eine qualifizierte Beratungsstelle vermittelt. Barrierefrei und mehrsprachig – es gilt der gleiche Standard wie bei der telefonischen Beratung. Die Beraterinnen unterliegen der Schweigepflicht. Inzwischen wurde das Internetangebot über 50.000 Mal aufgerufen.

Das Hilfetelefon „Schwangere in Not – anonym und sicher“ ist unter der Rufnummer 0800 40 40 020 rund um die Uhr erreichbar. Schwangere Frauen erhalten dort eine kostenlose qualifizierte Erstberatung und auf Wunsch eine Vermittlung an Beratungsstellen vor Ort. Im ersten halben Jahr konnte rund 2000 Anruferinnen mit einer qualifizierten Erstberatung und Vermittlung geholfen werden.

Das Hilfetelefon ist beim Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben (BAFzA) angesiedelt und wird vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) finanziert.

Gesetz zum Ausbau der Hilfen für Schwangere und zur Regelung der vertraulichen Geburt

Zu den neuen gesetzlichen Regelungen, die am 1. Mai 2014 in Kraft getreten sind, gehört auch das Verfahren der vertraulichen Geburt. Schwangere Frauen mit Anonymitätswunsch erhalten eine umfassende, an ihrer individuellen Notsituation orientierte Beratung. Auf Wunsch kann das Kind medizinisch betreut geboren werden, ohne dass die Mutter ihre Identität preisgeben muss. Dabei wird das Recht des Kindes auf Kenntnis seiner Abstammung berücksichtigt. Hierzu dient ein Herkunftsnachweis, den das Kind ab Vollendung des 16. Lebensjahres einsehen kann.

Kinderwunsch bei sexualmedizinischen Indikationen – Zwei Fallbeispiele*

Frank-Michael Köhn, Dorette Poland

Conceiving a Child and Sexual Medicine Indications – Two Case Studies

Abstract

The text presents two case vignettes, both of which begin with an andrological consultation about the patient's infertility. In both cases, the consultation reveals a sexual-medical disorder and results in a referral to a specialist in sexual medicine for further treatment.

Keywords: Infertility, Anorgasmia, Pair relations, Unsuccessful sexual intercourse

Zusammenfassung

Der Text stellt zwei Fallvignetten vor, deren Ausgang zunächst in einer andrologischen Sprechstunde liegt, bei der es um die Behandlung eines unerfüllten Kinderwunsches geht. Im Verlauf dieser Sprechstunde stellt sich bei beiden Männern ein sexualmedizinisches Störungsbild heraus, dessen Exploration, Behandlung und das daran anschließende Resultat anhand der nachfolgenden sexualmedizinischen Behandlung geschildert wird.

Schlüsselwörter: Unerfüllter Kinderwunsch, Anorgasmie, Partnerschaftsverhältnisse, nicht gelingender Geschlechtsverkehr

Nachfolgend werden zwei Fälle männlicher Patienten dargestellt, die sich in der andrologischen Sprechstunde zur Abklärung ihres unerfüllten Kinderwunsches vorgestellt hatten. Neue Patienten erhalten in dieser Sprechstunde grundsätzlich einen Fragebogen mit ca. 50 bis 60 Fragen, mit dem allgemeine Daten erhoben werden, die anschließend besprochen werden. Der Fragebogen ist der Einstieg in ein ausführlicheres Patientengespräch und bietet Gelegenheit, einen Einblick in grundsätzlichere Dinge, wie z.B. das Verhältnis der Partner zu erfahren. Interessant bei diesem Vorgehen ist auch, was die Patienten nicht reinschreiben, z.T. weil sie es nicht wissen – z.B. das Alter oder Geburtsdatum der Ehefrau oder deren gynäkologischen Befund..

* Beide Fälle wurden auf der Fallkonferenz „Sexuelle Gesundheit“, Berlin, 29. März 2014, vorgestellt.

Erstes Fallbeispiel

Verlauf der andrologischen Sprechstunde

Der Patient war ein 36-jähriger Mann, beruflich als redaktioneller Mitarbeiter in einer überregionalen Zeitung tätig. Er war seit fünf Jahren mit seiner alten Schülersliebe verheiratet, die er seit dem 15. Lebensjahr kannte. Die andrologische Vorgeschichte und auch der Hormonstatus waren unauffällig und auch in der allgemeinen Krankengeschichte gab es keine Auffälligkeiten. Um den Kinderwunsch zu realisieren, war eine intrazytoplasmatische Spermieninjektion (ICSI) vorgesehen, wobei eine einzelne Samenzelle direkt in eine Eizelle injiziert wird, die zuvor dem Eierstock der Frau entnommen wurde. Das behandelnde IVF-Zentrum hatte ihn allerdings noch vor der Behandlung zur Begutachtung an einen Andrologen verwiesen. Die Ehefrau war 33 Jahre alt, arbeitete als kaufmännische Angestellte; auch hier waren bisherige gynäkologische Untersuchungen unauffällig. Der Kinderwunsch bestand seit fünf Jahren, ohne dass eine Schwangerschaft eingetreten war.

Die Spezifik dieses Falles bestand zunächst einmal darin, dass dem Patienten auf Basis eines einzigen, nicht 100% guten SpermioGRAMMS – es lag eine eingeschränkte Beweglichkeit vor – die Indikation einer künstlichen Befruchtung außerhalb des Körpers gestellt wurde, was schon deswegen nicht korrekt war, weil mindestens zwei SpermioGRAMME nötig gewesen wären und auch dann immer noch zu überlegen gewesen wäre, welche Alternative es zu Maßnahmen der assistierten Reproduktion gibt.

Beim Fragebogen fiel zunächst nichts auf: „nächtliche Samenergüsse“ – „ja“, „morgendliche Gliedversteifung“ – auch „ja“, „unvollständige Gliedversteifung beim Geschlechtsverkehr“ – „nein“, „vorzeitiger Samenerguss“ – „ja gelegentlich“, dies sei aber kein Problem, auch nicht in der Partnerschaft, der Samenerguss sei auch kräftig, die Libido in Ordnung.

Die Frage „Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs“ war allerdings leer gelassen. Beim Nachfragen im Gespräch – „haben Sie den Punkt nur vergessen, oder gibt es dazu vielleicht noch etwas mehr zu sagen?“ – stellte sich heraus, dass es bislang noch keinen Geschlechtsverkehr gegeben hatte.

An dieser Stelle war dann ein Übergang zur sexualmedizinischen Fragestellung geboten. Hier ergab sich Folgendes: Weder sei die Aufklärung durch die Eltern ein Problem gewesen, noch sei Sexualität tabuisiert worden. Er habe einen Bruder mit Kind, eine Schwester, die einen Partner habe, bislang noch ohne Kind. Seine Frau sei seine erste große Liebe gewesen, Petting hätte schon während der Schulzeit stattgefunden, allerdings nie Geschlechtsverkehr. Als er 21 Jahre alt war, hätten sie zwar versucht, Geschlechtsverkehr zu haben, doch sei eine Penetration aufgrund einer Erektionsstörung nicht möglich gewesen. Seitens seiner Partnerin hätte es jedoch keine Vorwürfe gegeben, sie hätten es auch noch einige Male versucht, doch wären nur wenige Zentimeter möglich gewesen, und sowohl ihm als auch seiner Frau sei es unangenehm gewesen, denn er habe „den Eingang nicht finden“ können. Die Frage, ob denn eine Berührung des Genitals seiner Frau möglich sei, bejahte er, doch er könne sich das Genital nicht ansehen. Auf die Nachfrage, wie denn die Ehefrau reagiere, ob es ihr unangenehm sei, ob sie Krämpfe im Scheidenbereich hätte – es ging darum, einen Vaginismus auszuschließen – berichtete er, dass es keine Krämpfe gäbe und gynäkologische Untersuchungen problemlos seien. Zwar wäre manchmal die Lubrikation nicht optimal und sie hätten es auch mit Gleitmitteln versucht, aber auch dies hätte nicht besser funktioniert.

Die Empfehlung lautete daraufhin, keine ICSI vornehmen zu lassen, da dafür keine Indikation gegeben wäre, statt dessen eine weitere sexualmedizinische Abklärung anzustreben.

Verlauf in der sexualmedizinischen Sprechstunde

In der sexualmedizinischen Sprechstunde hatte sich der Patient zunächst allein vorgestellt, dann auch seine Frau allein, dann erschienen beide gemeinsam. Am auffälligsten war ihre Unfähigkeit zu reden, sie konnten nicht benennen, was eigentlich passiere, wenn sie miteinander schlafen wollten. Das letzte Mal hätten sie es vor einem halben Jahr versucht, es dann aufgegeben – „weil es sowieso nicht ginge“ – und es wurde auch deutlich, dass bei beiden die Lust stark nachgelassen hatte.

Es lag also mit Sicherheit kein Vaginismus vor. Beide konnten nicht über Sexualität reden und verfügten auch nur über rudimentäres Wissen darüber. Hinzu kam Folgendes: sie hatten sich frühzeitig in einer katholischen Jugendgruppe kennengelernt, geheiratet, dann studiert, waren wieder in ihren Heimatort zurückgekehrt. Dort lebten sie geradezu symbiotisch miteinander, teilten viele gemeinsame Interessen, und beide verbanden mit ihrer Arbeit einen hohen Leistungsanspruch. Sie hatten ein

Haus mit zwei Kinderzimmern gebaut. Soweit also eine nahezu völlig normale Vorgeschichte, wobei der Mann sich drei Jahre lang einer Psychotherapie unterzogen hatte, wegen einer Depression, die aber nicht medikamentös behandelt wurde.

Bei dem gemeinsamen Besuch in der Sprechstunde wurde allerdings deutlich, dass auf beiden eine große Scham lastete, verbunden mit der Unfähigkeit, Worte dafür zu finden. Weitere Aufklärung erbrachte die Aufforderung, doch einmal über die näheren Umstände ihrer Beischlafversuche zu berichten: Zunächst einmal fand alles in einem kalten, mit Aktenordnern vollgestellten Zimmer im Dunkeln statt, dazu noch unter der Bettdecke. Der Mann, gestützt auf die Schultern der Frau, versuchte ohne Blick- und manuelle Kontrolle den „Eingang“ zu finden. Dies war somit einerseits die Erklärung dafür, warum „es nicht ging“, andererseits auch die Erklärung für die Scham, sozusagen für das Bewusstsein dafür, es nicht besser zu können.

Bereits in dieser ersten gemeinsamen Sitzung erfolgte eine Art Primäraufklärung über die Sexualorgane und die damit verbundenen Funktionen, verknüpft mit der Aufforderung, sich „sexuell“ zu entdecken, sowie sich im Haus einen Ort für ihre „Liebesstunde“ einzurichten. Hinzu kam die Notwendigkeit, das „sexuelle Gedächtnis“ beider anzuregen, das völlig unterentwickelt schien, d.h., es gab kein Sensorium für Riechen, Sehen, Schmecken – also für sexuelle Empfindungen im weitesten Sinne. Es ging also zuerst einmal darum, dieses Sensorium in eine ritualisierte Form, eventuell unterstützt durch Musik, einzubauen – um etwa über Musik Formen von Nähe und Distanz auszuloten. Zum anderen stand die Aufgabe, da die sexuelle Begegnung nun nicht mehr im Dunkeln stattfinden sollte, entsprechende Anregungen für einen „Auftritt“ zu vermitteln: Bekleidet oder unbekleidet, eher normal oder exotisch?

Als ein weiteres Problem stellte sich heraus, dass es beiden nahezu unmöglich schien, füreinander überhaupt Zeit zu haben, denn wochentags wurde bis zur Erschöpfung gearbeitet und am Wochenende wartete der „Freizeitstress“ – an Spontanität war also überhaupt nicht zu denken.

In den nachfolgenden Sitzungen ging es nochmals darum, die sexuelle Kreativität im Sinne „sexueller Fokussierung“ anzuregen, wobei nicht etwa der Leistungsdruck vermindert werden sollte – etwa durch ein Koitusverbot –, sondern das Wissen um die Möglichkeiten des Sexuellen sollte erweitert werden.

Die Form dieses Vorgehens – insgesamt fanden 11 Sitzungen statt – erwies sich als ausgesprochen erfolgreich, denn schon während der letzten Sitzungen trat eine Schwangerschaft ein, in deren Folge dann ein Sohn geboren wurde.

Zweites Fallbeispiel

Verlauf der andrologischen Sprechstunde

Bei dem zweiten Patienten handelte es sich um einen 40-jährigen Mann, der in der Medienbranche tätig und nicht verheiratet war, aber seit fünf Jahren in fester Partnerschaft lebte. Der andrologische wie auch der allgemein krankengeschichtliche Befund wiesen keinerlei Auffälligkeiten auf, auch das Spermiogramm und der körperliche Untersuchungsbefund waren völlig normal. Die Partnerin war 32 Jahre alt, ihre gynäkologischen Untersuchungen waren gleichfalls befundfrei, lediglich ein kleineres Myom war vorhanden. Der Kinderwunsch bestand seit einem Jahr, es gab keine vorherigen Schwangerschaften.

Also war auch hier wiederum der erste Zugang der über den Fragebogen – was schreibt der Patient nicht rein? Der Patient hatte die morgendliche Gliedversteifung bejaht, angegeben, dass kein vorzeitiger Samenerguss vorliege, die Häufigkeit des Geschlechtsverkehrs mit einmal pro Woche benannt, die Frage nach der Libido war leer geblieben.

Im anschließenden persönlichen Gespräch ergab sich allerdings – der Patient sprach immer vom normalen Geschlechtsverkehr, von einer normalen Ejakulation, die auch kräftig sei – dass er, seitdem er mit seiner Partnerin zusammen lebte, eine Orgasmusstörung beobachte, also immer häufiger nicht zum Orgasmus komme, also auch nicht zur Ejakulation und dies bis zum Zeitpunkt der Vorstellung ungefähr acht von zehn Versuchen betreffe. Bei der Masturbation sei dies unauffällig, und er berichtete weiterhin, dass er diese Orgasmusstörung auch schon in einer vorhergehenden Beziehung beobachtet hätte, eine Erektionsstörung hätte allerdings nie vorgelegen. Weiterhin stellte sich heraus, dass es sich um eine Wochenendbeziehung handelte und dass auch die Partnerin nicht zum Orgasmus komme. Allerdings sei es ihm möglich, seine Partnerin durch orale Stimulation oder manuellen Kontakt zum Orgasmus zu bringen. Auf seine Frage, was er denn besser machen könne, habe er zur Antwort bekommen, dass sie auch in vorhergehenden Beziehungen nicht zum Orgasmus gekommen sei. Bei der zweiten Sitzung, bei der auch die Partnerin mit anwesend war, gab sie an, dass eine vaginale Frustration einen Orgasmus verhindere und dass sie eigentlich Ekel beim Geschlechtsverkehr und auch beim oralen Verkehr empfinde.

Andrologisch war der Fall somit aufgeklärt, es gab keinen Hinweis auf eine Einschränkung der Fertilität, höchstens in dem Sinne, dass es sich um eine „Samendepositionsstörung“ handelte, im Zusammenhang mit einer situativen Anorgasmie. Somit war wiederum klar, dass auch der vorliegende Sachverhalt eine tiefere sexuelle medizinische Abklärung erfordern würde.

Verlauf der sexualmedizinischen Sprechstunde

Zu den daran anschließenden vier sexualmedizinischen Sitzungen erschien der Patient immer nur allein, denn es galt zu klären, woraus die Anorgasmie resultieren könne. Anhand seiner Biographie traten zwei traumatisierende Erlebnisse hervor: er wurde mit zwei Jahren wegen einer Harnverhaltung operiert, die sehr schmerzhaft verlief, und er konnte gut schildern, wie er das damals erlebt hatte: „jetzt reißen sie mir mein Glied ab“. Zudem war er ein sehr schüchterner Junge gewesen, zurückhaltend, nicht sehr durchsetzungsfähig, etwas gehemmt. Zum zweiten wurde er mit 25 Jahren an einer Phimose operiert. Danach war es überhaupt das erste Mal, dass er sexuellen Kontakt zu Frauen suchte und es gab auch eine Beziehung, in der ihn die Frau sehr stark stimulierte und zwar in einem derartig heftigen Maße, dass ihn wieder seine alte Angst befiel, die Partnerin würde ihm „sein Glied abreißen“, worauf er die Beziehung abbrach. Daraufhin hatte er mehrere Jahre gebraucht, um in eine neue Beziehung, also die gegenwärtige, eintreten zu können. Im Laufe dieser Beziehung hatte er aber nie einen Orgasmus, nie einen Samenerguss gehabt. Bei der Masturbation wäre alles problemlos, denn hier könne er, wie er sagte, sich „seinen Druck selber regulieren“. Die Beziehung sei daher so angelegt, dass er seiner Partnerin den Zugriff auf seinen Körper verwehrte, er ihr gegenüber jedoch alle möglichen Techniken aufbot, um sie zufrieden zu stellen.

Es gab in diesen Sitzungen somit zwei große Problembereiche, einmal die negativen Erfahrungen im Kindesalter, dazu die negativen Erfahrungen im Erwachsenenalter; beides könnte man als „Lernen am Misserfolg“ bezeichnen, mit den entsprechenden Selbstverstärkungsmechanismen. In der Folge wurde er immer vorsichtiger, verstärkt durch das negative Denken – „was wird bloß noch werden, wenn die mich wieder anfasst, wie schaffe ich das“. Er dachte immer voraus, hatte dementsprechend Erwartungsängste.

Im weiteren therapeutischen Vorgehen wurde vor allem versucht, an diesen negativen Gedanken zu arbeiten und eine kognitive Umstrukturierung vorzunehmen. Hier kam der zweite große Problembereich hinzu, die Aggressionsgehemmtheit des Patienten, sein geringes Durchsetzungsvermögen, seine unbedingte Bereitschaft zur Pflichterfüllung, ein Immer-alles-richtig-machen-wollen; für die Frau wollte er alles tun, um sich vor ihr keine Blöße zu geben. Seinerseits gab es kaum Offensivität, die Frau auch einmal „anzugehen“, sich ihr gegenüber durchzusetzen, ihr gegenüber seine Wünsche und Bedürfnisse zu äußern, überhaupt einmal zu formulieren, was er gern möchte. Die kognitive Umstrukturierung zielte besonders darauf ab, dass er erst einmal für

sich selbst denken sollte, was ihn über die Hürde zum Orgasmus bringen könnte, welche Gedanken er für sich mobilisieren könnte, mit deren Hilfe er es schaffe, sich „in Bewegung zu bringen“.

Die Partnerin hatte sich im Gespräch sehr zurückgehalten, über sich selbst gab sie kaum Auskunft. Sie war durchaus sexuell erfahren, wollte damals aber unbedingt ein Kind – das war für beide der Bezug, wobei sie auch geheiratet werden wollte: Sie wären jetzt vier Jahre zusammen und das müsste jetzt sein.

Die Partner-Sexualtherapie gestaltete sich in der Weise, dass sie nicht auf die Vorschläge eingegangen sind, etwa sich einen Ort zu suchen, sich Zeit zu nehmen, denn sie hatten ja auch nur an den Wochenenden einen Raum für die Beziehung. Hinzu kam, dass der Mann lediglich so eine Art „Junggesellen-Bude“ im Keller bewohnte, denn die Wohnung, in die sie hätten einziehen wollen, war noch belegt. Das Groteske an dieser Situation war, dass

er durchaus aus wohlhabenden Verhältnissen kam – also mit Haus und Hof –, aus einer Familie, die schon lange am Ort ansässig war. Aber sie wollten es sich in der vorhandenen Wohnung auch nicht schön machen, auch keinen anderen Ort aufsuchen. Das einzige, worauf sie sich eingelassen haben, war, sich zu berühren und berühren zu lassen, sich Zeit zu lassen, sich erst einmal anzusehen, anstatt „gleich loszulegen“.

Das Wesentliche war allerdings, dass er dann doch die Führung übernommen hat, dass er gesagt hat, was er will, welchen Druck er möchte. Dies hat funktioniert, er wurde orgasmusfähig und die Partnerin wurde auch schwanger – aber in dem Augenblick, da sie dies erfahren hatte, hat sie sich getrennt.

Den Mann hat dieses Verhalten schwer frustriert, er wollte aber keine weiteren Gesprächstermine wahrnehmen, äußerte lediglich, dass er froh sei, sie nicht geheiratet zu haben.

Autor_Innen

Prof. Dr. med. Frank-Michael Köhn, Hautarzt, Allergologie, Andrologie, Andrologikum München, Burgstr. 7, 80331 München, e-mail: info@andrologicum.com

Dr. med. Dorette Poland, Ärztin, Fachärztin für Psychiatrie & Psychotherapie, Laimer Str. 41 a, 80639 München



Lothar Bayer, Ilka Quindeau (Hg.)

Die unbewusste Botschaft der Verführung

Interdisziplinäre Studien zur Verführungstheorie Jean Laplanches

Psychosozial-Verlag 2014, Buchreihe: Bibliothek der Psychoanalyse

235 Seiten, br., 24,90 €

Unter den Versuchen, die Freud'sche Theorie weiterzuentwickeln und zu reformulieren, stellt das Werk Jean Laplanches zweifellos einen der interessantesten dar. Im Zentrum seiner Allgemeinen Verführungstheorie stehen Fragen nach der Konstitution des Subjekts, des Unbewussten und der Sexualität. In Laplanches zentralem Begriffspaar von »Botschaft« und »Übersetzung« liegen Fragen nach der sozialen Herstellung von Sinn- und Bedeutungsstrukturen und zugleich Fragen nach ihrer subjektiven Dechiffrierung in therapeutischen und alltäglichen (Selbst-)Verständigungsprozessen begründet. Somit sprengt Laplanche den Rahmen der Psychoanalyse und stellt eine Verbindung zu anderen Bereichen der Sozial- und Humanwissenschaften her.

Der vorliegende Band lässt Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Soziologie, Philosophie, Kulturwissenschaften, Psychoanalyse und Theologie zu Wort kommen. Sie kommentieren das Konzept aus ihrer jeweiligen Perspektive und machen so das Spektrum der möglichen Reflexionsbreite der Allgemeinen Verführungstheorie Laplanches deutlich.

Themenzentrierte Selbsterfahrung in der Gruppe

Dorette Poland

Self-Experience in the Group

Abstract

The realization of sexuality as self-experience – above all in groups – is especially difficult. In this contribution the concept, contents and methods of self-experience are presented. The participating sexual therapists should themselves experience what patients and couples can expect during their sexual therapy. Sexual therapy is understood as a combination of action-oriented, cognitive, psychodynamic aspects and the dynamic of relationships.

Keywords: Self-Experience, Sexuality, Group-work.

Zusammenfassung:

Die Umsetzung von Sexuellem als Selbsterfahrung – vor allem in Gruppen – ist besonders schwierig. In diesem Beitrag werden das Konzept, Inhalte und Methoden vorgestellt. Die Teilnehmer sollen das, was die Patienten und Paare als Sexualtherapie erwartet, an sich selbst erfahren. Sexualtherapie wird als Kombination von handlungsorientierten, kognitiven, beziehungs-dynamischen und psychodynamischen Aspekten verstanden.

Schlüsselwörter: Selbsterfahrung, Sexualität, Gruppenarbeit.

Die nachfolgenden Überlegungen beziehen sich auf drei Gruppendurchgänge, an denen jeweils 10 bis 12 Fachärzte für Urologie, Gynäkologie, Allgemeinmedizin und Diplom-Psychologen teilgenommen hatten. Sie waren im Durchschnitt 40 Jahre alt. Die erste Selbsterfahrungsgruppe wurde während des ersten Curriculums 1999 durchgeführt. Der zweite Durchgang lief 2002, der dritte 2004/2005.

Die Teilnahme an einer Selbsterfahrungsgruppe – und auch noch zum Thema Sexualität – stellt immer eine besondere Herausforderung in der Psychotherapie dar. Die Angst des Therapeuten vor sich selbst ist besonders hoch, wenn es darum geht, sich auf eine Selbsterfahrungsgruppe einzulassen (vgl. Jaeggi, 2003). Ziel der Gruppenarbeit zum Thema Sexualität ist, dass die Teilnehmer selbst, am eigenen Körper also, erfahren bzw. spüren, was wir in der Sexualtherapie Patienten und Paaren zumuten. Erst dann erkennen wir, was unsere Interventionen bewirken.

Zukünftigen Psychosexualtherapeuten sollte zu Einsichten verholpen werden, die sie in ihrer Arbeit umsetzen können. Sie sollten ihre Ängste, Aggressionen, Wertvorstellungen, Traumatisierungen, Grenzen und Leistungsansprüche erkennen, um sie für ihre therapeutischen Interventionen zu nutzen.

Psychotherapie wird gefährlich, wenn Therapeuten ihre Macht mißbrauchen. Die Arbeit in der Gruppe und die Qualität der Gruppenkohäsion sollen dabei unterstützend und stärkend auf den Einzelnen wirken. Die Gefahr einer sog. Gruppensprengung entsteht, wenn analytische Prozeßarbeit mit dieser Form der Gruppenarbeit verwechselt wird. D.h., wenn der Gruppenleiter TeilnehmerInnen in die Gruppe mitbringt, die bei ihm in analytische Einzelarbeit verwickelt sind.

Wie aber kann Sexuelles gruppenspezifisch umgesetzt werden? Erfahrungen im Erarbeiten von Konzepten für Gruppentherapie machte ich bei Agoraphobikern (vgl. Poland, 1984) und bei Transsexuellen (vgl. Poland, 1988). Diesmal hatte sich der Fokus auf die Selbsterfahrung gerichtet.

Bei der Erarbeitung dieses neuen Konzepts konnte ich auf Erfahrungen bei Prof. Iver Hand, Universitätsnervenklinik Hamburg-Eppendorf (verhaltenstherapeutisch fundierte Gruppen) und bei Prof. Wolfgang Zander, Klinik f. Psychosom., Psychoth., Med. Psychol. der TU München (psychoanalytische Selbsterfahrungsgruppe) zurückgreifen. Anregungen kamen auch durch einen Text von Wolfgang Weig (1996).

Sexuelles kann als fragile Balance zwischen Hingabe und Bewußtheit aufgefaßt werden. Daher wurde die Gruppe mit verhaltenstherapeutischen und psychodynamischen Methoden kombiniert. Wenn in der Sexualtherapie nur symptombezogen gearbeitet wird, erreichen wir die Person vielleicht nicht ausreichend. Wenn nur psychodynamisch/psychoanalytisch gearbeitet wird, geht der handlungsorientierte Aspekt, der Sexuelles bestimmt, verloren.

Aufbau und Durchführung

Rahmenbedingungen: Es standen sieben Tage, meist Sonntage, jeweils mit vier Doppelstunden (à 90 Minuten), einmal monatlich zur Verfügung.

Themenbereiche: Diese sieben Tage wurden in (ungefähr) sieben Themenbereiche gegliedert:

1. Tag: Eigene sexuelle Entwicklungsgeschichte, Aufklärung, Masturbation, erste Erfahrungen, Einstellungen, sexuelle Botschaften und Glaubenssätze, Verhältnis zum eigenen Körper, körperliche Befunde, Erkrankungen.
2. Tag: Weiter in der sexuellen Entwicklungs- und Erfahrungsgeschichte. Ängste, Schuldgefühle, sexuelle Sprache, Körperausdruck.
3. Tag: Aggressionen, Grenzen, Scham, sexuelle Phantasien, Nähe/Distanz, Machtbedürfnisse.
4. Tag: Partnerschaft und Sexualität, Beziehungsmuster, Geben/Nehmen.
5. Tag: Geschlechterrollen, Geschlechtsidentität, sexuelle Orientierung, Männer-/Frauen-Thema.
6. Tag: Lust/Unlust, Genuß und Sinnlichkeit, sexuelle Phantasien, Alter.
7. Tag: Offen gebliebene Themen, Fest der Sinne.

Methoden: Gesprächsgruppe in der großen Runde – Gespräche zu zweit – Handlungsorientierter Teil, Übungen – Imaginationen – Fragebögen – Hausaufgaben – Einsatz von Musik – Fest der Sinne.

Inhalte: Die Übungen und die Inhalte der Gespräche verändern oder erweitern sich entsprechend der Gruppendynamik und der Gruppenkohäsion (z.B. Eros und Macht).

Gespräche zu zweit: Die Zweier-Gespräche geschehen im Wechsel mit den einzelnen Teilnehmern, mit Begrüßung und Verabschiedung. Inhaltlich werden zum Tagesthema verschiedene Fragen und Themen gestellt, die sich die Teilnehmer wechselseitig beantworten bzw. erzählen. Die Fragen sind gedacht, um den Teilnehmern den Einstieg in ungewohnte Inhalte leichter zu gestalten, und, um sie später in der Großgruppe weiter reflektieren zu können. Z.B.: „Erzählen Sie eine sexuelle Situation, in der Sie hätten Nein sagen müssen, es aber nicht getan haben“, „Erzählen Sie, was Sie sexuell gerne mit Ihrem Partner tun möchten, aber bisher nicht gewagt haben, ihm mitzuteilen“.

Hausaufgaben: Ausgabe von Fragebögen, die auch den Patienten gegeben werden. Verschiedene Übungen aus

der Sexualtherapie zu Hause, zusammen mit dem Partner (z.B. „Der sexuelle Dialog“) oder allein.

Imaginationen: Imaginationen werden vor allem bei dem Thema Geschlechterrollen/Geschlechtsidentität eingesetzt, aber auch zur Körperwahrnehmung.

Handlungsorientierter Teil: Elemente aus der Sexualtherapie, Psychodrama, Kommunikationstherapie, Paar- und Familientherapie. Z.B.: Rollenspiele, Paar-Skulptur, Aufmerksamkeitsübungen zur Wahrnehmung von Grenzen, Aggressionen, Nähe/Distanz-Konflikten. Identifikation mit einem Körperteil, Atemübungen für Becken und Stimme, PC-Muskel-Training, wohltuende Berührungen (z.B. „Pars pro toto – die Hand“). Die Gruppe als gemeinsamen Körper erleben.

Fest der Sinne: Zum Abschluß werden nochmals alle Sinne wahrgenommen, d.h. Sehen, Riechen, Schmecken, Berühren, Hören (z.B. das Zubereiten einer Frucht für den Gruppenpartner/in, das Berühren mit Duft und Salben als „Pars pro toto – die Hand“, Tanz und Bewegung, Musik).

Effektivitätskontrolle: Zur Effektivitätsmessung entwickelte ich einen Prä- und einen Post-Fragebogen, erhielt Feedback. Allerdings war es mir als niedergelassene Psychiaterin und Psychotherapeutin nicht mehr möglich, die Evaluationsarbeit konsequent fortzusetzen.

Literatur

- Hand, I., Lamontagne, Y., Marks, I.M., 1974. Group exposure (flooding) in vivo for agoraphobics. *British Journal of Psychiatry*, 124.
- Jaeggi, E., 2003. Die Angst des Therapeuten vor sich selbst. *Psychotherapie* 8. Jahrg., Bd. 8, Heft 1, CIP-Medien München.
- Poland, D., 1984. Exposition in vivo bei Agoraphobikern: Ein Vergleich von Einzel- und Gruppentherapie im Rahmen eines stationären Behandlungsprogramms. Dissertation. Nervenklinik der Universität Hamburg-Eppendorf.
- Poland, D., 1988. Gruppentherapie für transsexuelle Patienten. Unveröff. Manuskript. Psychiatrische Klinik der TU München.
- Weig, W., 1996. Erfahrungen mit einem Programm zur Verbesserung der sexuellen Zufriedenheit. *Sexuologie* 4 (3), 222–231.

Autorin

Dr. med. Dorette Poland, Ärztin, Fachärztin für Psychiatrie & Psychotherapie,
Laimer Str. 41 a, 80639 München

Königskinder und das tiefe, trübe Wasser – Zum deutschen „Inzestverbot“

Heinz-Jürgen Voß, Matthias Zaft

The two Kings' Children and the Deep, Murky Water – the German „Incest Taboo“

Abstract

In its opinion of September 4, 2014, the German Ethics Council requested that the legislature change the penal provision for fraternal incest. The Ethics Council recommended that incest between siblings, under certain conditions, no longer be punishable. For other offenses it recommended harsher sentences: Sexual acts previously not covered by §173 of the Penal Code should be added.

The following is an overview of this Ethics Council decision and the debate on which it is based. It examines the reasoning behind the ruling with regard to implicit assumptions about thinking and order. We argue that §173 should be completely eliminated from the Penal Code because it unduly interferes with the right of sexual self-determination. Abuse, sexual violence and the exploitation of hierarchical positions against wards are in our view sufficiently covered by general legal regulations, even though they do not focus on incest, especially by §174: „Sexual Abuse of Wards“ and §176: „Sexual Abuse of Children“ of the Penal Code.

Keywords: German Ethics Council, Incest between siblings, German Penal Code §173, §174, §176

Zusammenfassung

In seiner Stellungnahme vom 24.9.2014 hat der Deutsche Ethikrat mit einem Mehrheitsvotum – 14 zu 9 Stimmen – den Gesetzgeber zu Änderungen der Strafbestimmung zu geschwisterlichem Inzest aufgefordert. Der Ethikrat empfiehlt, geschwisterlichen Inzest unter bestimmten Bedingungen nicht weiter unter Strafe zu stellen. In anderen Fällen regt er Strafverschärfungen an: Sexuelle Handlungen, die bislang nicht unter die Strafregelungen des §173 StGB fallen, sollten künftig ebenfalls erfasst werden.

Im Folgenden wird ein Überblick über die Stellungnahme des Deutschen Ethikrates und die ihr zu Grunde liegende Debatte gegeben. Dabei soll die Argumentation der Stellungnahme auf implizite Denk- und Ordnungsfiguren hin befragt werden. Wir vertreten im vorliegenden Beitrag

die Position, dass der §173 komplett entfallen sollte, da er unzulässig in das Recht auf sexuelle Selbstbestimmung eingreift. Missbrauch, sexualisierte Gewalt, Ausnutzung von hierarchischen Positionen gegenüber Schutzbefohlenen sind unserer Ansicht nach ausreichend durch die allgemeinen – nicht auf Inzest fokussierten – gesetzlichen Regelungen abgedeckt, insbesondere durch §174 StGB „Sexueller Mißbrauch von Schutzbefohlenen“ und §176 StGB „Sexueller Mißbrauch von Kindern“.

Schlüsselwörter: Deutscher Ethikrat, geschwisterlicher Inzest, Deutsches Strafgesetzbuch §173, §174, §176

§ 173 StGB Beischlaf zwischen Verwandten

(1) Wer mit einem leiblichen Abkömmling den Beischlaf vollzieht, wird mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder mit Geldstrafe bestraft.

(2) Wer mit einem leiblichen Verwandten aufsteigender Linie den Beischlaf vollzieht, wird mit Freiheitsstrafe bis zu zwei Jahren oder mit Geldstrafe bestraft; dies gilt auch dann, wenn das Verwandtschaftsverhältnis erloschen ist. Ebenso werden leibliche Geschwister bestraft, die miteinander den Beischlaf vollziehen.

(3) Abkömmlinge und Geschwister werden nicht nach dieser Vorschrift bestraft, wenn sie zur Zeit der Tat noch nicht achtzehn Jahre alt waren.

Hintergrund und Stellungnahme des Ethikrates

Den Hintergrund der Stellungnahme bildet die strafrechtliche Verfolgung von Patrick S., der mit seiner Schwester Susanne K. zusammenlebt und mit ihr vier Kinder gezeugt hat. Patrick S. wurde von Amtsgericht und Oberlandesgericht zu einer mehrjährigen Freiheitsstrafe verurteilt, gegen die er zunächst beim Bundesverfassungsgericht, dann – nachdem er dort 2008 verloren

hatte – beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte Beschwerde einlegte. Diese wurde 2012 mit der Begründung zurückgewiesen, das Verbot des Beischlafs zwischen Verwandten sei mit Artikel 8 der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK) vereinbar. Der Schutz überindividueller Rechtsgüter erfordere und erlaube eine fallweise Einschränkung persönlicher Rechte. Der Artikel im Wortlaut:

(1) Jede Person hat das Recht auf Achtung ihres Privat- und Familienlebens, ihrer Wohnung und ihrer Korrespondenz.

(2) Eine Behörde darf in die Ausübung dieses Rechts nur eingreifen, soweit der Eingriff gesetzlich vorgesehen und in einer demokratischen Gesellschaft notwendig ist für die nationale oder öffentliche Sicherheit, für das wirtschaftliche Wohl des Landes, zur Aufrechterhaltung der Ordnung, zur Verhütung von Straftaten, zum Schutz der Gesundheit oder der Moral oder zum Schutz der Rechte und Freiheiten anderer. (Art. 8, EMRK)

Die Regierung der Bundesrepublik Deutschland bestritt vor dem Europäischen Gerichtshof nicht, mit der Verurteilung des beschwerdeführenden Patrick S. in dessen Recht auf Achtung seines Privat- und Familienlebens eingegriffen zu haben, verwies aber auf die Notwendigkeit des Eingriffs zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zum Schutz der Moral:

Als der deutsche Gesetzgeber zu Beginn der siebziger Jahre eine Reform der angegriffenen Gesetzesbestimmung erörtert habe, sei ein vom Bundestag eingesetzter Sonderausschuss zu dem Schluss gelangt, dass diese Bestimmung zum Schutz von Ehe und Familie, zum Schutz des schwächeren Partners in einer Beziehung und zur Verhinderung genetischer Schädigungen beibehalten werden solle. Alle diese Ziele seien nach wie vor relevant und rechtfertigten die Bestrafung des Beschwerdeführers. (EMGR, 2012)

Im Jahr 2008 hatte der Fall des Geschwisterpaares viel Aufmerksamkeit gefunden, darunter auch die von Fachmedien. Die meisten der Zeitschriftenbeiträge verhielten sich wohlwollend gegenüber den sich ‚liebenden Geschwistern‘ – eine gründliche und empfehlenswerte Analyse zu Diskurs und Strafrechtsbestimmungen legte Gisela Best in ihrem Buch *Zur Aktualisierung des Inzestverbots: Eine Erörterung anlässlich des Urteils des Bundesverfassungsgerichts* (2010) vor.

Das Bundesverfassungsgericht beschied 2008 den aktuellen gesetzlichen Regelungen gegen den Beischlaf

zwischen Verwandten Rechtmäßigkeit; der Gesetzgeber bewege sich „nicht außerhalb seines Einschätzungsspielraums [...], wenn er davon ausgeht, dass es bei Inzestverbindungen zwischen Geschwistern zu gravierenden familien- und sozialschädigenden Wirkungen kommen [könne]“ (BVG, 2008). Die Fokussierung auf Kindes- und Familienwohl lenkt den Blick auf die bestehenden Familien- und Geschlechternormen des Bundesverfassungsgerichts:

Für das Kindeswohl spielen auch die in der Familie gegebenen Verwandtschaftsverhältnisse, Rollenverteilungen und sozialen Zuordnungen eine wichtige Rolle [...]. Familien- und sozialschädliche Wirkungen des Geschwisterinzests mögen mit sozialwissenschaftlichen Methoden schwer von den Wirkungen anderer Einflüsse isolierbar und daher nicht ohne weiteres greifbar sein [...]. Dies ändert indes nichts an der Plausibilität der Annahme derartiger Wirkungen [...]. Als negative Auswirkungen können sich danach ergeben: ein vermindertes Selbstbewusstsein, funktionelle Sexualstörungen im Erwachsenenalter, eine gehemmte Individuation, Defizite in der psychosexuellen Identitätsfindung und der Beziehungsfähigkeit, Schwierigkeiten, eine intime Beziehung aufzubauen und aufrechtzuerhalten, Versagen im Arbeitsumfeld, eine generelle Unzufriedenheit mit dem Leben, starke Schuldgefühle, belastende Erinnerungen an die Inzesterfahrung, Depression, Drogen- und Alkoholmissbrauch, Selbstverletzung, Essstörungen, Suizidgedanken, sexuelle Promiskuität und posttraumatische Erlebnisse sowie indirekte Schäden, auch für dritte Familienmitglieder, zum Beispiel durch Ausgrenzung oder soziale Isolation. (Ebd.)

Kaum ein unerwünschtes individuelles Verhalten oder gesellschaftliches Phänomen also, das sich nicht als Folge geschwisterlicher sexueller Beziehungen annehmen ließe. Auf die vom Bundesverfassungsgericht zugrunde gelegte „Plausibilität“ derartiger Ableitungen soll im zweiten Abschnitt des Beitrags eingegangen werden, zuvor zurück zu den AdressatInnen des Verbots einvernehmlichen Beischlafs.

Durch den §173 StGB werden sexuelle Handlungen und gelebte Familienmodelle sehr ungleich bewertet. So gilt der Paragraph nicht für Adoptiv- oder Stiefgeschwister. Und er bezieht sich ausschließlich auf den Beischlaf, richtet sich also lediglich gegen heterosexuellen Vaginalverkehr, nicht aber gegen gleich- oder andersgeschlechtlichen Anal- und Oralverkehr. Der unterschiedlichen Bewertung der Verhaltensweisen trug das Verfassungsgericht in der Begründung seines Urteils Rechnung. Es führt aus:

Der Einwand, die Strafnorm [...] verfehle aufgrund ihrer lückenhaften Ausgestaltung [...] die ihr zugeordneten Zwecke [...], verkennt, dass mit dem Verbot von *Beischlafshandlungen ein zentraler Aspekt sexueller Verbindung* zwischen Geschwistern unter Strafe gestellt wird, dem für die Unvereinbarkeit des Geschwisterinzests mit dem traditionellen Bild der Familie eine große Aussagekraft zukommt und der eine weitere sachliche Rechtfertigung in der grundsätzlichen Eignung dieser Handlung findet, über das Zeugen von Nachkommen weitere schädliche Folgen hervorzurufen. [...] Den Straftatbestand nicht auch auf den Beischlaf zwischen *Stief-, Adoptiv- oder Pflegegeschwistern* zu erstrecken, lässt sich zum einen damit begründen, dass entsprechende Handlungen in geringerem Maße dem traditionellen Bild der Familie widersprechen [...]. Zum anderen bestehen insoweit keine vergleichbaren erbbiologischen Bedenken, und es liegt auch die Annahme nicht fern, zwischen leiblichen Geschwistern könnten in höherem Maße als zwischen Stief-, Adoptiv- oder Pflegegeschwistern Abhängigkeiten bestehen. Der Umstand, dass beischlafähnliche Handlungen und sexueller Verkehr zwischen gleichgeschlechtlichen Geschwistern nicht mit Strafe bedroht sind, andererseits der *Beischlaf zwischen leiblichen Geschwistern auch in den Fällen, in denen eine Empfängnis ausgeschlossen ist*, den Straftatbestand erfüllt, stellt die grundsätzliche Erreichbarkeit der (Teil-)Ziele des Schutzes der sexuellen Selbstbestimmung und der Vorsorge vor genetisch bedingten Krankheiten nicht in Frage. (Ebd., Hervorhebungen d. V.)

Der Europäische Menschenrechtsgerichtshof wies die Beschwerde von Patrick S. gegen das Urteil des Bundesverfassungsgerichts mit Urteil vom 12.4.2012 zurück. Der Gerichtshof begründete dies damit, dass einerseits keine einheitliche rechtliche Behandlung von Inzest im internationalen Vergleich und diesbezüglich kein „Entkriminalisierungstrend“ feststellbar sei. Andererseits habe das Bundesverfassungsgericht die Rechtslage gründlich geprüft und auch eine gegenteilige Einschätzung zugelassen. Konkret heißt es in der Begründung des Europäischen Menschenrechtsgerichtshofs:

[Der] Gerichtshof [stellt] fest, dass zwischen den Mitgliedstaaten kein Konsens hinsichtlich der Frage besteht, ob einvernehmliche sexuelle Handlungen zwischen erwachsenen Geschwistern strafbar sein sollten [...]. Jedoch sieht eine Mehrheit von 28 der 44 untersuchten Staaten eine Strafbarkeit vor. Der Gerichtshof weist weiter darauf hin, dass alle Rechtssysteme, einschließlich derjenigen, die keine Strafbarkeit

vorsehen, die Ehe zwischen Geschwistern verbieten. Es ist also ein breiter Konsens dahingehend zu erkennen, dass sexuelle Beziehungen zwischen Geschwistern weder von der Rechtsordnung noch von der Gesellschaft als Ganzes akzeptiert werden. Umgekehrt gibt es keinen hinreichenden empirischen Beleg für Annahme eines allgemeinen Trends zur Entkriminalisierung solcher Beziehungen. Der Gerichtshof ist darüber hinaus der Auffassung, dass der vorliegende Fall eine Frage moralischer Maßstäbe betrifft. Aus den oben genannten Grundsätzen ergibt sich, dass die innerstaatlichen Behörden im Hinblick auf die Entscheidung, wie sie mit einvernehmlichen inzestuösen Beziehungen zwischen Erwachsenen umgehen, einen weiten Beurteilungsspielraum genießen, obwohl diese Entscheidung einen intimen Aspekt des Privatlebens einer Person betrifft. [...] Unter besonderer Berücksichtigung der oben angeführten Erwägungen und der sorgfältigen Herangehensweise des Bundesverfassungsgerichts an die vorliegende Rechtssache, [...] kommt der Gerichtshof zu dem Ergebnis, dass die innerstaatlichen Gerichte ihren Beurteilungsspielraum nicht überschritten, als sie den Beschwerdeführer wegen Inzests verurteilten. (EMGR, 2012)

Der Deutsche Ethikrat nahm diese Entscheidungen zum Anlass für eine gründliche thematische Beschäftigung, auf die auch seine umfassende Stellungnahme hinweist. Aus der Analyse heraus rät das Gremium in seiner Stellungnahme der Legislative zu Änderungen, die vornehmlich auf Geschwister abzielen, die nicht miteinander aufwachsen oder aufgewachsen sind. Zwar sieht das Mehrheitsvotum das „Schutzgut des §173 StGB [...] [,] die Familie“ im Fall geschwisterlicher sexueller Beziehungen selbst bei Volljährigkeit der Partner noch immer tangiert, gewichtet aber hierbei das „bedeutsame, persönlichkeitskonstitutive Grundrecht der bereits erwachsenen Geschwister auf sexuelle Selbstbestimmung“ (Deutscher Ethikrat 2014, 74, 75) schwerer. Der Ethikrat empfiehlt daher: „Die Bestrafung des einvernehmlichen Beischlafs unter erwachsenen (über 18 Jahre alten) Geschwistern sollte entfallen.“ (Ebd., 75) Eine Aufhebung der Strafbarkeit empfiehlt der Ethikrat auch für den Fall, dass eines der Geschwister über 14, aber unter 18 Jahre alt ist, sofern „die Geschwister *nicht beziehungsweise hinreichend lange nicht mehr in einem Familienverbund zusammenleben* und die künftige Wiederherstellung eines solchen Verbundes nach objektivem Ermessen nicht zu erwarten ist“ (ebd., Hervorhebung d. V.).

An anderer Stelle fordert der Ethikrat hingegen die Aufrechterhaltung und Ausweitung der Strafbarkeit sexueller Handlungen: Die „den erwachsenen Partner beim

einvernehmlichen Beischlaf unter Geschwistern treffende Strafbarkeit [sollte] aufrechterhalten bleiben, wenn der andere Partner unter 18 Jahren ist und *die Geschwister in einem Familienverbund tatsächlich zusammenleben*. Die Strafbarkeit sollte in diesen Fällen *nicht nur den Beischlaf, sondern auch andere sexuelle Handlungen von erheblichem Gewicht erfassen*.“ (Ebd., 75f, Hervorhebungen d. V.)

Der Deutsche Ethikrat begründet die Empfehlung grundsätzlicher Aufhebung der Strafbarkeit über 18 Jahre für Inzest zwischen Geschwistern damit, dass er das Schutzgut „Familie“ und „innerfamiliäre Rollen der Mitglieder“ geringer einschätzt als das Grundrecht Erwachsener auf sexuelle Selbstbestimmung. Mehr noch, er fragt nach der Eignung von Strafantwort und Strafverfolgung zum Zwecke des Schutzes gesellschaftlicher Normen:

Das Strafrecht hat nicht die Aufgabe, für den Geschlechtsverkehr mündiger Bürger moralische Standards oder Grenzen durchzusetzen. Es hat den Einzelnen vor Schädigungen und groben Belästigungen und die Sozialordnung der Gemeinschaft vor Störungen zu schützen. Nicht zu seinen Aufgaben gehört es aber, das „Normalempfinden“ selbst großer Mehrheiten vor jeder noch so moderaten Zumutung zu bewahren, wie man sie in der Wahrnehmung finden mag, dass die eigenen Maßstäbe sexueller Normalität nicht von allen anderen geteilt werden. (Ebd., 74)

Der Ethikrat fügt jedoch ebenfalls an, dass er sich an dieser Stelle ausschließlich mit dem Geschwisterinzest befasse, dass also Regelungen für Beischlaf-Handlungen auf- und absteigender Verwandtschaftslinien nicht betroffen seien. Im Fall, dass Geschwister nicht in einem gemeinsamen Familienverband lebten und dieser auch als nicht wiederherstellbar erscheint, sieht der Ethikrat keine negativen Auswirkungen für das Schutzgut „Familie“ und die „innerfamiliäre Ordnung“. Dieses Gut sieht er hingegen dann gefährdet, „wenn eines der Geschwister noch nicht 18 Jahre alt ist und beide noch zusammenleben“ (ebd., 77). Nicht nur Beischlaf könnte hier den Familienverbund gefährden, sondern auch sonstige „sexuelle Handlungen von erheblichem Gewicht“ (ebd.), worunter der Ethikrat offenbar insbesondere Analverkehr und möglicherweise anhaltende gleichgeschlechtliche sexuelle Beziehungen versteht (ebd., 73).

Einordnung und Ableitungen

Sowohl die Begründungen der beiden höchstrichterlichen Instanzen als auch die stark daran orientierten Empfehlungen des Deutschen Ethikrates setzen die Argumentationsfiguren *Familie, Familienverbund und -gefüge* und ihre Schutzwürdigkeit in ihren Ausführungen zentral.

Für den Europäischen Menschenrechtsgerichtshof gilt das selbstverständlich nur bedingt, weil dieser die Rechtssache vor allem hinsichtlich korrekten Zustandekommens der gesetzlichen Regelung und einer Verletzung grundlegender Rechte durch die nationale Rechtsprechung in den Blick nimmt. Dennoch vertritt der Gerichtshof in Straßburg die Auffassung, dass etwa eine Gefährdung „der Moral“ unter bestimmten Umständen – etwa dem Fehlen eines erkennbaren internationalen Entkriminalisierungstrends bezogen auf die zur Debatte stehenden Handlungen – ein relevantes Kriterium für den staatlichen Eingriff selbst in das intime Privatleben darstelle. Es herrsche Einigkeit darüber, „dass der vorliegende Fall eine Frage moralischer Maßstäbe betrifft“ (EGMR, 2012).

Beim Bundesverfassungsgericht und dem Ethikrat wird der Fokus deutlicher: Es geht bei der Debatte um den § 173 StGB zuvörderst um den Familienverbund und die Vermeidung der Zeugung genetisch belasteter Nachkommen sowie um die Aufrechterhaltung eines gesellschaftlich existierenden Tabus vom Inzest bzw. der sozialen und psychologischen Funktionen dieses Tabus. Bedacht und diskutiert werden damit vordergründig nicht Fragen von Macht und Hierarchie, die zentral in den §§ 174 und 176 des StGB erfasst sind. Es geht nicht darum, dass eine Person in der Familie auf Grund ihrer Position sexuelle Handlungen gegenüber Abhängigen durchsetzen könnte. Stattdessen geht es um die Stabilisierung gesellschaftlicher Funktionszusammenhänge mittels der Institution Familie. Verstanden als real existierender Lebenszusammenhang verkörpert Familie demnach nicht weniger als das „Grundelement der gesellschaftlichen Struktur“ (Deutscher Ethikrat, 2014, 38). Nur zu verständlich, dass jedem Familienangehörigen (allein aufgrund seiner Familienangehörigkeit) von daher die moralische Verpflichtung erwächst, die „inneren familiären Beziehungen nicht auf eine solche Weise zu stören, die die gesellschaftliche Funktionstüchtigkeit der Familie beeinträchtigt oder sogar gefährdet“ (ebd.). Zwangsläufig unberücksichtigt bleiben bei einem solch dezidiert funktionalistischen Zugang zur Institution Familie u. a. innerfamiliäre Konstellationen und Dynamiken, doch vor allem bleibt die Argumentation mit einer gesellschaftsstabilisierenden Funktion der Familie den

Beweis schuldig, dass es sich bei Familie und Ehe nicht nur um schützenswerte, sondern auch um schützende Institutionen handelt. Der 2002 bis 2004 durchgeführten Erhebung von Ursula Müller und Monika Schröttle im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend zufolge hat jede vierte Frau im Alter von 16–85 Jahren im Verlauf ihres Lebens mindestens einmal körperliche und/oder sexuelle Übergriffe durch einen Beziehungspartner erlebt. (Vgl. Müller & Schröttle, 2004) Auch im Hinblick auf den Kinderschutz hat das Aufwachsen und Leben in „klassisch“ familiären Strukturen keinen besseren Leumund; die Polizeiliche Kriminalstatistik (PKS) des Jahres 2013 beziffert die Zahl der Kinder unter den Opfern von (vollendetem wie versuchtem) Mord und Totschlag bei 5,2% und von Körperverletzung bei 6,4%. Die Zahl der gegen Kinder verübten Straftaten gegen die sexuelle Selbstbestimmung unter Gewaltanwendung oder Ausnutzen eines Abhängigkeitsverhältnisses lag bei 4,4%. (Vgl. PKS in Deutscher Kinderschutzbund, 2013, 11) Möglicherweise stellt die Rechtsprechung ebenso wie der Deutsche Ethikrat nicht zuletzt aufgrund solcher (gefährdenden) real existierenden familiären Lebenswelten wiederholt auf die Betonung der Familie als abstraktes Schutzgut ab. Auch ohne exakte Ausformulierung wird so das Ideal eines bürgerlichen Familienmodells gedacht, in dem Mann und Frau, am besten verheiratet, auf Dauer zusammenleben und gemeinsame Kinder zeugen und großziehen. In nicht unbeträchtlichem Maße wird hierbei ein erbbiologisches Bild der „schützenswerten“ Familie gezeichnet – der Familienverband einer Familie mit nicht leiblichen Kindern, Familien mit adoptierten Kindern bzw. Pflegefamilien etwa erscheinen als weniger schützenswert. Es wird zwischen „echten“ (blutsverwandten) und „unechten“ Geschwistern unterschieden und eine unterschiedliche Behandlung vom Gesetzgeber betrieben und von der Rechtsprechung gerechtfertigt. Ein solches Vorgehen erinnert an Regelungen in der Bundesrepublik der 1960er Jahre, als uneheliche Kinder in ihren Rechten ehelichen Kindern nicht gleichgestellt waren.

Der erbbiologische Aspekt wird durchweg in der Urteilsbegründung des Bundesverfassungsgerichts deutlich. Es weist hier vielfach darauf hin, dass eine unterschiedliche Behandlung von leiblichen Geschwistern und etwa Adoptivgeschwistern durch den Gesetzgeber zu rechtfertigen sei, weil bei Letzteren keine „erbbiologischen Bedenken“ vorlägen. Gleiches gelte für die unterschiedliche Behandlung des Beischlafs gegenüber anderen sexuellen Praktiken. Gegen diese Art der Begründung veröffentlichte die Deutsche Gesellschaft für Humangenetik direkt nach Erscheinen des Gerichtsurteils eine Stellungnahme. Unter dem Titel „Eugenische Argumentation im Beschluss des Bundesverfassungsgerichts zum Inzestver-

bot“ erläuterte sie, dass der Bezug auf Erbkrankheiten in der Rechtsprechung nicht statthaft sei. „Das Argument, es müsse in Partnerschaften, deren Kinder ein erhöhtes Risiko für rezessiv erbliche Krankheiten haben, einer Fortpflanzung entgegengewirkt werden, ist ein Angriff auf die reproduktive Freiheit aller.“ Auch mit Blick auf die deutsche Vergangenheit empfiehlt die Gesellschaft, „auf der Ebene der höchstrichterlichen Rechtsprechung auf eugenische Begriffe und Argumentationen zu verzichten. Diese sind sachlich falsch und leisten darüber hinaus der Diskriminierung von Menschen und Familien Vorschub, die ohnehin ein schweres Schicksal haben.“ (Dt. Gesellschaft für Humangenetik, 2008)

Auch der Deutsche Ethikrat stellt verschiedene erbbiologische Argumentationen gegeneinander und schließt sich letztlich der Sichtweise an, dass „eine allgemeine Verurteilung sämtlicher inzestuöser Handlungen allein mit Gen-Argumenten schon aus logischen Gründen nicht haltbar“ sei (Deutscher Ethikrat 2014, 36). Nichtsdestotrotz liegen letztlich sowohl eine erbbiologische Argumentation als auch eine solche, die bestimmte Familienmodelle gegenüber anderen bevorzugt, der Stellungnahme des Deutschen Ethikrates zu Grunde. Anders ist nicht zu begründen, warum einerseits weiterhin eine Ungleichstellung von leiblichen Geschwistern und etwa Adoptivgeschwistern in der vorgeschlagenen Änderung vorgesehen ist. Andererseits wird grundlegend am §173 StGB festgehalten, der besondere Regelungen für den Beischlaf unter leiblichen Geschwistern vorsieht. Der sexuelle Umgang unter leiblichen Geschwistern wird entsprechend als einer besonderen Betrachtung für würdig befunden, während andere Geschwisterschaften dem Ethikrat offenbar ausreichend durch die bestehende Rechtslage gewürdigt erscheinen. Von daher stellt sich die Frage, weshalb der sexuelle Umgang unter leiblichen Geschwistern eine besondere Würdigung erfahren sollte. Durch die Argumentation mit der Aufrechterhaltung eines funktionierenden Familienverbandes würden andere Familienverbände – u. a. solche mit nicht nur biologisch verwandten Kindern – als weniger schützenswert dargestellt und diskriminiert. Ginge es hingegen gerade um die Frage biologischer Verwandtschaft, so würde durch die Hintertür an erbbiologischer Argumentation festgehalten werden.

Die besondere Rolle und Funktion sexueller Normierung wird in der Behandlung der Thematik durch die verschiedenen Gremien und Instanzen deutlich. So wird als wesentliches Argument dafür, die Strafbarkeit einvernehmlicher sexueller Handlungen unter Geschwistern beizubehalten, deren Bedeutung für die Aufrechterhaltung der Tabufunktion für die Gesellschaft aufgeführt. Diese Funktion wiederum korrespondiere mit der gesellschaftlichen Überzeugung der Strafwürdigkeit inzestuö-

ser Handlungen. Eine zirkuläre „Argumentation“ ohne tatsächliche Argumente. Dass es allen Verwendern des Tabu-Arguments gleichwohl ernst ist mit demselben – darauf verweist unzweifelhaft die Sprachlosigkeit, die zur Sphäre des Tabus gehört. Seine Wirkmächtigkeit bezieht es aus dem Bann, mit dem Schändliches belegt wird. Die geltende Norm wird erneuert, der gültige Konsens gefestigt, Mitte und Ränder verbindlich positioniert. Das einzig Benennbare sind zu erwartende, zu befürchtende Folgen für die Tabubrecher: „Frigidität, Lernstörung, Verwahrlosung, Neigung zur Prostitution sowie schwerste Depressionen mit Selbstmordgefahr“ (Deutscher Ethikrat, 2014, 31). Von diesen Rändern her wird ein Bild gesellschaftlicher Sexualitätsnormen und -normierungen deutlicher erkennbar als von der mittig gesetzten Familie und Ehe. Genau diese Mitte aber ist damit gemeint.

Bereits seit Jahrzehnten zeigt sich, dass Familienmodelle zunehmend vielfältiger werden. Die Scheidungsraten sind dauerhaft hoch – aktuell 36% innerhalb von 25 Jahren (Statistisches Bundesamt, 2014) –, das Zusammenleben über die gesamte Lebensspanne (oder einen langen Abschnitt) mit nur einer Partner_in ist mittlerweile zu einer Lebensweise neben anderen geworden. Mehr als 23% der Kinder leben aktuell bei alleinerziehenden Müttern oder Vätern (Statistisches Bundesamt, 2013a); mehr als 4000 Minderjährige werden jährlich adoptiert (Statistisches Bundesamt, 2013b). Gesetzliche Veränderungen erkennen zunehmend die unterschiedlichen Lebensweisen an und vermindern Ungleichbehandlungen. Das gilt etwa für die aufgehobene Diskriminierung unehelicher gegenüber ehelichen Kindern. Nicht zuletzt aber finden auch die geschlechtliche und sexuelle Selbstbestimmung zunehmende Anerkennung, wie in der aktuellen Überarbeitung des Transsexuellengesetzes, der Abschaffung des gegen gleichgeschlechtliche sexuelle Handlungen unter Männern gerichteten §175 StGB und der Einführung der Eingetragenen Lebenspartnerschaft und ihrer allmählichen Gleichstellung mit der Ehe deutlich wird. Die gesellschaftlichen Veränderungen haben auch Auswirkungen auf die rechtliche Bewertung des Inzests und zu beachtender Schutzgüter. Der Rechtswissenschaftler Ulrich Sieber kommt auch im Hinblick auf die Veränderungen der Lebensverhältnisse in seinem vom Bundesverfassungsgericht angeforderten Gutachten zu folgendem Schluss: „Im Hinblick auf den – häufig genannten – *Schutz der Familie als Institution* ist fraglich, inwieweit ein solches überindividuelles Rechtsgut aufgrund der sozialen Veränderungen heute einen strafrechtliche[n] Schutz gegen die hier diskutierten Handlungen rechtfertigen kann, wie weit dieser strafrechtliche Schutz (zum Beispiel bei einvernehmlichen Sexualkontakten von 14- bis 18-jährigen Jugendlichen oder bei einvernehmlichen Sexualkontakten älterer Geschwister außerhalb einer klassischen Fa-

milie) erforderlich ist und inwieweit im konkreten Fall Inzest nicht die Ursache, sondern die Folge zerrütteter Familien ist (so dass statt auf den Schutz der Familie auf den Schutz des Individuums abgestellt werden sollte).“ (Sieber 2007, 83; Hervorhebung im Original)

Wenn auch in der leicht überwiegenden Zahl (28 von 44) der untersuchten Länder strafbar, so ist Inzest in zahlreichen Ländern straflos: Frankreich, Belgien, die Niederlande, Luxemburg, Portugal, Russland, Spanien, die Elfenbeinküste, die Türkei, China, Japan, Südkorea, Argentinien, Brasilien und weitere lateinamerikanische Staaten sehen keine Strafbestimmungen vor. Aus den internationalen Regelungen folgert die Forschungsgruppe des Max-Planck-Instituts für ausländisches und internationales Strafrecht – geleitet von Ulrich Sieber, Hans-Jörg Albrecht und Konstanze Jarvers: „Die rechtsvergleichende Analyse zeigt damit, dass eine Gesellschaft auch ohne Inzeststrafbestimmung auskommen kann, die den einverständlichen Sexualverkehr zwischen Erwachsenen kriminalisiert. Entscheidend sind dagegen Strafnormen im Hinblick auf den Einsatz von Gewalt, das jugendliche Alter eines Beteiligten sowie das Ausnutzen eines besonderen Autoritäts-, Abhängigkeits- oder Vertrauensverhältnisses.“ (Sieber et al., 2014)

Bezogen auf Gewalt, Hierarchie und die Ausnutzung von Abhängigkeitsverhältnissen existieren in der Bundesrepublik mit den §174 und §176 StGB wirksame gesetzliche Regelungen. Vor dem Hintergrund

- a) der sich als problematisch erweisenden erbbiologischen Argumentation,
- b) der fraglichen und diskriminierenden Differenzierung in leibliche und andere Geschwister,
- c) der gesellschaftlichen Veränderungen, die zu einer Pluralisierung der Lebensweisen führen (und die Schutzwürdigkeit von nur einer Familienform in zunehmendem Maße hinfällig machen, auf jeden Fall in einer Weise, dass der staatliche Eingriff in die intime Privatsphäre, in die sexuelle Selbstbestimmung als mit einer solchen Schutzwürdigkeit nicht mehr begründbar erscheint) sowie
- d) sich international darstellender Alternativen, die dadurch deutlich werden, dass Inzest vielfach nicht geahndet wird (ohne zunehmende Inzidenz sogenannter Inzesthandlungen),

erweist sich der §173 StGB als unzeitgemäß und in problematischer Weise in Belange der sexuellen Selbstbestimmung eingreifend. Die aktuelle gesellschaftliche und politische Debatte sollte dazu führen, dass der §173 StGB ersatzlos gestrichen wird.

Literatur

- Best, G., 2010. Zur Aktualisierung des Inzestverbots: Eine Erörterung anlässlich des Urteils des Bundesverfassungsgerichts. Lit-Verlag, Berlin etc.
- BVG, 2008. Bundesverfassungsgerichts-Urteil, 2 BvR 392/07 vom 26.2.2008, Absatz-Nr. (1–128). Online: http://www.bverfg.de/entscheidungen/rs20080226_2bvr039207.html (Zugriff: 21.11.2014).
- Deutscher Ethikrat, 2014. Inzestverbot Stellungnahme. Online: <http://www.ethikrat.org/dateien/pdf/stellungnahme-inzestverbot.pdf> (Zugriff: 21.11.2014).
- Deutscher Kinderschutzbund, 2013. Gewalt gegen Kinder in Deutschland. Zusammenstellung von Daten aus der Polizeilichen Kriminalstatistik 2013 des Bundeskriminalamts Wiesbaden. Online: <http://www.dksb.de/images/web/PDFs/PKS%202013%202014-06-23%20CLT.pdf> (Zugriff: 21.11.2014).
- EMGR, 2012. Rechtssache S. ./.. Deutschland (Individualbeschwerde Nr. 43547/08). Online: [http://hudoc.echr.coe.int/sites/eng/pages/search.aspx?i=001-111961#%22itemid%22:\[%22001-111961%22\]}](http://hudoc.echr.coe.int/sites/eng/pages/search.aspx?i=001-111961#%22itemid%22:[%22001-111961%22]}) (Zugriff: 21.11.2014).
- Müller, U., Schröttle, M., 2004. Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland. Eine repräsentative Untersuchung zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland. Zusammenfassung zentraler Studienergebnisse. Im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Online: <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/Lebenssituation-Sicherheit-und-Gesundheit-von-Frauen-in-Deutschland,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf> (Zugriff: 21.11.2014).
- Sieber, U., 2007. Rechtsvergleichender Teil. In: Albrecht, H.-J., Sieber, U., Stellungnahme zu dem Fragenkatalog des Bundesverfassungsgerichts in dem Verfahren 2 BvR 392/07 zu §173 Abs. 2 S. 2 StGB – Beischlaf zwischen Geschwistern. Online: https://www.mpicc.de/files/pdf1/05-08-inzest_gutachten1.pdf (Zugriff: 21.11.2014).
- Sieber, U. et al., 2014. I. Inzeststrafbarkeit im internationalen Rechtsvergleich. Online: https://www.mpicc.de/de/forschung/forschungsarbeit/gemeinsame_projekte/inzest-inzeststrafbarkeit.html (Zugriff: 21.11.2014).
- Statistisches Bundesamt, 2013a. Bevölkerung und Erwerbstätigkeit: Haushalte und Familien, Ergebnisse des Mikrozensus. Online: https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Bevoelkerung/HaushalteMikrozensus/Haushalte_Familien2010300137004.pdf?__blob=publicationFile (Zugriff: 21.11.2014).
- Statistisches Bundesamt, 2013b. Statistiken der Kinder- und Jugendhilfe: Adoptionen. Online: https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Soziales/KinderJugendhilfe/Adoptionen5225201137004.pdf?__blob=publicationFile (Zugriff: 21.11.2014).
- Statistisches Bundesamt, 2014. Ehescheidungen. Online: <https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/Bevoelkerung/Ehescheidungen/Ehescheidungen.html> (Zugriff: 21.11.2014).

Autoren

Prof. Dr. Heinz-Jürgen Voß, Forschungsprofessur Sexualwissenschaft und sexuelle Bildung, Hochschule Merseburg, FB Soziale Arbeit. Medien. Kultur, Eberhard-Leibnitz-Str. 2 / Geusaer Straße, 06217 Merseburg, e-mail: heinz-juergen.voss@hs-merseburg.de
Dr. phil., Dipl. Päd. Matthias Zaft, Rudolf-Haym-Str. 20, 06110 Halle (Saale), e-mail: matthiaszaft@gmx.de



Monika Windisch
Behinderung – Geschlecht – Soziale Ungleichheit
Intersektionelle Perspektiven

transcript-verlag 2014
232 Seiten., kart., 29,99 €

Politische und theoretische Auseinandersetzungen mit körperbezogenen Differenzmerkmalen wie Behinderung und Geschlecht werden meist getrennt voneinander geführt. Sie aufeinander zu beziehen, um der Spezifität, Komplexität und Interdependenz sozialer Ungleichheitslagen gerecht zu werden, verspricht eine wechselseitige Erweiterung der Perspektiven und ein vertieftes Verständnis sozialer Exklusions-, Benachteiligungs- und Privilegierungserfahrungen. Vorwiegend anhand von europäischen Antidiskriminierungspolitiken hinterfragt Monika Windisch die Bedingungen, Machtwirkungen und Effekte politischer Strategien, die beides sind: ambivalent und ergebnisoffen. Unter diesen Aspekten versammelt der Band Forschungsbeiträge aus Medien-, Literatur-, Kunst- und Kulturwissenschaften, Philosophie, Psychoanalyse und Soziologie.



Birgit Behrisch
»Ein Stück normale Beziehung«
Zum Alltag mit Körperbehinderung in Paarbeziehungen

transcript-verlag 2014
306 Seiten., kart., 34,99 €

Der Eintritt einer ›Körperbehinderung‹ in eine Paarbeziehung verändert meist nicht allein den Alltag der nun behinderten Person, sondern betrifft immer auch den/die Lebenspartner/in. Anhand von qualitativen Interviews bietet die wissenssoziologische Studie von Birgit Behrisch Einblicke in die individuellen und paarbezogenen Deutungs- und Aushandlungsprozesse betroffener Paare, mit denen sie die gemeinsam geteilte Erfahrung von ›Behinderung‹ im privaten Raum der Paarbeziehung gestalten und bewältigen. Die befragten Paare thematisieren Aspekte von Selbstständigkeit, Unterstützung und Normalität und erarbeiten im Rahmen ihrer Vorstellungen und Ressourcen jeweils eigene Antworten für ihren Paaralltag.

Phantasma „weiblicher Kreuzschmerz“ – Ein Blick in die Geschichte

Florian G. Mildenberger

Phantasm „Female Back Pain“ – Gebrochene Frauen A View into History

Abstract

Female back pain symbolized female weakness and the need for therapeutical help by doctors, who not only defined health but also guaranteed male superiority over weak women. Doctors were uninterested in deeper research, they just preserved existing society models. Only when all medical concepts failed and society itself began to change, did „female back pain“ disappear from clinical work.

Keywords: Gynecology, Spinal column, Female back pain, Massage, Eugenics

Zusammenfassung

Das gebeugte oder „gebrochene“ Kreuz symbolisierte stets weibliche Schwäche und bedurfte umfassender therapeutischer Eingriffe durch Ärzte, die so nicht nur Gesundheit sondern auch männliche Dominanz garantierten. Dies ging einher mit einem gänzlichen Unverständnis des weiblichen Körpers, von der Psyche ganz zu schweigen. Erst das Scheitern aller Konzeptionen und gesellschaftliche Veränderungen ließen das Krankheitsbild „weiblicher Kreuzschmerz“ diffundieren.

Schlüsselwörter: Gynäkologie, Wirbelsäule, weiblicher Kreuzschmerz, Massage, Eugenik

Die Historiographie der Frau als Patientin konzentriert sich bislang faktisch ausschließlich auf die Vorderseite des Körpers. Dies ist erstaunlich angesichts der Tatsache, dass Ärzte spätestens seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Personen mit Rückenerkrankungen – und damit nicht aufrechter Körperhaltung – weitergehende Schwächen oder Leiden attestierten. So wurde Juden per se in der deutschsprachigen Medizin spätestens seit der Jahrhundertwende eine ethnisch begründete gebeugte Haltung attestiert und dies als Ausdruck allgemeiner Schwäche interpretiert (Mildenberger, 2014). Juden wurde mangelnde Männlichkeit unterstellt, so dass sie an Erkrankungen litten, die gemeinhin Frauen zugebilligt wurden. Dies wirft die Frage auf, inwiefern die Ikonographie des kranken weiblichen Körpers in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit Erkrankungen des Rückens konnotiert wurde.

Gebrochene Frauen

Die Patientinnen eines Jean Martin Charcot (1825–1893) drückten ihre Schwäche durch hypnotische Ohnmacht aus, die sie zwang, mit rückwärts gekrümmter Wirbelsäule in den Armen der Ärzte auf Heilung zu hoffen (Didi-Huberman, 1997, 266, 270). Als wahrscheinliche Ursachen für Nervosität oder Hysterie wurden zwar ausschweifender Lebensstil sowie berufliche oder private Probleme angenommen, aber der auslösende Faktor für den Ausbruch der Krankheit wurde durch Charcot und den deutschen Neurologen Hermann Oppenheim (1858–1919) in Form eines „Traumas“ vermutet. Dieser Begriff vereinte körperliche Schockerlebnisse mit psychischen Konsequenzen (Fischer-Homberger, 2005, 65). Das Rückenmark und mit ihm die Wirbelsäule fungierten hier als der Überträger von Informationen, ohne dass sie im Rahmen von Anamnese oder Therapie genauer untersucht werden mussten. Angehörige der Unterschichten, die aufgrund schlechter Arbeits- und Wohnbedingungen ständig Zugluft und Nässe ausgesetzt waren, wiesen häufig rheumatische Beschwerden und eine gebückte Körperhaltung auf. Diese klassifizierte sie automatisch als arm (vgl. Abb. 1 und 2). Um diesen Vorurteilen zu entgehen, griffen die Frauen auf ein einfaches Hilfsmittel zurück: Das Korsett. Dieses verbarg zwar psychische und somatische Leiden, die eine geschwächte Wirbelsäule zum Ausdruck brachte, provozierte aber weiter gehende Erkrankungen, so dass die Ärzte gegen die Verwendung des Korsetts intervenierten. Dabei beschränkte sich ihre Kritik jedoch auf „Froschbauch“ und Schädigung der Reproduktionsorgane (Barbe, 2012, 197) – mithin die Vorderseite des weiblichen Körpers, der weder ästhetischen noch funktionellen Anforderungen entsprach. Die von Ärzten selbst provozierten und gesellschaftlich sanktionierten Krankheitsanzeichen des gebeugten Rückens wurden in der Diskursphase seit den 1880er Jahren überhaupt nicht mehr thematisiert. Die Konnotation von Korsett/Reproduktion und Hysterie/Unterleib wiederum ermöglichten den Aufstieg therapeutischer Maßnahmen, die lokal im Genitalapparat eingesetzt wurden, denen aber eine Reichweite bis in den Rückenbereich zugeschrieben wurde. Hier ist vor allem auf die Thure-Brandt-Massage



Abb. 1: Bild mit einer „idealen“ Wirbelsäule. Bildnachweis: Berliner Medizinhistorisches Museum der Charité



Abb. 2: Bild mit einem „rachitischen Skelett“. Bildnachweis: Berliner Medizinhistorisches Museum der Charité

zu verweisen. Dabei handelte es sich um eine bimanuelle Massage, die den gesamten weiblichen Unterleib entspannen sollte (Mildenberger, 2007). Als deutsche Ärzte um 1900 erkannten, dass der manuelle Eingriff leicht masturbatorische Effekte erzielte – worauf sich vermutlich der Behandlungserfolg zurückführen ließ – entwickelten einige von ihnen ein technisches Gerät, durch welches solche Nebenwirkungen ausdrücklich verhindert werden sollten: Den Vibrator. Sein Mitentwickler Kurt Wittthauer, Oberarzt am Diakonissenhaus zu Halle an der Saale erklärte: „Onanistische Reizung ist ausgeschlossen.“ (Wittthauer, 1905, 63)

Daneben ermöglichte der lokalpathologische Blick der Ärzte den Naturheilverfahren einen gewaltigen Aufschwung. Die Frauen der Mittel- und Oberschicht wurden hier nicht nur vom Korsett befreit, sondern auch in die Lage versetzt, in Sanatorien den eigenen Körper durch Ernährungsumstellung, Bäderkuren und Bewegungsanleitung zu vervollkommen (Helfricht, 2006, 133–136. Zur Rolle der Sanatorien siehe Wolff, 2010).

Neue Orientierungen – alte Weltbilder

Nach 1900 übernahmen und verwissenschaftlichten deutsche Ärzte die Konzeptionen der Naturheilkundigen und überführten sie in den klinischen Alltag. Es war die Zeit der beginnenden Sexualreformbewegung und der aufstrebenden Frauenbewegungen bürgerlicher und sozialistischer Orientierung. So änderten sich auch die Einschätzungen der Ärzte über die Ursachen des „weiblichen Kreuzschmerzes“, der als eigenständiges Krankheitsbild sukzessive formuliert wurde. Der vormalige Meiningener Regimentsarzt Alfons Cornelius (1865–1933) erhielt die Leitung eines eigenen „Instituts für Nervenmassage“ an der Berliner Charité, das bis 1937 bestand. Als auslösende Momente, z.B. für den Ischiasschmerz, benannte Cornelius bei Frauen ein ungeordnetes Sexualleben – Synonym für die weibliche Emanzipation (Cornelius, 1907, 168).

Nach dem Ersten Weltkrieg änderte sich die Situation grundlegend. Nicht nur dass viele Frauen als Ärztinnen den Diskurs mitzubestimmen begannen, sondern auch die Erfahrungen des Weltkrieges führten zu Neueinschätzungen des weiblichen Kreuzschmerzes. Die vielen „Kriegszitterer“ unter den Soldaten machten deutlich, dass gebeugte Wirbelsäulen und psychosomatische Erkrankungen mit Bewegungseinschränkungen keineswegs auf das weibliche Geschlecht beschränkt waren. Die Krankheitserklärungen als Produkt eines freizügigen Lebensstils vermochten ebenfalls nicht mehr zu überzeugen.

Gleichzeitig entfaltete sich aufgrund der hohen Verluste auf den Schlachtfeldern ein eugenischer Furor innerhalb der Ärzteschaft, der zwanglos darin mündete, Frauen vor allem nach ihrer Tauglichkeit als Mutter zu bewerten (Bergmann, 1988, 164). Diese Einordnung erfolgte über die wirkmächtigen Konstitutionslehren, z. B. durch Paul Mathes (1871–1923). Ausgerechnet die schlanken und hoch aufgerichteten leptosomen Frauen – vor 1914 Verkörperung einer geraden Wirbelsäule und gesunden Lebens – sollten für die Mutterrolle weniger geeignet sein als Pyknikerinnen, die aufgrund des breiten Beckens und der keineswegs schlanken Statur für Rückenleiden prädisponiert schienen. Der Bruch mit den früheren Erkenntnissen wurde nicht thematisiert. Damit verlagerte sich die Diskussion um den „weiblichen Kreuzschmerz“ vollends in die Genitalsphäre. Die alten Erklärungsmuster passten nicht mehr. So stellte der Göttinger Gynäkologe Heinrich Martius (1885–1965) eine neue Theorie auf (Martius, 1928). Er erkannte, dass die Konstitutionslehre den ärztlichen Blick auf individuelle Leiden verstellte und forderte die ganzheitliche Untersuchung der Patientinnen (Martius, 1928, 346). Dem widersprach der wirkmächtige Danziger Arzt Erwin Liek (1878–1935), der die weiblichen Kreuzschmerzen allein als „Sakralisation“ und nervöse Leiden begreifen wollte (Liek, 1928, 1449).

Im Rahmen der Debatte betonten Martius' Unterstützer den Sondercharakter von Schmerzen, die von der Lendenwirbelsäule – und keineswegs vom weiblichen Genital aus – strahlten (Verth, 1930; Meyer-Borstel, 1931). Allerdings vertrat der spätere Leiter der Universitätsfrauenklinik in Leipzig Robert Schröder (1884–1959) eine weitere Position. Er wies die Ideen Lieks und Martius' zurück und verweigerte sich der Theorie von der Existenz eines spezifisch „weiblichen Kreuzschmerzes“. Dessen Diagnostik basiere vielmehr auf der Nichterkennung einer geschwächten Bauchdecke, wodurch es zur Verlagerung innerer Organe kommen könne. Der entstehende Schmerz strahle dann auf die Wirbelsäule aus (Schröder, 1926, 953). Diese Diskussionen lassen erahnen, dass die Patientinnen ihre Qualen nicht so ausdrücken konnten, dass Ärzte sie verstanden. Umgekehrt stellten sich Ärzte nie die Frage, ob das Eindringen in den weiblichen Körper mittels eines kalten metallenen Spekulum im Rahmen der Untersuchung eventuell erst das „Zittern“ der Patientin auslöste, das vielfach als Zeichen einer neuralgischen Erkrankung angesehen wurde (Körbitz, 1993, 200). Die eugenischen Vorgaben jedoch verboten zu umfassende Selbstkritik oder gar die gänzliche Neuformulierung nützlicher Krankheitsbilder.

An Therapeutika standen den Ärzten Salzwollbäder, Kuren mit Vitamin B oder Unterwassermassage sowie die Darmentleerung zur Verfügung (Klarmann, 1947, 16ff, 30).

Nachkriegszeit – Wendezeit

Nach 1945 verschwand zwar das übergeordnete rassenhygienische Konstrukt, nicht aber die Heilungsbegehren der Ärzteschaft. Eventuell darf man in diesem Zusammenhang einen Aspekt nicht vergessen: Wenn die als Patientinnen identifizierten bürgerlichen Frauen das ihnen zugewiesene Krankheitsbild des „weiblichen Kreuzschmerzes“ annahmen, so durften sie krank sein, mussten sich keinen Zwängen unterwerfen und hatten sozusagen „frei“. Aufgrund der auch von Ärzten akzeptierten psychischen Komponenten waren die Betroffenen des „weiblichen Kreuzschmerzes“ in der Lage, die Dauer der eigenen Krankheit mitzubestimmen. Dass sie dadurch das Vorurteil, wonach Frauen generell unfähig seien, ihren Körper selbständig gesund zu halten, zementierten, dürfte in den allermeisten Fällen nicht gestört haben. Therapeutisch wurden diese Schmerzen durch Verabreichung von Vitamin D, Cortison oder Gestagenen angegangen (Käser, 1962, 979ff). Diese Möglichkeit zur „Flucht in die Krankheit“ bestand allerdings nur in der Bundesrepublik Deutschland, wo Heinrich Martius die Lehrmeinung dominierte (Martius, 1955). In der DDR hingegen, wo Frauen als Arbeitskräfte benötigt wurden und die Gleichberechtigung der Frau eine Notwendigkeit zum Aufbau des Sozialismus darstellte, triumphierten Robert Schröder und seine Leipziger Schule (z.B. Würtele, 1957). Die Ressourcenknappheit begünstigte zudem die Weiterführung überkommener Behandlungsmodelle, z. B. der Thure-Brandt-Massage (Bernhardt, 1955, 82; Grüger, 1956, 18).

Zu Beginn der 1960er Jahre wurden die Konstitutionslehren sukzessive aus dem Diskurs verbannt. Die Einführung der „Pille“ ließ Frauen in bislang ungeahntem Maße die Kontrolle über ihren Unterleib gewinnen, wodurch ärztliche Interventionen hierzu nicht mehr angefragt wurden. Die gleichzeitig entbrennenden Diskussionen um „Managerkrankheit“ bzw. „Stress“ ließen frauenspezifische psychoneuralgische Krankheitsmuster unbedeutend oder fehlerhaft erscheinen (Kury, 2012). Außerdem mussten sich Gynäkologen in Ost und West seit den frühen 1960er Jahren einer erstarkenden Konkurrenz auf dem Gebiet der Diagnostik von Rückenschmerzen stellen.

Aus der heilpraktischen, aus den USA importierten Chiropraktik entwickelte sich in West und Ost eine ärztlich dominierte „Manuelle Medizin“. Diese Ärzte waren auf die Identifizierung und Behandlung von Wirbelsäulenleiden konzentriert. Da sie sich als neue Akteure auf dem Gesundheitsmarkt etablieren wollten, übernahmen sie keine überkommenen diagnostischen Modelle, sondern entwickelten eigenständige Krankheitsdefinitionen, um sich so Alleinstellungsmerkmale zu verschaffen.

Die „Manuelle Medizin“ jedoch billigte einem spezifisch „weiblichen Kreuzschmerz“ keine Bedeutung zu. Misserfolge in entsprechenden Behandlungen dürften eine Rolle gespielt haben (Lewit, 1967, 31). Das Krankheitsbild wurde insgesamt ungläubwürdig.

In den 1970er Jahren entdeckten Sexualforscher Zusammenhänge zwischen Wirbelsäulenleiden und Sexualproblemen, ohne dass dies zu einer Rückkehr des „weiblichen Kreuzschmerzes“ geführt hätte (Richter, 1979; Sigusch, 1979). Die Rahmenbedingungen, die für eine solche Zuordnung notwendig gewesen wären, existierten nicht mehr. Schließlich fand Shere Hite heraus, dass Kontraktionen der Muskeln während des weiblichen Orgasmus regelmäßig auftraten und so keinesfalls als Anzeichen von (chronischen) Rückenleiden angesehen werden konnten (Hite, 1977, 138). Auch reagierte jede Frau anders bei Sex und Orgasmus, so dass sich Klassifizierungen verboten (Hite, 1977, 167).

Ende der 1970er Jahre war der „weibliche Kreuzschmerz“ endgültig nur noch ein Fall für die Medizingeschichte oder gegen gesellschaftliche Fortschritte immunde Akteure auf dem Gesundheitsmarkt.

Literatur

- Barbe, J., 2012. *Figur in Form. Geschichte des Korsetts*. Haupt, Bern.
- Bergmann, A.A., 1988. Von der „unbefleckten Empfängnis“ zur „Rationalisierung des Geschlechtslebens“. Gedanken zur Debatte um den Geburtenrückgang vor dem Ersten Weltkrieg. In: Kulke, C. (Hrsg.). *Rationalität und sittliche Vernunft. Frauen in der patriarchalen Realität*. Centaurus, Pfaffenweiler, 164–186.
- Bernhardt, A., 1955. Erkrankungen des Magen-Darm-Kanals. In: Gläser, O., Dalicho, A.W. (Hrsg.). *Segmentmassage*, 2. Aufl. VEB Georg Thieme, Leipzig, 70–78.
- Cornelius, A., 1907. Über Ischias und ähnliche Leiden. *Dt. militärärztl. Z.* 36, 161–172.
- Didi-Huberman, G., 1997. *Erfindung der Hysterie. Die photographische Klinik von Jean-Martin Charcot*. Aus dem Französischen übersetzt und mit einem Nachw. v. Silvia Henke, Martin Stingelin und Hubert Thüring. Wilhelm Fink, München.
- Fischer-Homberger, E., 2005. *Haut und Trauma: Zur Geschichte der Verletzung*. In: Seidler, G., Eckart, W.U. (Hrsg.). *Verletzte Seelen. Möglichkeiten und Perspektiven einer historischen Traumaforschung*. Psychosozial-Verlag, Gießen, 57–84.
- Grüger, A., 1956. Parametritis posterior als Ursache für die Kreuzschmerzen der Frau. VEB Carl Marhold, Halle.
- Helfricht, J., 2006. *Vincenz Prießnitz (1799–1851) und die Rezeption seiner Hydrotherapie bis 1918. Ein Beitrag zur Geschichte der Naturheilbewegung*. Matthiesen, Husum.
- Hite, S., 1977. *Hite Report. Eine ungekürzte, umfassende Studie über weibliche Sexualität. Das sexuelle Erleben der Frau*. Wilhelm Goldmann, München.
- Käser, O., 1962. Die chronischen Kreuz- und Unterleibsschmerzen bei der Frau. *Hippokrates*, 33, 977–981.
- Klarmann, H., 1947. Die Kreuzschmerzen der Frau als charakteristisches Symptom unbenannter Krankheitsbilder (Osteopathia ovarion, Beckenneuralgie, Beckenneuritis, Piriformitis). *Med. Diss. Würzburg*.
- Körbitz, U., 1993. Übertragungskonflikte in einer gynäkologischen Praxis. *Z. Sexf.* 6, 199–217.
- Kury, P., 2012. *Der überforderte Mensch. Eine Wissensgeschichte vom Stress zum Burn-Out*. Campus, Frankfurt/M.
- Lewit, K., 1967. Kreuz- und Beckenfunktion bei der funktionellen Dysmenorrhoe. *Man. Med.* 1, 29–33.
- Liek, E., 1928. Anatomische Abweichungen im Bereich der unteren Wirbelsäule. *Münch. Med. Wschr.* 75, 1448–1450.
- Martius, H., 1928. Sakralisation des fünften Lendenwirbels als Ursache von Rückenschmerzen. *Münch. Med. Wschr.* 75, 345–346.
- Martius, H., 1955. *Die Kreuzschmerzen der Frau. Ihre Deutung und Behandlung. Gynäkologische Orthopädie*. 4. Aufl., Georg Thieme, Stuttgart.
- Meyer-Borstel, H., 1931. Die verschiedenen Sakralisationsformen des 5. Lendenwirbels in ihren Beziehungen zu Kreuzschmerzen. *Bruns Beitr.*, 153, 12–46.
- Mildenberger, F., 2007. Heilende Hände – abtreibende Finger? Die Debatte um die Thure-Brandt-Massage in der deutschsprachigen Medizin (ca. 1870 bis ca. 1970). *MedGG.* 26, 75–130.
- Mildenberger, F., 2014. Der gerade Rücken als Doktrin. Warum die Chiropraktik erst nach 1945 auf Rezeption in der deutschen Ärzteschaft hoffen konnte. *Man. Med.* 52, 324–326.
- Richter, D., 1979. Krankheit contra Libido. Organische Ursachen weiblicher Sexualstörungen. *Sexualmed.* 8, 316–322.
- Schröder, R., 1926. Über Rückenschmerzen. *Zbl. Gynäk.* 50, 947–954.
- Sigusch, V., 1979. Sexuelle Funktionsstörungen. Teil II: Somatischer Anteil (B). *Sexualmed.* 8, 462–467.
- Verth, M., 1930. Sakralisation als Krankheit. *Med. W.* 4, 1243–1244.
- Witthauer, K., 1905. *Lehrbuch der Vibrationsmassage mit besonderer Berücksichtigung der Gynäkologie*. F.C.W. Vogel, Leipzig.
- Wolff, E., 2010. *Medikale Landschaften. Das Sanatorium als gedachte und gelebte Gesundheitsgeographie*. In: Eschenbruch, N., Hänel, D. & Unterkircher, A. (Hrsg.). *Medikale Räume. Zur Interdependenz von Raum, Körper, Krankheit und Gesundheit*. Transcript, Bielefeld, 21–42.
- Würtele, A., 1957. Die Kreuzschmerzen der Frau als ein Symptom der statischen Insuffizienz vom gynäkologischen Standpunkt aus gesehen. *Dt. med. J.*, 8, 6–9.

Autor

Prof. Dr. phil. Florian G. Mildenberger, Institut für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung, Straußweg 17, 70184 Stuttgart, e-mail: florian.mildenberger@igm-bosch.de

Zur Psychologie des Unheimlichen*

Ernst Jentsch

I.

Es ist bekanntlich verfehlt, den Geist der Sprachen ohne weiteres als einen besonders starken Psychologen zu betrachten. Krasse Irrthümer und erstaunliche Naivitäten, die theils in dem kritiklosen Erscheinungstaumel der Beobachter, theils in dem beschränkten Material des Wortschatzes der einzelnen Sprache wurzeln, sind durch ihn oft ganz ohne Noth verbreitet oder wenigstens gefördert worden. Trotzdem bietet jede Sprache immerhin in der Art und Weise, wie sie ihre Ausdrücke und Begriffe bildet, im einzelnen oft psychologisch Richtiges oder auch bloss Beachtenswerthes. Man thut immer gut, sich bei einer psychologischen Analyse die Terminologie klar zu machen, man wird oft daraus lernen, wenn man auch das Ergebniss der Untersuchung nicht immer verwenden kann.

Mit dem Worte „unheimlich“ nun scheint unsere deutsche Sprache eine ziemlich glückliche Bildung zu Stande gebracht zu haben. Es scheint dadurch wohl zweifellos ausgedrückt werden zu sollen, dass einer, dem etwas „unheimlich“ vorkommt, in der betreffenden Angelegenheit nicht recht „zu Hause“, nicht „heimisch“ ist, dass ihm die Sache fremd ist oder wenigstens so erscheint, kurzum, das Wort will nahe legen, dass mit dem Eindruck der Unheimlichkeit eines Dinges oder Vorkommnisses ein Mangel an Orientirung verknüpft ist.

Es soll hier nicht der Versuch gemacht werden, das Wesen des Unheimlichen zu definiren. Eine solche Begriffserklärung hätte nur einen sehr geringen Werth. Dies liegt hauptsächlich daran, dass nicht auf Jedermann derselbe Eindruck einen unheimlichen Effect auszuüben braucht, ferner dass auch bei demselben Individuum eine und dieselbe Wahrnehmung nicht jedesmal oder wenigstens nicht jedesmal in gleicher Weise „unheimlich“ sich gestalten muss. Damit soll nicht etwa behauptet werden, dass es nicht möglich sei, eine brauchbare Definition des Begriffs des „Unheimlichen“ zu liefern, da vielleicht angenommen werden kann, dass für eine gewisse psychophysiologische Breite die Beschaffenheit des gefühlserzeugenden Eindrucks eine einheitliche sein wird. Bei dem gegenwärtigen Stande der Individualpsychologie ist ein Vorwärtsschreiten der Erkenntniss auf diesem Wege aber kaum zu erhoffen.

Will man daher dem Wesen des Unheimlichen näher kommen, so thut man besser, statt zu fragen, was es

ist, vielmehr zu untersuchen, wie die Gefühlsregung des Unheimlichen psychologisch zu Stande kommt, wie die psychischen Bedingungen beschaffen sein müssen, damit die Sensation „unheimlich“ hervortraucht. Giebt es Menschen, denen überhaupt gar nichts unheimlich ist, so würde es sich um Psychen handeln, in denen solche Grundbedingungen ganz fehlen. Da aber auch, von diesen denkbaren extremen Fällen abgesehen, die Ansichten darüber, was in diesem oder jenem Falle als unheimlich wirkend bezeichnet werden kann, noch sehr auseinandergehen werden, so thut man gut, die Problemstellung vorläufig noch weiter einzuschränken und lediglich solche psychische Vorgänge in den Kreis der Betrachtung zu ziehen, welche mit ziemlicher Regelmässigkeit und hinreichender Allgemeinheit erfahrungsgemäss in dem subjektiven Eindrücke des Unheimlichen gipfeln. Derartige typische Geschehnisse lassen sich nun aus der Beobachtung des alltäglichen Lebens mit einiger Genauigkeit herauschälen.

Prüft man die Psychologie des Alltags in dieser Richtung näher, so ersieht man unschwer, dass dem eingangs berücksichtigten, von der Sprache verwendeten Bilde eine sehr richtige und leicht zu bestätigende Beobachtung zu Grunde liegt.

Es ist eine alte Erfahrung, dass den meisten Menschen das Althergebrachte, Gewohnte, Angestammte lieb und vertraut ist, und dass sie das Neue, Aussergewöhnliche mit Misstrauen, Missbehagen, selbst Feindseligkeit aufnehmen (Misoneismus). Dies erklärt sich zum grossen Theile aus der Schwierigkeit, die Ideenverbindungen, die das Object zu dem bisherigen Vorstellungsbereich des Individuums anstrebt, also die Herrschaft des Intellects über das neue Ding, rasch und vollständig herzustellen. Das Gehirn scheut es oft, die Widerstände zu überwältigen, die sich dem Hineinassociiren der fraglichen Erscheinung auf den ihr gebührenden Platz entgegenstellen. Wir werden uns also nicht wundern, dass der Misoneismus dort am schwächsten sein wird, wo diese Widerstände am geringsten sind, wo etwa die associative Thätigkeit in entsprechender Richtung besonders prompt und lebhaft oder auch überhaupt in besonderer Weise abläuft (jugendliches Alter, hohe Intelligenz, permanente Abneigung gegen die temperirte Art, Dinge zu beurtheilen und entsprechend zu reagiren, wie sie z.B. bei hysteroider Veranlagung vorkommt).

* Zur Psychologie des Unheimlichen, 1906, in: Psychiatrisch-neurologische Wochenschrift, 8, Nr. 22 und 23, 195–198, 203–205

Das Altgewohnte erscheint nun nicht nur als willkommen, sondern, mag es noch so wunderbar und unerklärlich sein, auch leicht als selbstverständlich. Kein Mensch auf der Welt wundert sich unter gewöhnlichen Verhältnissen, wenn er morgens die Sonne aufgehen sieht, so sehr hat sich dieses alltägliche Schauspiel seit der frühen Kindheit als ein keines Kommentars bedürftiger kommuner Usus in den Vorstellungsablauf des naiven Menschen eingeschlichen. Erst wenn man ein solches Problem, gegen dessen Räthsel die Verstandsthätigkeit in Folge der Macht des Gewohnheitsmässigen abgestumpft zu bleiben pflegt, aus der gewöhnlichen Betrachtungsweise absichtlich heraushebt, wenn man in dem berührten Beispiele also daran erinnert, dass das Aufgehen der Sonne gar nicht von dieser, sondern von der Bewegung der Erde abhängt, dass für die Erdbewohner die absolute Richtung im Raume viel belangloser ist, als diejenige zum Erdmittelpunkte u.s.w., dann stellt sich wohl manchmal ein eigenthümliches Unsicherheitsgefühl ein, welches bei dem geistig Anspruchsvolleren sich nicht selten von selbst beim Wahrnehmen von alltäglichen Erscheinungen meldet und wahrscheinlich einen wichtigen Entstehungsfactor des wissenschaftlichen Dranges und der Forschertriebe darstellen dürfte.

Es ist also begreiflich, wenn der psychischen Verknüpfung „alt-bekannt-vertraut“ ein Correlat „neufremd-feindselig“ entspricht. Im letzteren Fall ist das Auftauchen von Unsicherheitsempfindungen ganz natürlich, der Mangel an Orientirung wird dann leicht die Schattirung des Unheimlichen annehmen können, im ersteren bleibt er so lange verkappt, als die Vertauschung „bekannt-selbstverständlich“ nicht in das Bewusstsein des Individuums tritt.

Abgesehen von dem Mangel an Orientirung, der durch Unkenntniss des primitiven Menschen entsteht, eine Unkenntniss, welche ihm also durch die Alltäglichkeit unter gewöhnlichen Verhältnissen zum grossen Theile verschleiert wird, entstehen gewisse Regungen von Gefühlen psychischer Unsicherheit besonders dann leicht, wenn entweder die Unkenntniss sehr auffallend oder wenn die subjective Wahrnehmung des Schwankens abnorm stark ist. Das erstere beobachtet man leicht bei Kindern: das Kind hat noch so wenig Erfahrung, dass ihm einfache Dinge unerklärlich, nur wenig complizirte Situationen bereits dunkle Geheimnisse sein können. Es ist dies eine der wichtigsten Ursachen, warum das Kind meistens so ängstlich ist und so wenig Selbstvertrauen zeigt, und gerade die gescheiterten Kinder pflegen wiederum am ängstlichsten zu sein, da sie über die Grenzen ihrer Orientirungsfähigkeit klarer sind als die beschränkten, obgleich, wie allerdings hinzugesetzt werden muss, gerade diese, wenn sie einmal eine gewisse intellectuelle Herrschaft über ein bestimmtes Gebiet erworben haben, besonders vorlaut und keck werden können.

Eine gewisse Einsicht hinsichtlich der Abschätzung der eigenen geistigen Leistungsfähigkeit bei Beurtheilung einer Situation pflegt bei Gesunden, soweit nicht starke Leidenschaften oder psychische Schädlichkeiten, wie narkotische Genussmittel, Erschöpfung u.s.w. in Frage kommen, gewöhnlich vorhanden zu sein. Sie kann herabgesetzt werden, insofern übermässige associative Thätigkeit, z.B. auch Hang zu aussergewöhnlich starker Reflexivität, nicht erlaubt, mit der Urtheilsbildung zur rechten Zeit abzuschliessen, besonders aber auch durch eine üppig wuchernde Phantasie, in Folge deren die Wirklichkeit in theils mehr, theils weniger bewusster Weise mit eigenen Zuthaten des apperzipirenden Gehirns vermenget wird, woraus natürlich ebenfalls für die Betrachtung der Dinge, als auch für das zweckentsprechende Eingreifen in das Milieu Verkehrtes folgen muss.

Es ist durchaus nicht nothwendig, dass die fraglichen Prozesse sehr deutlich ausgesprochen sein müssen, um die wohlcharakterisirte Empfindung der psychischen Unsicherheit hervorzurufen. Ja, selbst wenn sie genau wissen, dass sie von blassen harmlosen Trugbildern genarrt werden, können viele Menschen ein höchst unbehagliches Gefühl nicht unterdrücken, wenn sich ihnen eine entsprechende Situation aufdrängt. Die Kinder trachten dadurch, dass sie sich im Spiele grotesk verkleiden und gebärden, einander direct starke Gemüthsbewegungen hervorzurufen, und unter den Erwachsenen giebt es sensitive Naturen, die keinen Maskenball besuchen wollen, da die Larven und Vermummungen einen im höchsten Grade peinlichen Eindruck in ihnen hervorbringen, an den sie sich nicht zu gewöhnen vermögen. Diese abnorme Sensitivität ist nicht selten eine Begleiterscheinung allgemein nervöser Veranlagung; es dürfte daher in letzter Linie keinen grossen Unterschied bedeuten, ob die affective Zugänglichkeit für eine gewisse Klasse in geringem Grade beunruhigender Einflüsse, welche den gesunden Menschen nicht weiter zu berühren pflegen, auf Rechnung eines besonders intensiven und raschen Weiterspinnens der potentiellen Folgenkette der betreffenden Erscheinung zu setzen ist oder mehr nach der kausalen Seite als übermässige Combination von mehr oder weniger zutreffenden beunruhigenden Entstehungsgründen für die Herkunft der affecterregenden Bilder sich darstellt. Jedenfalls wird durch anomale Veranlagung oder auch nur auf anomalem Boden entstandenen psychischen Hintergrund, wie z.B. im Halbschlaf, durch Betäubungszustände aller Art, verschiedenartige Depressionen und Nachwirkungen von mannigfachen schreckhaften Erlebnissen, Aengste, schwere Erschöpfungen oder Allgemeinkrankheiten eine stärkere Disposition für das Zustandekommen derartiger Unsicherheitsempfindungen über gewisse Verhältnisse der Aussenwelt geschaffen werden. Auch das Ausfallen einer wichtigen Sinnesfunction kann solche Gefühle im

Menschen stark steigern. So giebt es in der Nacht, die bekanntlich keines Menschen Freund ist, viel mehr und viel grössere Hasenfüsse, als bei hellem Tage und viele Leute sind recht erleichtert, wenn sie eine sehr geräuschvolle Werkstätte oder Maschinenhalle verlassen haben, in der man das eigene Wort nicht verstehen kann.

Diese ganze, vielfach bereits von abnormen Bedingungen mitbestimmte Gruppe von psychischen Unsicherheitszuständen kann Aehnlichkeiten mit oder Uebergänge zu der bei psychischen Erkrankungen auftretenden allgemeinen Unorientirtheit bieten.

Aehnlich, wie mit der affectiven Stellungnahme des seelisch unentwickelten, seelisch heiklen, oder seelisch getriebenen Individuums zu vielen gewöhnlichen Vorkommnissen des täglichen Lebens verhält es sich auch mit der affectiven Schattirung, welche die Wahrnehmung des Aussergewöhnlichen oder Unerklärlichen beim primitiven Normalen hervorgerufen pflegt. Daher stammt die eigenthümliche Scheu vor den ungewöhnlichen Menschen, die anders denken, anders fühlen, anders handeln als das Gros, von Vorgängen, die sich der vorläufigen Erklärung entziehen oder deren Entstehungsbedingungen nicht bekannt sind. Es sind nicht immer bloss die Kinder, welche mit einem gewissen bänglichen Gefühl auf den geschickten Taschenspieler blicken, möge er sich nun so nennen oder anders. Je deutlicher zwar der kulturelle Werth eines räthselhaften Vorgangs in die Augen springt, um so stärker nähert sich freilich die ausgelöste Empfindung dem angenehmen und freudigen Gefühl der Bewunderung. Das Auftauchen dieser Regung setzt immer die Einsicht des Individuums in eine gewisse höhere Zweckdienlichkeit der betreffenden Erscheinung voraus. So wird die grossartige Technik eines Virtuosen oder Chirurgen lediglich angestaunt, während ein „Künstler“, der sich grosse Feldsteine auf dem Kopfe zermalmen lässt, Backstein und Petroleum verschluckt, ein Fakir, der sich begraben oder einmauern lässt, bei der Mehrzahl nicht eigentliche Bewunderung ernten, sondern eher einen andern Eindruck hinterlassen wird. Eine leise Nüance unheimlichen Effects kommt aber auch bei der echten Bewunderung dann und wann zum Vorschein und erklärt sich psychologisch aus der Rathlosigkeit rücksichtlich des Zustandekommens der Entstehungsbedingungen für die betreffende Leistung, weshalb sie auch beim speciellen Kenner des betreffenden Gebiets zu fehlen pflegt.

II.

Unter allen psychischen Unsicherheiten, die zur Entstehungsursache des Gefühls des Unheimlichen werden können, ist es ganz besonders eine, die eine ziemlich regelmässige, kräftige und sehr allgemeine Wirkung zu entfalten im Stande ist, nämlich der Zweifel an der Beseelung eines anscheinend lebendigen Wesens und umgekehrt

darüber, ob ein lebloser Gegenstand nicht etwa beseelt sei, und zwar auch dann, wenn dieser Zweifel sich nur undeutlich im Bewusstsein bemerklich macht. Der Gefühlston hält so lange an, bis diese Zweifel behoben sind und macht dann sehr gewöhnlich einer anderen Gefühlsqualität Platz.

Ab und zu liest man in älteren Reisebeschreibungen, jemand habe sich im Urwalde auf einen Baumstamm gesetzt und plötzlich habe sich dieser Baumstamm zum Entsetzen des Reisenden zu bewegen angefangen und als eine Riesenschlange herausgestellt. Nimmt man die Möglichkeit einer solchen Situation an, so wäre diese gewiss ein gutes Beispiel zur Illustration des oben angedeuteten Zusammenhangs. Die anfänglich vollkommen leblos erscheinende Masse verräth durch ihre Bewegung plötzlich eine ihr innewohnende Energie. Diese kann psychischen oder mechanischen Ursprungs sein. Solange nun der Zweifel an der Beschaffenheit der wahrgenommenen Bewegung und damit die Unklarheit über ihre Ursache anhält, besteht bei dem Betroffenen ein Gefühl des Grauens. Hat sich durch die Planmässigkeit der Bewegung ihre Herkunft von einem organischen Körper erwiesen, so ist die Sachlage geklärt, es entsteht im Anschluss das Gefühl der Sorge um die persönliche Unversehrtheit, welches aber bei aller sonstigen Intensität zweifellos eine Art intellectuellen Beherrschens der Lage voraussetzt.

Die gleiche Gemüthsbewegung tritt ein, wenn umgekehrt, wie beschrieben worden ist, etwa ein Wilder die erste Lokomotive oder das erste Dampfboot, vielleicht sogar Nachts zu Gesicht bekommt. Die Beklemmung soll hier sehr gross sein, da in Folge der räthselhaften Eigenbewegung und der an die Athemzüge gemahnenden regelmässigen Geräusche der Maschine der Riesenapparat dem völlig Unkundigen leicht als lebendige Masse imponirt. Etwas ganz verwandtes liegt übrigens vor, wenn auffallende oder merkwürdige Geräusche von ängstlichen oder kindlichen Gemüthern, wie öfter zu beobachten ist, auf die vocale Leistung eines mysteriösen Wesens zurückgeführt werden. Auch die Episode im „Robinson“, in der Freitag, der das Kochen des Wassers noch nicht kennt, in siedendes Wasser hineingreift, um das anscheinend darin befindliche Thier herauszuholen, beruht auf einer psychologisch sehr zutreffenden dichterischen Eingebung. Ebenso mag sich das Scheuwerden vieler Thiere davon herschreiben, dass diesen der Gegenstand ihres Schreckens belebt erscheint (Prinzip der Vogelscheuche) und gerade in diesem Falle äussert der betreffende Eindruck eine besonders barocke Wirkung, da die associative Tätigkeit, welche gewöhnlich den Uebergang in einen andern Gefühlshintergrund vermittelt, hier sehr gering ist. Man behandelt deshalb diese „Untugend“ bei Zug- und Lastthieren mit Erfolg unter anderem dadurch, dass man ihnen den verdächtigen Gegenstand zum Ansehen oder

Beriechen vorstellt oder hinreicht, wodurch eine Art intellectuel-ler Classificirung des affecterregenden Objects von dem Thiere vorgenommen und dieses gleichzeitig zu einem bekannten gemacht wird, welches, wie oben erwähnt, leicht seine Schrecken verliert. Wenn also vor einigen Jahren bei Gelegenheit eines grossen Festumzuges einige an diesem theilnehmende zahme Elefanten vor dem feuer- und flammenspeienden Lindwurm Fafner Reissaus nahmen und grosse Verwirrung anrichteten, so erscheint dies, da sie doch die Trilogie vorher nicht gelesen hatten, nicht eben wunderbar.

Bekannt ist der unangenehme Eindruck, der bei manchen Menschen durch den Besuch von Wachsfignrcabinetten, Panoptics und Panoramen leicht entsteht. Es ist namentlich im Halbdunkel oft schwer, eine lebensgrosse Wachs- oder ähnliche Figur von einer Person zu unterscheiden. Für manche sensitive Gemü-ter vermag eine solche Figur auch nach der vom Individuum getroffenen Entscheidung, ob sie belebt sei oder nicht, ihre Ungemüthlichkeit zu behalten. Wahrscheinlich handelt es sich hier um halb- bewusste secundäre Zweifel, die durch die erneute Betrachtung und die Wahrnehmung der feineren Einzelheiten immer wieder von neuem automatisch ausgelöst werden, vielleicht auch nur um ein blosses lebhaftes Nachschwingen der Erinnerung an den ersten peinlichen Eindruck. Dass solche Wachsfignren oft anatomische Einzelheiten zur Darstellung bringen, mag zur Steigerung der gedachten Gefühlswirkung beitragen, ist aber durchaus nicht die Hauptsache: ein wirkliches anatomisches Leichenpräparat braucht nicht entfernt so widerwärtig auszusehen, als die entsprechende Modellirung in Wachs. Es ist nebenbei bemerkt von Interesse, an diesem Beispiel zu sehen, wie die echte Kunst in weiser Mässigung die absolute und vollständige Nachahmung von Natur und Lebewesen, wohl wissend, dass bei einer solchen leicht Missbehagen entstehen kann, vermeidet: die Existenz einer polychromen Plastik in Holz und Stein ändert nichts an dieser Thatsache, ebenso die Möglichkeit, solchen unangenehmen Nebenwirkungen, falls diese Art der Darstellung dennoch gewählt wird, einigermassen vorzubeugen. Uebrigens kann die Erzeugung des Unheimlichen in der echten Kunst zwar auch versucht werden, aber immer nur wieder mit künstlerischen Mitteln und in künstlerischer Intention.

Noch deutlicher tritt diese sonderbare Wirkung zu Tage, wenn nicht nur Nachahmungen der menschlichen Gestalt zur Wahrnehmung gelangen, sondern diese obendrein mit gewissen körperlichen oder seelischen Functionen vereint erscheinen. Hierher gehört der für viele so peinliche Eindruck, den die automatischen Figuren leicht hervorrufen. Man muss hier wieder diejenigen Fälle ausscheiden, in denen die Objecte sehr klein oder infolge täglichen Gebrauchs sehr bekannt sind. Eine Puppe, die

selbstthätig die Augen schliesst und öffnet, ein kleines automatisches Spielzeug, wird keine nennenswerthe derartige Empfindung verursachen, dagegen geben z.B. die lebensgrossen Automaten, die complicirte Verrichtungen produciren, Trompete blasen, tanzen u.s.w. sehr leicht ein Gefühl des Unbehagens. Je feiner der Mechanismus und je naturgetreuer die gestaltliche Nachbildung wird, um so stärker wird auch die besondere Wirkung zu Tage treten. Diese Thatsache ist in der Litteratur wiederholt benutzt worden, um die Entstehung des Gefühlstons des Unheimlichen im Leser hervorzurufen. Der Genuss eines Litteraturwerks, Theaterstücks u.s.w. besteht nicht zum wenigsten darin, dass alle jene Gefühlserregungen, denen die Personen des Stücks, des Romans, einer Ballade u.s.w. unterworfen sind, vom Leser oder Zuschauer mitempfunden werden. Im Leben lieben wir es nicht, uns schweren Gemütherschütterungen auszusetzen, im Theater oder bei der Lektüre aber lassen wir uns gern in dieser Weise beeinflussen: wir erfahren hierdurch gewisse kräftige Erregungen, welche in uns ein starkes Lebensgefühl wachrufen, ohne dass wir die Consequenzen der Ursachen der unangenehmen Gefühlstöne, soweit sie in der entsprechenden Form etwa von selbst aufzutauchen Gelegenheit hätten, auf uns zu nehmen brauchen.

Die Empfindung solcher Erregungen scheint physiologisch häufig mit dem Kunstgenuss direct verbunden zu sein. So sonderbar es klingt, so giebt es vielleicht nur sehr wenig Affecte, die an sich unter allen Umständen ausnahmslos Unlustaffecte sein müssen. Wenigstens vermag die Kunst uns die meisten Gemüthsbewegungen in gewissem Sinne geniessbar zu machen. Nun beobachten wir schon bei den Kindern, dass sie oft eine gewisse Vorliebe für Gespenstergeschichten zeigen: der Horror ist ein Kitzel, der mit Vorsicht und Sachkenntniss gut zur Steigerung der allgemeinen affectiven Wirkungen, welche z.B. die Dichtkunst zur Aufgabe hat, verwerthet werden kann. Einer der sichersten Kunstgriffe, leicht unheimliche Wirkungen durch Erzählungen hervorzurufen, beruht nun darauf, dass man den Leser im Ungewissen darüber lässt, ob er in einer bestimmten Figur eine Person oder etwa einen Automaten vor sich habe, und zwar so, dass diese Unsicherheit nicht direct in den Brennpunkt seiner Aufmerksamkeit tritt, damit er nicht veranlasst werde, die Sache sofort zu untersuchen und klarzustellen, da hierdurch, wie gesagt, die besondere Gefühlswirkung leicht schwindet. E. T. A. Hoffmann hat in seinen Phantasiestücken dieses psychologische Manöver wiederholt mit Erfolg zur Geltung gebracht. Das durch solche Darstellung erregte dunkle Gefühl der Unsicherheit über die psychische Beschaffenheit der entsprechenden dichterischen Figur gleicht im ganzen der durch irgend eine unheimliche Situation geschaffenen zweifelvollen Spannung, ist aber durch die virtuose Handhabung des Autors

den Zwecken der künstlerischen Untersuchung dienstbar gemacht worden.

Umgekehrt lässt sich die Wirkung des Unheimlichen leicht erzielen, wenn man in dichterischer oder phantastischer Weise irgend ein lebloses Ding als Theil eines organischen Geschöpfs besonders auch in anthropomorphistischer Weise umzudeuten unternimmt. So wird in der Dunkelheit ein mit Nägeln beschlagener Dachsparren zum Kiefer eines fabelhaften Thiers, ein einsamer See zu dem gigantischen Auge eines Ungeheuers, der Umriss eines Gewölks oder Schattens zur drohenden Satansfratze. Die Phantasie, die ja stets ein Dichter ist, vermag aus den harmlosesten und gleichgültigsten Erscheinungen zuweilen die detaillirtesten Schreckbilder hervorzuzaubern, und dies um so ausgiebiger, je schwächer die vorhandene Kritik und je affectiver gefärbt der jeweilige psychische Hintergrund ist. Deshalb unterliegen Frauen, Kinder und Schwärmer auch besonders leicht den Regungen des Unheimlichen und der Gefahr des Geister- und Ge-spenstersehens.

Besonders nahe wird diese Möglichkeit liegen, wenn wieder die Nachahmung eines organischen Wesens selbst gegeben ist. Die Grenze zwischen dem Pathologischen und dem Normalen wird hier besonders leicht überschritten werden. Dem Deliranten, dem Berauschten, dem Ekstatischen, dem Abergläubischen wird ein Säulenkapital, die Figur eines Gemäldes u.s.w. per hallucinationem lebendig, sie spricht ihn an, unterhält sich mit ihm, verspottet ihn, zeigt bekannte Züge. Auch diese Hilfsmittel, unheimliche Wirkungen hervorzubringen, sind von Dichtern und Erzählern vielfach verwerthet worden. Ein beliebter, ganz banaler Kniff ist es, das haarsträubendste Zeug aufzutischen und dem Leser am Schlusse in drei Zeilen den ganzen Hergang als Inhalt eines wirren Traumgebildes zu enthüllen, beliebt deswegen, weil es in diesem Falle möglich ist, das Spiel mit der psychischen Hülfflosigkeit des Lesers einmal ungestraft sehr weit zu treiben.

Ein anderer wichtiger Factor der Entstehung des Unheimlichen ist die natürliche Neigung des Menschen in einer Art naiver Analogie von seiner eigenen Beseelung auf die Beseelung, oder vielleicht richtiger gesagt auf eine identische Beseelung der Dinge der Aussenwelt zu schliessen. Dieser psychische Zwang wird um so unwiderstehlicher, je primitiver die geistige Entwicklungsstufe des Individuums ist. Der Naturmensch bevölkert seine Umgebung mit Dämonen, kleine Kinder sprechen in allem Ernste mit einem Stuhle, ihrem Löffel, einem alten Fetzen u.s.w. und schlagen voll Zorn auf leblose Dinge ein, um sie zu strafen. Selbst im hochcultivirten Hellas wohnte noch eine Dryas in jedem Baum. Es ist deshalb nicht erstaunlich, wenn den Menschen das, was er selbst von seinem eigenen Wesen halbbewusst in die Dinge hineingelegt hat, jetzt an diesen Dingen wiederum zu schre-

cken beginnt, dass er die Geister, die der eigene Kopf erschuf, aus diesem nicht immer zu bannen im Stande ist. Diese Ohnmacht erzeugt daher leicht das Gefühl von einem Unbekannten, Unbegreiflichen bedroht zu sein, das dem Individuum ebenso räthselhaft ist, als gewöhnlich seine eigene Psyche auch. Herrscht indess hinreichende Orientirung über die psychischen Vorgänge und genügende Sicherheit in der Beurtheilung dieser ausserhalb des Individuums, so werden die geschilderten Zustände, wohlgemerkt natürlich unter normalen psycho-physiologischen Verhältnissen, niemals entstehen können.

Eine weitere Bestätigung dafür, dass besonders die Zweifel über die Beseelung oder Nichtbeseelung der Dinge, oder noch deutlicher ausgedrückt, über die Beseelung, wie sie die hergebrachte Anschauung des Menschen versteht, die besprochene Gemüthsbewegung verschuldet, liegt in der Art und Weise, wie der Anblick der Aeusserungen der meisten Geistes- und mancher Nervenkrankheiten auf die Laien zu wirken pflegen. Auf die meisten Menschen machen zahlreiche von solchen Leiden befallene Patienten einen ganz entschieden unheimlichen Eindruck.

Das, was wir nach den Erfahrungen des gewöhnlichen Lebens von unseren Nebenmenschen immer annehmen können, ist die relative psychische Harmonie, in der ihre seelischen Functionen zu einander zu stehen pflegen, wenn auch geringgradige Schwankungen dieses Gleichgewichts gelegentlich bei fast allen zu Tage treten, ein Verhalten, das wiederum die Individualität des Menschen begründet und die Grundlage für unser Urtheil über sie abgiebt. Sehr starke psychische Eigenthümlichkeiten pflegen die meisten Menschen nun nicht zu zeigen. Am ehesten treten solche in die Erscheinung, wenn starke Affecte zur Beobachtung kommen, wobei es plötzlich offenbar werden kann, dass in der Menschenpsyche nicht alles transcendenten Ursprungs ist, dass darin selbst für unsere directe Wahrnehmung noch viel Elementares vorhanden ist; freilich pflegt gerade bei solchen Gelegenheiten gegenwärtig noch oft manches besonders schön normalpsychologisch motivirt zu werden.

Ist nun diese relative Harmonie der Psyche einmal auch für den Fernstehenden deutlich gestört, und erscheint die Situation nicht etwa in Folge einer gewissen Geringfügigkeit des Vorkommnisses belanglos oder komisch, oder ist sie nicht etwa wohlbekannt, wie z.B. ein Alcoholrausch, so dämmert auch in dem ungeschulten Beobachter die dunkle Erkenntniss auf, dass in dem, was er bisher als einheitliche Psyche anzusehen gewohnt war, mechanische Prozesse sich abspielen. Nicht mit Unrecht hat man daher von der Epilepsie als dem „Morbus sacer“ gesprochen, als der nicht der Menschenwelt, sondern fremden räthselhaften Sphären entstammenden Krankheit, denn der epileptische Krampfanfall enthüllt dem Beschauer den unter normalen Verhältnissen so sinn-

reich, zweckentsprechend und einheitlich unter Leitung seines Bewusstseins functionirenden menschlichen Körper als einen ungeheuer complicirten und feinen Mechanismus. Dies ist eine wichtige Ursache, warum der epileptische Anfall einen so dämonischen Eindruck bei der Umgebung hervorzurufen im Stande ist, während der hysterische Krampfanfall unter gewöhnlichen Verhältnissen nur in geringem Maasse zu befremden pflegt, da die Kranken gewöhnlich das Bewusstsein behalten, so stürzen und schlagen, dass sie sich nicht oder nur geringfügig beschädigen, wodurch sie eben ihr latentes Bewusstsein verrathen, und da häufig die Art der Bewegung wieder an verborgene psychische Vorgänge erinnert, insofern hier die Muskelunruhe einem gewissen höheren Ordnungsprinzip folgt, was mit der Abhängigkeit des Grundleidens von Vorstellungs- (also wieder psychischen) Vorgängen in Verbindung steht.

Bei dem Sachkundigen wird die entsprechende Gemüthsbewegung nur gering ausfallen oder vielleicht vollständig fehlen, denn ihm sind die mechanischen Prozesse in der menschlichen Seele keine Neuigkeit mehr, und wenn er auch im einzelnen noch zahlreichen Irrthümern über ihren Verlauf ausgesetzt ist, so weiss er doch wenigstens, dass sie existiren und findet ihre Spur so häufig anderwärts wieder, dass ihr Erscheinen ihn nicht mehr erheblich zu berühren vermag. Auch verlieren die erwähnten Situationen natürlich ihre affective Wirkung leicht, wenn jemand an solche Vorkommnisse sonst gewöhnt ist oder gewöhnt worden ist, wie z.B. der Krankenpfleger und, soweit man davon reden kann, der Kranke selbst.

Der unheimliche Effect, den der Einblick in das Wahnsystem eines Kranken bei den meisten Menschen hervorruft, beruht zweifellos ebenfalls darauf, dass eine mehr oder weniger deutliche Vorstellung von dem Vorhandensein eines gewissen Associationszwanges (Mechanismus) im Menschen auftritt, die im Widerspruche mit der gewöhnlichen Anschauung von der psychischen Freiheit stehend an der Ueberzeugung der Beseelung

des Individuums in voreiliger und ungeschickter Weise zu rütteln anfängt. Wird Klarheit über die einschlägigen Verhältnisse geschaffen, so verschwindet der besondere Character des eigenthümlichen Gemüthszustandes, dessen Wurzel lediglich in der bestehenden Unorientirtheit über das Psychologische zu suchen ist.

Auch das Grauen, welches der tote Körper, besonders des Menschen, Totenschädel Skelette und ähnliche Dinge verursachen, wird grossentheils dadurch erklärlich, dass bei diesen Dingen der Gedanke an eine latente Beseelung immer so nahe liegt. Er vermag sich oft dergestalt aufzudrängen, dass er selbst den Augenchein Lügen zu strafen im Stande ist, wodurch dann wiederum die Vorbedingungen zu dem beschriebenen psychischen Conflict gegeben sind. Bekannt ist, dass diese Regungen sich bei den Angehörigen bestimmter Berufe, welche den entsprechenden Eindrücken andauernd ausgesetzt sind, bald mehr, bald weniger zu verlieren pflegen. Eine grosse Bedeutung für dieses Verschwinden des peinlichen Affects hat, abgesehen von der Macht der Gewohnheit, die in solchen Fällen meistens eintretende associative Verarbeitung desselben. Ob diese sachlich ist oder nicht, ist dabei nicht von grossem Belang, wenn nur ihr Endresultat vom Individuum acceptirt worden ist. Intellectuell beherrscht z.B. der Abergläubische in seiner Weise ebenfalls einen grossen Theil seines Vorstellungsbereichs, auch er hat seine Zweifel und seine Gewissheiten: dass sein gesamtes Urtheil unzutreffend ist, ändert an dieser psychologischen Thatsache nichts.

Stark ist der Wunsch des Menschen nach der intellectuellen Herrschaft über die Umwelt. Intellectuelle Sicherheit gewährt psychische Zuflucht im Kampfe ums Dasein. Sie bedeutet, wie immer sie zu Stande gekommen sei, eine Defensivstellung gegen den Angriff feindlicher Mächte und ihr Fehlen ist gleichbedeutend mit dem Mangel an Deckung in den Episoden jenes für die Menschen- und Organismenwelt nie endenden Krieges, für den die stärksten und unbezwingbaren Bollwerke von der Wissenschaft errichtet worden sind.

Nachruf auf Reinhard Wille (19.08.1930 bis 26.09.2014)

Klaus M. Beier, Hartmut A.G. Bosinski



„In den Lücken der Gesetze wohnt es sich am menschlichsten“

Biographisches

Der 1930 in Berlin geborene Reinhard Wille war Sohn eines Gerichtsmediziners und wurde 1948, ausgestattet mit einem Empfehlungsschreiben seines Großonkels Max Planck, von dem damaligen Dekan der Medizinischen Fakultät und Ordinarius für Gerichtliche und Soziale Medizin der Universität Kiel, Prof. Wilhelm Hallermann, zum Medizinstudium zugelassen. Nach dem Physikum 1950 setzte er seine Studien in München und Hamburg fort und war nach seiner Approbation im Jahre 1953 der jüngste Arzt Deutschlands. Bis 1959 studierte er dann in Hamburg Jura, um 1961 mit einer doppelten Promotion (als Mediziner und Jurist) bei Prof. Hallermann Assistent in der Rechtsmedizin zu werden. 1968 folgte die Habilitation über ein forensisch-sexualmedizinisches Thema („Die forensische psychopathologische Beurteilung der Exhibitionisten, Pädophilen, Inzest- und Notzuchttäter“).

Ab 1969 war er Oberarzt am Institut für Gerichtliche und Soziale Medizin sowie 1970 und 1971 – bundesweit einmalig: als Privatdozent – Dekan der Medizinischen Fakultät. Im Jahr 1973 wurde er Universitätsprofessor und Leiter der neugegründeten sexualmedizinischen Forschungs- und Beratungsstelle am Klinikum der Universität Kiel. Seine Vorlesungen waren bei Medizinern und Juristen gleichermaßen beliebt und eröffneten tiefgreifende Einsichten in das Spannungsfeld zwischen Medizin und Recht. Hier vermochte er wie kein anderer Zusammenhänge einschließlich ihrer Begrenzung zu vermitteln. Seine Tätigkeiten als AIDS-Beauftragter des Landes Schleswig-Holstein und als Vorsitzender der Landesstelle gegen Suchtgefahren waren sicher einer der Gründe für die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes im Jahre 1994.

Forensische Sexualmedizin

Reinhard Wille verwies stets auf die im Zusammenhang mit sexuellem Erleben und Verhalten erwartbaren „Subjektivismen, Einseitigkeiten und Abwehrmechanismen“, die im Falle strafbaren Verhaltens noch in ein zusätzliches Kraftfeld gerieten – nämlich das Rechtssystem mit seinen zum Teil komplizierten Regulationsmechanismen. Nicht nur, dass aus seiner Sicht individuell vorwerfbare Schuld als Fundament des Strafrechts ein „eigenes Menschenbild“ zur Folge haben würde, sondern der forensische Sexualmediziner müsste die rechtlichen Rahmenbedingungen schon sehr genau kennen, um seine Schlussfolgerungen bezüglich der strafrechtlich entscheidenden Fragestellungen (Unrechtseinsicht, Steuerungsfähigkeit, Schuldfähigkeit, Wiederholungsgefahr) in einer Weise einzubringen, die in dem vorgegebenen Dreiecksverhältnis Täter-Opfer-Gesellschaft die Neutralität des Sachverständigen zu wahren in der Lage ist. Reinhard Wille warnte stets, dass der Sachverständige im Gerichtssaal kein „Reserveengel der Jurisprudenz“ sein dürfe (womit er eine Mahnung von Robert Musil in *Mann ohne Eigenschaften* aufgriff) und fühlte sich immer gebunden an das Vermächtnis seines akademischen Lehrers, Wilhelm Hallermann: „In den Lücken der Gesetze wohnt es sich am menschlichsten“.

Auch wenn der Sachverständige durch die Rechtsgrundlagen weitgehend entlastet ist (formal ist dieser „Beweismittel“ des Gerichts, welches letztlich die rechtlichen Entscheidungen trifft), war es Wille immer anzumerken, dass er die Verantwortung für seine gutachterlichen Empfehlungen vollständig übernahm, zumal diese nicht nur in die Lebensgestaltung des zu begutachtenden Sexualstraftäters eingriffen, sondern auch über Leben und Gesundheit potentieller Opfer entscheiden konnten.

Sein fundiertes Wissen ist in Lehrbücher für Sexualmedizin (Beier et al., 2001, 2. Auflage, 2005) und für Rechtsmedizin eingeflossen (Forster, 1986). Dabei hatten seine Erkenntnisse über motivationale Hintergründe und Verläufe verschiedener Tätergruppen (vgl. Wille, 1972) Eingang in die Reform des Sexualstrafrechts im Jahre 1973 gefunden, bei der erstmalig auch therapeutische Überlegungen vom Gesetzgeber berücksichtigt wurden. So kann ein Gericht seitdem nach § 183 Abs. 3 StGB „die Vollstreckung einer Freiheitsstrafe auch dann zur Bewährung aussetzen, wenn zu erwarten ist, dass der Täter erst nach einer längeren Heilbehandlung keine exhibitionistischen Handlungen mehr vornehmen wird“.

Da Wille gewohnt war, Menschen ganzheitlich in ihren psychosozialen Bezügen zu sehen, versuchte er in seiner Begutachtungstechnik die Befragung des zu begutachtenden Straftäters immer um Fremdanamnesen zu ergänzen, insbesondere aber Besonderheiten der „Wir-Bildung“ im sexuellen und partnerschaftlichen Bereich genauer zu betrachten, zumal insbesondere Exhibitionisten sehr häufig partnerschaftlich gebunden waren und meist Beziehungsstörungen aufwiesen. Die systematische Berücksichtigung dieses Aspektes in der forensischen Sexualmedizin ist sein großes Verdienst. Dies gilt aber auch für die stete Beachtung biologischer Faktoren, die sich auch niederschlug in der zusätzlichen Nutzung pharmakologischer Behandlungsoptionen bei der Therapie von Sexualstraftätern. Einen maßgeblichen Einfluss hatten hierfür sicher seine Nachuntersuchungen von kastrierten Sexualstraftätern, die im Vergleich zu einer Gruppe von nicht-kastrierten Antragstellern eine wesentlich geringere Rückfälligkeit aufwiesen (vgl. Wille & Beier, 1989; 1997). Die Nutzung von antiandrogen wirkenden Substanzen (insbesondere Cyproteronacetat) zur Dämpfung sexueller Impulse war vor diesem Hintergrund eine logische Konsequenz: „Wenn die Sexualmedizin überhaupt und speziell die forensische es mit ihrem Konzept einer soziopsychosomatischen Medizin ernst meint, dann führen gesellschaftliche Aspekte auch zur Entwicklung und Einbeziehung sozial-ethischer Überlegungen. Sexualdelinquo-Patienten stehen uns als Individuen in der traditionellen Ich-Du-Beziehung gegenüber, oft erweitert um deren schon existierende oder erhoffte Partner, aber daneben auch die Öffentlichkeit und die

potentiellen Opfer, für die der Therapeut mitdenkt und sich mit verantwortlich fühlen muss. Das in diesem Sinne soziotherapeutische Konzept erweitert die Arzt-Patienten-Zweierbeziehung nicht nur wie in der Paarbehandlung um eine, sondern um weitere, ganz unterschiedlich präsente, akzeptierte oder abgelehnte, erstrebte oder zu vermeidende Bezugsgrößen“ (Wille 1990, 94). Er betonte daher stets, dass die Anwendung von antiandrogen wirkenden Substanzen „zwar ärztliche, aber eben keine Heileingriffe“ seien.

Fachgesellschaften und akademische Lehre (Schüler)

Wille war – wie auch sein akademischer Lehrer Hallermann – frühzeitig Mitglied der von Giese gegründeten Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung (DGfS). Aufgrund vehementer und letztlich unüberbrückbarer fachpolitischer Diskrepanzen verließen er und andere KollegInnen im Jahre 1978 diese Gesellschaft. Gemeinsam gründete man die Gesellschaft für Praktische Sexualmedizin (GPS), aus der 1994 die Akademie für Sexualmedizin hervorging. Reinhard Wille war Gründungsherausgeber der *Sexuologie*.

Ausgehend von der immensen Bedeutung sexuellen und geschlechtlichen Verhaltens für alle Lebensbereiche und in Kenntnis der massiven Beeinträchtigungen nicht nur der individuellen Lebensqualität, sondern der partnerschaftlichen und auch weitergehenden sozialen Bezüge durch die vielfältigen sexualmedizinischen Störungsbilder war es stets das Bemühen von Reinhard Wille, der allgemeinen und forensischen Sexualmedizin einen „sittlichen Platz“ im Konzert der anerkannten medizinischen Spezialisierungen zu sichern. Seine überreiche klinische und gutachterliche Erfahrung hatte ihm gezeigt, wie groß der Mangel an sexualmedizinisch qualifizierten Sachverständigen und Therapeuten war (und leider immer noch ist). Der Versuch, diesen Mangel durch jährliche Fortbildungen (im Rahmen der Heidelberger Tage) für die breite Ärzteschaft zu beheben, zeitigte nicht die gewünschten Erfolge. Folgerichtig war Wille in den frühen 90er Jahren maßgeblich an der Erarbeitung eines Curriculums für Sexualmedizin beteiligt, das heute die Grundlage für die in Berlin seit 2007 bereits etablierte und für die gesamte Bundesrepublik angestrebte „Zusatzbezeichnung Sexualmedizin“ ist.

Neben über 70 von ihm betreuten medizinischen Dissertationen hat Reinhard Wille als einziger deutscher Universitätsprofessor in Kiel zwei Ärzte zur Habilitation im Fach „Sexualmedizin“ geführt: Klaus M. Beier (Habilitation 1994) wurde 1996 Gründungsdirektor des Instituts

für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin an der Berliner Charité, Hartmut A.G. Bosinski (Habilitation 1997) leitete bis zu deren Auflösung im Jahre 2013 die Sektion für Sexualmedizin am Universitätsklinikum Schleswig-Holstein, Campus Kiel.

Nach seiner Pensionierung im Jahre 1997 war Wille weiterhin als Gutachter in Sexualstrafsachen gefragt. Mit Freude verfolgte er die Umwandlung der von ihm 1973 gegründeten sexualmedizinischen Forschungs- und Beratungsstelle in eine hochschulrechtlich abgesicherte „Sektion für Sexualmedizin“ und mit nachvollziehbarem Entsetzen die finanzpolitisch motivierte Auflösung seines Lebenswerkes im Jahre 2013.

Transsexuellengesetz

Reinhard Wille stellte 1963 die deutschlandweit nach dem Zweiten Weltkrieg erste Indikation zu einer operativen Geschlechtsumwandlung, die dann – unter seiner sexualmedizinischen Begleitung – 1964 in der Kieler Universitätsklinik für Urologie durchgeführt wurde (Wand, 1968). Wille begleitete diesen Patienten „H.H.“ bei seinem Gang durch die Instanzen: Zunächst ging es dabei um die Feststellung des BGH vom 21.09.1971 (Az.: BGH IV ZB 61/70), dass die Transformationsoperation bei entsprechend diagnostiziertem „Transsexualismus“ keine „sittenwidrige Körperverletzung“ (gem. § 228 StGB) ist. Da aber „[...] das Prinzip der eindeutigen und unwandelbaren Einordnung des Menschen in die alternative Kategorie ‚männlich‘ – ‚weiblich‘ als selbstverständliche Voraussetzung nicht nur das gesamte soziale Leben, sondern auch die gesamte Rechtsordnung [durchzieht]“ (ebd.), sei eine Änderung des Personenstandes zumindest auf der seinerzeitigen Rechtsgrundlage nicht möglich. Der Patient legte hiergegen Verfassungsbeschwerde ein und das Bundesverfassungsgericht entschied unter dem 11.10.1978 (Az.: 1 BvR 16/72), dass es die Menschenwürde und das Grundrecht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit (Art. 2 GG Abs. 1 i. V. m. Art. 1 GG Abs. 1) gebieten, den Geschlechtseintrag im Geburtenbuch zu ändern, wenn es sich um einen irreversiblen Fall von Transsexualismus handelt und eine geschlechtsangleichende Operation durchgeführt worden sei. Zugleich wurde der Gesetzgeber aufgefordert, eine entsprechende Rechtsgrundlage zu schaffen – ein langwieriger Prozess, an dem Wille maßgeblich beteiligt war und der letztlich in der Etablierung des „Transsexuellengesetzes“ im Jahre 1980 mündete.

Wille hat im Laufe seiner Tätigkeit hunderte von Transsexuellen klinisch, rechtspolitisch und wissenschaftlich begleitet (Kröhn et al., 1981; Kröhn & Wil-

le, 1981, 1983; Reese & Wille, 1988; Wand et al., 1979; Wille & Kröhn, 1981, 1983; Wille et al., 1981) und war 1997 maßgeblich an der Erarbeitung der bis heute gültigen „Standards der Behandlung und Begutachtung von Transsexuellen“ (Becker et al., 1997) beteiligt.

Negierte Schwangerschaft

Die Verbindung zwischen Medizin und Recht, die Reinhard Wille mit einem meisterhaften Gespür für die psychosozialen und soziosexuellen Einbettungen von Menschen zu verbinden vermochte, sind Hintergrund seiner Nachuntersuchungen von (freiwillig durch Tubenligatur) sterilisierten Frauen – Patientinnen des Dr. Dohrn (vgl. Wille, 1978), der wegen dieser Eingriffe im Jahr 1961 als Chefarzt des Kreiskrankenhauses Großburg-Wedel im Landkreis Burgdorf bei Hannover entlassen wurde. Willes Aufmerksamkeit für die Fortpflanzungsdimension der Sexualität, die eben nicht abgekoppelt von sozialen Bezügen zu sehen ist, sind auch Hintergrund seines Interesses für die nicht wahrgenommene Schwangerschaft (früherer § 217 StGB: „Kindestötung unter der Geburt“), die er unter rechtsmedizinischen, psychopathologischen und empirischen Gesichtspunkten erfasst hat.

Fest steht seither, dass die durch die Negierung offensichtliche Ausblendung des Schwangerschaftserlebens trotz der erkennbaren Rat- und Kopfllosigkeit, bei der überraschend eingetretenen Geburt auf der Verhaltens-ebene nicht zu Handlungsunfähigkeit oder mangelnder Zielstrebigkeit führt. Gleichwohl bleibt unklar inwieweit Geburtsvorgänge einem ganz archaischen Ablauf folgen, also intuitiv ‚gewusst‘ wird, was zu tun ist (vgl. Wille & Beier, 1994).

Wilhelm-von-Humboldt-Stiftung

2006 hat Reinhard Wille die Wilhelm-von-Humboldt Stiftung mit begründet und gehörte dieser seitdem als Kuratoriumsmitglied an. Dahinter stand zum einen die Bewunderung für die frühen Einsichten Humboldts in die menschliche Geschlechtlichkeit und sein Vermächtnis für die heutige Sexualmedizin: Dass der Dialog im Sprachlichen wie im Körpersprachlichen das Neue hervorbringt, nämlich dann, wenn man die Entwicklung des Anderen möchte und sich in deren Dienst stellt, wodurch man an dessen Fortschritten partizipieren kann so wie dieser von denen, die man selber macht. Damit ist zugleich auch die Achtung gegenüber dem Anderen verbunden, dem Fremden, der also gerade die Merkmale

nicht aufweist, die man selber hat – ganz basal die Geschlechtsmerkmale. In dieser Haltung war Wille genauso authentisch wie in seinem (selbstkritischen) Erkenntnisdrang. So schreibt er im Nachwort zu dem ihm gewidmeten Tagungsband anlässlich seines 60. Geburtstages (vgl. Wille, 1991): „Die Suche nach Wahrheit wird (vielleicht) nirgendwo so durch die Scheuklappen des eigenen Standpunktes eingeengt wie in der Sexualforschung. Ihre vermeintlichen Tatsachen und Erkenntnisse unterliegen nun einmal aus archaischen Ängsten und Schuldgefühlen gespeisten Werturteilen, welche in die subjektiven Forschungsinteressen und in die wissenschaftliche Methodik eingehen. Zwangsläufig behindern diese vorbewussten Anteile auch den, der sich professionell mit Ambivalenzen und Irrationalismen des Sexuellen beschäftigt, die Zusammenhänge zwischen Erkennen, Selbsterkennen und Anerkennen zu durchschauen und einen souveränen Umgang zu finden. Wegen dieser unbewussten, zugleich aber die konkreten Sexualitäten wertenden Dynamik gilt gerade für die Erkenntnisse in der Sexualforschung das Wort von Manés Sperber, ‚dass ein Gramm Wissen einem Zentner Überzeugung und einer Tonne Meinung bei weitem vorzuziehen ist‘“.

Die Sexualmedizin verliert mit Reinhard Wille einen wirklichen akademischen Lehrer: Unnachgiebig und klar in der Sache, dabei warmherzig und humorvoll in der Kontaktgestaltung sowie authentisch in seiner Haltung, sich dem Anderen aufschließen zu wollen, dabei wissend um die eigene Unvollendetheit. Es bleibt der Dank an seine Frau und seine vier Kinder, dass sie ihm – gewiss oft nicht leichten Herzens – den Freiraum gewährt haben, ohne den er nicht das hätte beitragen können, was das Fach ihm heute verdankt.

Literatur

- Becker, S., Bosinski, H.A.G., Clement, U., Eicher, W., Goerlich, T., Hartmann, U., Kockott, G., Langer, D., Preuss, W., Schmidt, G., Springer, A., Wille, R., 1997. Standards der Behandlung und Begutachtung von Transsexuellen der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung, der Akademie für Sexualmedizin und der Gesellschaft für Sexualwissenschaft. *Sexuologie* 4 (2), 130–138.
- Beier, K.M., Bosinski, H.A.G., Loewit, K., 2005. *Sexualmedizin*. Elsevier, Urban & Fischer, München, Jena, 2. Auflage.
- Bosinski, H.A.G., Sohn, M., Löffler, D., Wille, R., Jakse, G., 1994. Aktuelle Aspekte der Begutachtung und Operation Transsexueller. *Deutsches Ärzteblatt*, 91, 726–732.
- Forster, B., 1986. *Praxis der Rechtsmedizin für Mediziner und Juristen*. Thieme, Stuttgart.
- Kröhn, W., Bertermann, H., Wand, H., Wille, R., 1981. Nachuntersuchungen bei operierten Transsexuellen. *Nervenarzt* 52, 26–31.
- Kröhn, W., Wille, R., 1981b. Prä- und postoperative Schwierigkeiten bei Transsexuellen inklusive aktuelle Rechtsfragen. *Zeitschrift für Rechtsmedizin* 86, 115–121.
- Kröhn, W., Wille, R., 1983. Panoramawandel der Transsexualität. *Mitteilungen der Gesellschaft für praktische Sexualmedizin* 3, 27.
- Reese, J., Wille, R., 1988. Sozialrechtliche Aspekte des Transsexualismus. *Mitteilungen der Gesellschaft für Praktische Sexualmedizin* 9, 7–8.
- Vogt, H.-J., Loewit, K., Wille, R., Beier, K.M., Bosinski, H.A.G., 1995. Zusatzbezeichnung „Sexualmedizin“ – Bedarfsanalyse und Vorschläge für einen Gegenstandskatalog. *Sexuologie* 2 (2), 65–89.
- Wand, H., 1968. Demaskulinisierungsoperation bei Transsexualismus. *Chirurgica Plastica et Reconstructiva* 5, 238–245.
- Wand, H., Wille, R., Bertermann, H., Kröhn, W., 1979. Spätergebnisse nach Umwandlungsoperationen bei malignem Transsexualismus. *Verhandlungsberichte der Deutschen Gesellschaft für Urologie*, 31. Tagung, 288–289.
- Wille, R., 1968. Die forensisch-psychopathologische Beurteilung der Exhibitionisten, Pädophilen, Inzest- und Notzuchtäter. *Med. Habil., Univ. Kiel*.
- Wille, R., 1972. Exhibitionisten. *Mschr Krim* 55, 218–22.
- Wille R., 1978. Nachuntersuchungen an sterilisierten Frauen - Der Fall Dr. Dohrn zwölf Jahre danach. *Enke, Stuttgart*
- Wille, R., Kröhn, W., 1981. Kleine oder große Lösung im Transsexuellen-Gesetz. *Mitteilungen der Gesellschaft für praktische Sexualmedizin* 1, 26–28.
- Wille, R., Kröhn, W., 1983. Neue Gerichtsentscheide zur Transsexualität. *Mitteilungen der Gesellschaft für praktische Sexualmedizin*. 3, 34–35.
- Wille, R., Kröhn, W., Eicher, W., 1981. Sexualmedizinische Anmerkungen zum Transsexuellengesetz. *FamRZ* 5, 418–420.
- Wille, R., 1990. Cyproteronacetat: Rechtliche und ethische Aspekte. In: Wille, R., Schumacher, W., Andrzejak, N. (Hg). *Zur Therapie von sexuell Devianten*. Diesbach, Berlin, 91–99.
- Wille, R., Beier, K.M., 1989. Castration in Germany. *Ann Sex Res* 2, 103–33.
- Wille, R., 1991. Nachwort. In: Beier, K.M. (Hg.). *Sexualität zwischen Medizin und Recht*. Gustav Fischer Verlag, Stuttgart, 147–151.
- Wille, R., Beier, K.M., 1994. „Verdrängte“ Schwangerschaft und Kinstöpfung: Theorie – Forensik – Klinik. *Sexuologie* 1 (2), 75–100.
- Wille, R., Beier, K.M., 1997. Nachuntersuchungen von kastrierten Sexualstraftätern. *Sexuologie* 4 (1), 1–26.

Autoren

Prof. Dr. med. Dr. phil. Klaus M. Beier, Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin, Zentrum für Human- und Gesundheitswissenschaften, Universitätsklinikum Charité Campus Mitte, Freie Universität und Humboldt-Universität, Luisenstraße 57, D-10117 Berlin, e-mail: klaus.beier@charite.de

Prof. Dr. med. Hartmut A.G. Bosinski, Praxis für Sexualmedizin, Dreiecksplatz 5, 24105 Kiel, www.sexualmedizin-kiel.de, e-mail: Bosinski@sexualmedizin-kiel.de

Nachruf auf Martina Weiß



Dr. med. Suna Martina Weiß verstarb nach langer schwerer Krankheit am 23.10.2014. Sie wurde 55 Jahre alt und hinterlässt ihren zweiten Ehemann und drei erwachsene Söhne.

Martina Weiß wurde 1959 in Ankara in der Türkei geboren, wuchs in Hannover auf, ging dort zur Schule und studierte später Humanmedizin. Noch während ihres Studiums heiratete sie und wurde mit 31 Jahren zum dritten Mal Mutter. Eine Familie zu gründen war ihr immer ein Herzenswunsch gewesen. Martina Weiß promovierte in Medizin und machte ihre Assistenzarztzeit in der Allgemeinmedizin. Früh interessierte sie sich für psychische Fragen und erwarb mit einer tiefenpsychologisch fundierten Weiterbildung den Zusatztitel Psychotherapie.

Mit einem befreundeten Medizinsoziologen organisierte und evaluierte sie die curriculare Befähigung zur psychosomatischen Grundversorgung. Ab 2000 übernahm sie hauptberuflich die Leitung einer psychosozialen Lebensberatungsstelle in Hannover, engagierte sich für die Schwangerschaftskonfliktberatung, die Beratung für von Männergewalt in der Familie betroffene Frauen und für die Paarberatung. Sie setzte sich engagiert ein für die Vernetzung differenzierter Beratungsangebote.

Ebenfalls 2000 gründete sie mit sexualmedizinisch engagierten KollegInnen das Zentrum für Partnerschaft und sexuelle Gesundheit (ZPsG) in Hannover und begann sich fortan verstärkt mit sexualmedizinisch / sexualtherapeutischer Fort- und Weiterbildung zu beschäftigen. Ebenso betreute sie die Telefonsprechstunde und persönliche Beratung des Zentrums und arbeitete in der Öffentlichkeitsarbeit mit.

2005 war sie Gründungsmitglied der Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin und Sexualtherapie (DGSMT), deren Vorstandsmitglied sie lange war. Ab 2007 war sie ständige Dozentin in der zweijährigen curricularen sexualtherapeutischen Fortbildung zur Erlangung der ankündigungsfähigen Bezeichnung Sexualtherapie (PKN), wurde Selbsterfahrungsleiterin und Supervisorin. Sie hielt sexualmedizinische Vorträge und Workshops auf Fachtagungen und Kongressen, u.a. auch auf den Psychotherapietagen auf Langeoog. „Über den Tellerrand“ blickte sie gerne, konnte sich aber auch fokussieren. Die weibliche Lust und das weibliche Begehren war ihr ein Kernanliegen.

2010 war sie an der Entwicklung und Durchführung des Basiskurses „Einführung in die sexualmedizinische Diagnostik und Beratung“ durch die Akademie für Sexualmedizin (ASM), die Deutsche Gesellschaft für Sexualforschung (DGfS) und die DGSMT gemeinsam mit dem Fortbildungssenat der Bundesärztekammer und der Akademie für ärztliche Fortbildung der Ärztekammer Hamburg maßgeblich beteiligt. Zunächst als Vertreterin der DGSMT, später der Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft (DGSMTW) engagierte sie sich für die fachübergreifende sexualmedizinische Fortbildung von Ärztinnen und Ärzten und half somit eine Lücke zu schließen. Ihrer leidenschaftlichen Art und fachlichen Expertise ist es zu verdanken, dass das Pilotprojekt erfolgreich war und heute ein fester Bestandteil in der sexualmedizinischen Fortbildung ist.

Sie begleitete mitverantwortlich den Fusionsprozess der beiden Fachgesellschaften DGSMT und ASM, wurde im Herbst 2011 in den ersten Vorstand der DGSMTW gewählt. Als stellvertretende Vorsitzende wurde sie als verlässlich und kreativ geschätzt, war in der Programmkommission der gemeinsamen Jahrestagung der Österreichischen Akademie für Sexualmedizin und der DGSMTW engagiert und Mitherausgeberin der Zeitschrift *Sexuologie*. 2012 war sie Mitbegründerin des Lehrinstituts für Sexualmedizin und Sexualtherapie (LiSS) Hannover.

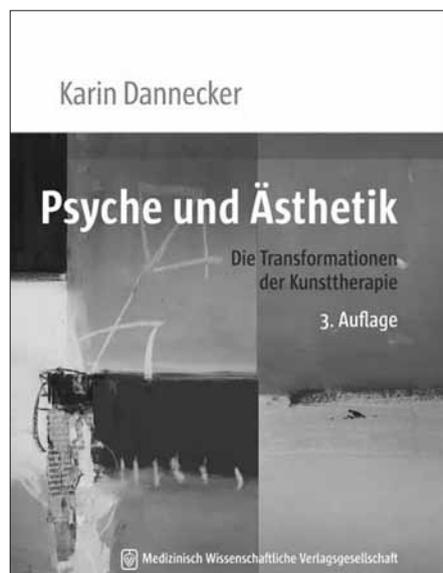
Aus dieser aktiven Mitgestaltung all ihres beruflichen Engagements wurde sie durch ihre Erkrankung dann jäh herausgerissen.

Martina Weiß war in ihrem sexualmedizinisch / sexualtherapeutischen Handlungszusammenhängen immer mit voller Kraft dabei. Ihre Neugier, ihre Begeisterungsfähigkeit, ihre positive Motivation haben das kollegiale Miteinander stets bereichert und unterstützt. Ihre Kreativität konnte mitreißen, aber auch zusammenhalten, wenn es konflikthaft wurde. Institutionelle Zusammen-

hänge gestaltete sie mit hoher kommunikativer und interaktiver Kompetenz.

Wir haben mit Martina Weiß viel zu früh eine allseits geschätzte und engagierte Kollegin verloren. Ihr Fehlen schmerzt die, die ohne sie weitermachen müssen. Martina Weiß war unverwechselbar.

Norbert Christoff und Dirk Rösing,
im Namen des alten und neuen Vorstandes
der DGSMTW



Karin Dannecker

Psyche und Ästhetik. Die Transformationen der Kunsttherapie

Medizinisch Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, 3. Auflage 2015

287 Seiten, gebunden, 128 farbige Abbildungen, 59,95 €

Was bietet die Kunst der seelischen Gesundheit?

Das Werk vereint zwei große Themenbereiche: die psychoanalytisch verankerte Psychotherapie, ihre Theorie und Methode und die Kunst, ihre Form und die ästhetische Erfahrung. Die Kunsttherapie begründet sich aus einem tief greifenden Verständnis dieser komplexen interdisziplinären, häufig von Spannungen und Ambivalenzen begleiteten Beziehung. Die Autorin zeigt, dass der Erfolg der Kunsttherapie in der klinischen Praxis auf der Fähigkeit beruht, zugleich psychotherapeutisch zu denken und künstlerisch zu handeln. Dann kann das wichtige „Dritte“ in der therapeutischen Beziehung entstehen: das künstlerische Werk. Auf diese Weise wird es zu einem „gemeinsamen Werkstück“ von Patient und Therapeut, das in keiner anderen Therapieform existiert.

Neu in der 3. Auflage ist ein Beitrag zum Portrait in Kunst und Therapie – ein Thema, das sich heute zwischen „Selbst“ und „Selfie“ bewegt und deswegen zugleich alte und neue Fragen berührt.



Emil Kraepelin

Werden, Sein, Vergehen. Gedichte. Hgg. u. kommentiert v. Johannes Thome

Medizinisch Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, 1. Auflage 2014

137 Seiten, Englisch Broschur, 19,95 €

In Vergessenheit geratene Gedichtsammlung des Begründers der modernen Psychiatrie, Emil Kraepelin

Am Ende des Lebenswerks und der langen Publikationstätigkeit von Emil Kraepelin, des wohl bedeutendsten Psychiaters des 20. Jahrhunderts, steht keine klinische oder wissenschaftliche Abhandlung, sondern eine Sammlung von Gedichten. Damit weist das Vermächtnis dieses Arztes und Forschers weit über seine akademische Tätigkeit hinaus. In seinen Gedichten tritt uns Kraepelin als Mensch gegenüber. Sie erweitern damit den „öffentlichen Kraepelin“ um den Aspekt des privaten, sensiblen Individuums mit all seinen Hoffnungen und Enttäuschungen. Seine Gedichte können als Ausdruck des Bedauerns über unwiederbringlich verlorene Zeit am Ende seines Lebens und als Dokument eines außergewöhnlich aufopferungsvollen Pflichtbewusstseins interpretiert werden. Andererseits geht es in den Texten nicht nur um „Höhen und Tiefen“ und „Alter, Krankheit, Tod“. Vielmehr beeindruckt sie auch durch Optimismus, Naturverbundenheit und Lebensfreude bis zum Schluss.

Die „Paar-Gottheit“ der Mapuche-Indianer im Kontext kultureller und sozialer Transformationen*

Lennart Beier, Ayya Mihova

The „Pair-Deity“ of the Mapuche-Indians in the Context of their Cultural and Social Transformations

Abstract

The article treats the cultural characteristics of the indigenous population of Chile, the Mapuche, and the transformation of their culture in recent years. In particular, it deals with the „pair-deity“ that is central to their traditional religion and with the „dualis“, a grammatical anomaly of the language which Wilhelm von Humboldt explored. The research was conducted in Trapatrapa, an area in the south of Chile inhabited by the Mapuche-Pehuenche. It shows the tendency that only the older generations still identify with their religious traditions and continue to speak the language. The younger generations, particularly adolescents, are strongly affected by the modern media, which determine their consumer interests. There is no apparent motivation to learn the traditional language; neither the schools nor the media encourage interest in the indigenous language or cultural heritage. The effects of this loss of cultural identity are also discussed.

Keywords: Mapuche, Chile, Anthropology, Pair-deity, Dualis, Wilhelm von Humboldt, Araucanian

Zusammenfassung

Der Beitrag befasst sich mit der kulturellen Transformation der Ureinwohner Chiles, der Mapuche-Indianer. Insbesondere geht es um die in ihrer Religion zentrale „Paar-Gottheit“, sowie um den „Dualis“, eine grammatikalische Besonderheit in ihrer Sprache, die eine Verständigung über die „Zweiheit“ auf eine eindeutige Weise ermöglicht, was bereits Wilhelm von Humboldt erforscht hatte. Der Beitrag basiert auf einem Forschungsaufenthalt in Trapatrapa, einem von den Mapuche bewohnten Tal im Süden Chiles. Er belegt die Tendenz, dass sich nur noch die ältere Generation mit den religiösen Überlieferungen identifiziert und die ursprüngliche Sprache beherrscht, während die jüngere Generation durch moderne mediale Angebote geprägt ist, die auch ihre Konsumwünsche bestimmen. Die ursprüngliche Sprache wird nicht mehr tradiert, zumal sie weder in der Schule, noch in der Werbung präsent ist. Die Auswirkungen dieses Verlustes an kultureller Identität werden diskutiert.

Schlüsselwörter: Mapuche, Chile, Ethnologie, Paar-Gottheit, Dualis, Wilhelm von Humboldt, Araukanisch

Einleitung

Die Mapuche-Indianer sind die Ureinwohner Chiles und seit langem Gegenstand ethnologischer Forschungen (vgl. Schindler, 1990). Vor dem Eindringen der Spanier besiedelten sie im heutigen Chile den Raum zwischen La Serena und der Insel Chiloé. Die Spanier bezeichneten sie als Araukarier und ihre Sprache als Araukanisch. Regional gibt es für sie verschiedene Bezeichnungen – bspw. Huilliche, Pehuenche – und auch die Sprache wird je nach Region anders benannt (vgl. Latcham, 1988).

Sie selbst verstehen sich als Volk der Mapuche – Menschen der Erde (*Mapu* = Erde, *Che* = Mensch) –, das eine gemeinsame Sprache, das Mapudungun spricht¹.

* Für die Unterstützung dieses Forschungsprojekts ist einer Vielzahl von Personen zu danken: Prof. Dr. Manuel Dannemann von der Universidad de Chile, der uns in der Gemeinde Trapatrapa anmeldete und uns bei der Vor- und Nachbereitung unterstützte; Prof. Dr. Sprenger von der Universität Heidelberg, der uns in unserem Vorhaben ermutigte; der Gemeinde von Trapatrapa, die uns den Aufenthalt gewährte; insbesondere Signora A. und ihren Kindern für die Aufnahme auf ihren Hof und die familiäre Integration; dem *lonco* der Gemeinde Trapatrapa; Maria und ihrem Vater für die Einladung zum Ngillatun-Fest; Nivaldo Pñaleo Llaulén, dem Bürgermeister der Region Alto Biobio, sowie Hugo, Scarlet, Kristopher, Leandro, Gonzalo und allen anderen, die uns während unseres Aufenthalts auf verschiedenste Art und Weise unterstützten. Besonderer Dank gilt der Wilhelm-von-Humboldt Stiftung, die das Forschungsprojekt finanziell unterstützt hat.

¹ Die Sprache, die genealogisch so gut wie keine Verbindung zu anderen Indianersprachen aufweist (vgl. Adelaar, 2004), ist seit langem Gegenstand der Sprachwissenschaft, erste Grammatiken stammten von Jesuiten, eine eigene Monographie verfasste Smeets (2008). Die Ausarbeitungen Wilhelm von Humboldts zu den süd-amerikanischen Grammatiken wurden 2011 erstmals publiziert (vgl. Humboldt, 2011).

Die meisten Mapuche leben in größeren Städten und sind in die chilenische Gesellschaft integriert (Lucht, 1999), doch in wenigen Gebieten, v.a. im Süden des Landes, leben sie in sogenannten *Comunidades* noch weitgehend unter sich. Es werden zwei Sprachen gesprochen: Neben der chilenischen Amtssprache Spanisch, die von allen beherrscht wird, sprechen einige noch das *Chedungun*, einen Dialekt des *Mapudungun*.

Zwei Mal im Jahr findet für jeweils drei Tage das *Ngillatun* statt, ein lang tradiertes, religiöses Gemeinschaftsfest: „Vielfach beten die Araukaner zu zwei oder vier Gottheiten, die stets als Paare vorgestellt werden. Wenn sie zwei Gottheiten anrufen, sprechen sie diese als Mann und Frau an, also als Ehegatten. Bei vier Gottheiten wird diesen beiden noch ein jüngeres Paar zugestellt, das als Sohn und Tochter der zwei älteren verstanden wird. Auf diese Weise wird die kultisch bedeutsame Zahl Vier erreicht.“ (Schindler, 1990, 63, vgl. Abb. 7 u. 8)

Neben den traditionellen religiösen Praktiken gibt es in Trapatrapa – dem Ort des Forschungsaufenthalts – evangelische Gemeinden, deren Mitglieder sich mehrmals die Woche zu Gottesdiensten treffen. Viele Pehuenche nannten uns gegenüber ihre Zugehörigkeit zu diesen Gemeinden als Grund für ihr Nichterscheinen auf den Ngillatun-Festen, und aus Gesprächen ging hervor, dass eine Teilnahme am Ngillatun-Fest von den evangelischen Gemeinden auch nicht erwünscht wird.

Jede der *Comunidades* am Rio Queuco, außer Malamalla, verfügt über eine Schule. In der Schule der *Comunidad* Trapatrapa werden Mathematik, Spanisch und evangelische Religion unterrichtet, es gibt jedoch kein eigenes Fach für das *Chedungun* oder überhaupt eines, das sich ausschließlich mit dem Kulturgut der Pehuenche beschäftigt. Gelegentlich wird zwar auch die kulturelle Tradition zum Thema, aber meist unter didaktischen Gesichtspunkten – etwa beim Singen oder Malen. Die meisten der (etwa 4–5) Lehrer kommen nicht aus Trapatrapa selbst, sondern aus den verschiedenen umliegenden Städten. Häufig wechselt zudem die Besetzung der Stellen. Forderungen nach der Einführung von Englischunterricht sind von Eltern deutlich häufiger wahrzunehmen als solche nach der Einführung eines Fachs, das sich mit den Pehuenche, ihrer Geschichte, ihrer Sprache und ihrer Kultur beschäftigt. Kinder, die nach Aussage der Eltern das *Chedungun* beherrschen, scheinen sich dieser Fähigkeit zu schämen, und sie vermeiden es, sie in der Öffentlichkeit unter Beweis zu stellen.

Vor diesem Hintergrund soll dargestellt werden, inwieweit das überlieferte, sich in der Paar-Gottheit verdichtende Geschlechtermodell der Mapuche/Pehuenche in den heutigen Lebensräumen noch relevant ist und das Zusammenleben (mit-)bestimmt.

Methoden und Lokalität des Forschungsaufenthalts

In der Ethnologie gilt die Erforschung von außereuropäischen, als schriftlos und nicht-staatenbildend angesehenen Gesellschaften und ethnischen Gruppen als besonders aufwendig, da hierbei auf die Methoden der ethnologischen Feldforschung zurückgegriffen werden muss, etwa auf die teilnehmende Beobachtung, die auch für die hier vorliegende Studie angewandt wurde. Dabei geht es um die Integration des Forschers in das Leben einer Gruppe, um deren Alltag zu verstehen, wobei die Besonderheit im kommunikationsgeleiteten Vorgehen liegt, was das Erlernen der im Forschungsgebiet gesprochenen Sprache(n) voraussetzt. Die Augenzeugenschaft liefert das Material für die ethnologischen Bewertungen und impliziert einen Kulturvergleich, weil ja der Beobachter aus einer anderen Kultur stammt und von den jeweiligen Ethnien so auch wahrgenommen wird.

Es bleibt nur die Möglichkeit eines Vertrauensaufbaues, um auf diese Weise den Alltag der Gruppe kennen zu lernen und ein Verständnis für ihre Lebensweise und -konzepte zu erhalten.

Die *Comunidad* Trapatrapa liegt in der VIII. Region Chiles, in Alto Biobio, und ist verwaltungstechnisch der *Municipalidad* Ralco zugeordnet, einem Ort ca. 90 km von Los Angeles entfernt. Von Ralco ist das Siedlungsgebiet etwa 50 km entfernt und über einen Schotterweg mit ca. 400 Meter Höhenanstieg erreichbar. Der Weg entlang des Rio Queuco führt an sieben *Comunidades* vorbei, die ebenfalls unter der Gemeindeverwaltung der Stadt Ralco stehen (vgl. Abb. 1–3).

In Trapatrapa nennen sich die Menschen Pehuenche (*Pehuen* = Araukarie, *Che* = Mensch). Zwischen der Gemeindeverwaltung und den Bewohnern der Gemeinde vermittelt ein von allen Bewohnern gewählter *presidente*. Parallel dazu gibt es noch den *lonco* (Übersetzung aus dem *Chedungun*: Kopf), der innerhalb der Gemeinschaft für kulturelle Aspekte wie die Organisation von religiösen Festen zuständig ist und als Ansprechpartner und Sprecher für alle Bewohner Trapatrapas fungiert. Ansonsten sind die Familien recht autonom und besonders in Trapatrapa schien uns weder die Rolle des *lonco* noch die des *presidente* eine große zu sein. Viele äußerten, dass sie „auf niemanden“ hören würden. Es gibt eine Polizeistelle, in der Strom, Wasser und ein Telefon für Notfälle vorhanden sind. Hier wird einmal im Monat ein Markt abgehalten, parallel zu der monatlich stattfindenden Ausgabe von Sozialgeldern – bspw. an Witwen oder kranke Menschen. Es gibt weiterhin eine Medizinstelle, die immer durch zwei Krankenpfleger (*paramedicos*) besetzt ist. Sie dient auch als Versammlungsort.

Trapatrapa hat nach den Daten, die in der dortigen Sozialstation vorlagen und die 2013 während der Evakuierung aufgrund der erhöhten Aktivität des Vulkans Copahue erhoben wurden, etwa 1300 Einwohner, die sich auf ca. 100 Höfe verteilen. Diese liegen in der Regel etwa 200 Meter voneinander entfernt. Jeder Hof gehört einer Familie. Die traditionelle Siedlungsform sieht vor, dass ein neuer Hof in einiger Entfernung gebaut wird, sobald eines der Kinder der auf dem Hof lebenden Eltern eine Ehe eingeht. Deshalb gibt es noch Abschnitte im Tal, in denen die benachbarten Höfe die gleichen Familiennamen tragen. Unverheiratete können keine Neugründungen in dieser Weise vornehmen. Kernquelle für die Forschung war die Gastfamilie auf deren Anwesen der Aufenthalt stattfand. Durch sie waren Einblicke möglich, die den Familienzusammenhalt, die Religion, die Wirtschaft und die Natur betrafen.

Das älteste Familienmitglied, Besitzerin des Hauses und eines Großteils der Tiere war die verwitwete Signora A. Ihr Alter vermochte sie nicht genau anzugeben, sie stimmte aber einer Schätzung auf „um die 80 Jahre“ zu. Sie hat sieben Kinder (drei Töchter und vier Söhne), die selbst eigene Familien mit einem bis drei Kindern hatten. Zur Zeit des Aufenthalts, lebten fünf nicht mehr auf dem Anwesen, sondern in Ralco, Santa Barbara oder Los Angeles, wo sie eine Arbeit gefunden hatten und höhere Einkommen erzielten, als dies im Tal möglich wäre.

Nur die jüngste Tochter lebte noch mit ihrem Ehemann und ihren zwei Kindern in dem Haus der Mutter, war aber ebenfalls daran interessiert, in die Stadt zu ziehen. Ein Sohn bewohnte auf dem Grundstück ein durch staatliche Fördermittel erworbenes Haus allein, während seine Frau und Tochter in Los Angeles wohnten. Dieses Phänomen der Landflucht war auch bei vielen anderen Familien zu beobachten. Viele berichteten davon, ihre Herden verkaufen zu wollen, um in der Stadt zu leben – ein Prozess, der in vielen ländlich lebenden Mapuchegesellschaften stattfindet (Lucht, 1999).

Häufig kamen alle Kinder mit ihren Familien über das Wochenende auf den Hof, manchmal auch für längere Zeit, je nachdem, wie es Arbeit und Schule erlaubten. Bei solchen Besuchen spielten die Kinder gemeinsam, die Älteren saßen meist in der Küche, unterhielten sich und tranken Mate-Tee. Bei solchen Gelegenheiten übernahmen die Söhne und Töchter von Signora A., die diese Zusammenkünfte genoss, auch die verschiedensten Arbeiten auf dem Hof – bspw. Getreide- oder Kartoffelernte, Reparaturen am Haus, Aufgaben in der Tierwirtschaft. Abends versammelte man sich meistens in der etwa 30 m² großen Küche, wo gegessen und getrunken wurde, sodass bis zu 20 Menschen aller Generationen zusammensaßen. Die Wohnung der Familie bestand noch aus einem weiteren Raum, in dem geschlafen wurde und der zudem noch



Abb. 1: Kartenausschnitt der Region Alto Biobio



Abb. 2: Blick nach Westen vom Osthang des Tals auf den Rio Queco



Abb. 3: Blick auf den Osthang von einem *Pehuenche*-Grundstück aus

als Lagerraum diente. Beide Räume waren durch einen überdachten Gang verbunden. Der Alltag spielte sich v.a. in der Küche ab, deren Mittelpunkt eine Feuerstelle bildet, die zum Wasser-Erhitzen, Kochen, Brot Backen und zum Heizen dient. Ebenfalls zur Ausstattung gehörten

ein Gasherd, eine Spüle, ein Kühlschrank, ein Fernseher, ein Tisch mit Holzstühlen, ein kleiner Tisch mit kleinen Holzstühlen für die Kinder, eine mit Kissen ausgelegte Holzbank, Schränke zum Verstauen von Lebensmitteln und eine Arbeitsfläche. Der Fußboden war aus Erde und musste regelmäßig befeuchtet werden, um Staubbildung zu verhindern. Außerdem gehörten zu dem Hof drei eingezäunte Wiesen, ein kleines Getreidefeld, ein Gemüse- und Kartoffelfeld, ein Gewächshaus, ein Schaf- und Ziegenpferch, zwei Schweineställe, zwei Pferdeställe, eine Lagerhütte, eine Scheune, in der Stroh gelagert wurde, ein Dusch- und ein Toilettenhäuschen (vgl. Abb. 4–5). Die Höfe anderer Familien glichen diesem Aufbau, ließen in den Details aber den Wohlstand der jeweiligen Familie erkennen. Gewächshäuser hatten wenige, nicht alle besaßen Kühe und die entsprechenden Weideflächen. Herd, Kühlschrank und Waschmaschine waren in wenigen Haushalten zu finden und nicht alle bestellten Felder mit Gemüse oder Getreide.

Zur Transformation der indigenen Lebensweise

Seit der Ankunft der Spanier in Chile im 16. Jahrhundert war die Viehzucht für die Pehuenche zu einem zentralen Wirtschaftszweig geworden, wobei Fleisch, v.a. von Ziegen und Schafen, immer noch zu den Hauptnahrungsmitteln gehört. Kühe dienen aber eher als Einnahmequelle. Diese werden im Sommer auf die sog. *veranada* hochgetrieben. Dieses Gebiet ist nicht eingezäunt, die Kühe bewegen sich frei, wobei jede Familie ihre eigene *veranada* besitzt (vgl. Abb. 6).

Dieser traditionellen Wirtschaftsweise steht die industrielle Güterproduktion gegenüber, an der das Tal über die Anbindung an das Straßennetz zunehmend partizipiert. Erworben werden Gegenstände des täglichen Bedarfs: Nahrungsmittel aller Art, Fernseher, Kühlschränke, Gasherde, Waschmaschinen und auch Sättel, Zaumzeug oder Hufeisen, die traditionell im Tal selbst hergestellt wurden. Hinzu kommen Süßigkeiten, alkoholfreie Erfrischungsgetränke mit hohem Zuckergehalt und Alkohol – der traditionelle Alkohol bspw. *Chicha* wird aber nicht mehr hergestellt.

Wegen des staatlich subventionierten Häuserbaus findet sich auf den meisten Höfen immer das gleiche Haus, das sich eine Frau mit indigener Herkunft gratis liefern und aufbauen lassen kann. Dies erklärt auch, warum die ursprüngliche Bauweise der Häuser nicht mehr gepflegt wird, was die Zwiespältigkeit der indigenen Lebensweise belegt: Einerseits besteht besonders bei den Älteren der

Wunsch, ihr Leben auf ihrem Hof zu verbringen, was eine Bindung an die eigene Kultur bezeugt. Damit wird auch erwartet, dass die nachwachsenden Generationen diesen Wunsch teilen. Diese leben zunehmend in der Stadt, fühlen sich zwar noch als Pehuenche und bezeugen dies auch durch regelmäßige Besuche, verwerfen aber die eingeschränkte Lebensqualität der ursprünglichen Kultur und wollen stattdessen an der „westlichen Kultur“ teilhaben. Diese Generation wünscht sich Häuser und Autos, nicht zuletzt aufgrund der Vorstellung sonst die Rechte in der chilenischen Gesellschaft nicht ausreichend wahrzunehmen, sowie vom Wohlstand abgekoppelt zu sein. V.a. Jugendliche in Trapatrapa identifizieren sich immer weniger mit der Pehuenche-Kultur und ziehen in die Stadt. Als Folge fehlen den Älteren die Arbeitskräfte, auf deren Hilfe sie für ein Leben nach ihrer Vorstellung angewiesen sind, was sie ebenfalls zur Anpassung zwingt.

Andererseits finden es ältere Menschen inzwischen notwendig, dass ihre Nachkommen eine gute Bildung erhalten, um sich gut um ihre Familie kümmern zu können. Es wird verstanden, dass das Leben weg vom Land in die Stadt führt, dass Ausbildung und Arbeit für die Zukunft notwendig sind.

Eine große Rolle für diesen Wandel spielt das Fernsehen, in dem westliche Lebensformen propagiert werden. Die Geräte sind in allen Haushalten vorhanden, laufen meist den ganzen Tag und haben sich zu einer wichtigen Freizeitbeschäftigung entwickelt. Bei den Programmen handelt es sich um Shows, Serien und Nachrichten, die v.a. Werte und Vorstellungen vermitteln, die sich in der Kultur der Pehuenche nicht finden, die aber besonders von Kindern ungefiltert aufgenommen werden.

Dieser Prozess der Eingliederung westlicher Lebensvorstellungen in die traditionelle Pehuenche-Kultur kommt deren schrittweiser Auflösung gleich, da es für die nachwachsenden Pehuenche-Generationen kaum Modelle eines indigenen Lebens gibt, die den konkurrierenden Lebensvorstellungen standhalten würden. Der Wunsch der Pehuenche, „westlich“ leben zu können, steht dem Versuch, die eigene Kultur weiter aufrecht zu erhalten, entgegen. So präsentieren sie sich zwar häufig als stolze Pehuenche, distanzieren sich aber gleichzeitig von einem Lebensstil, der ihre kulturelle Identität bewahren würde und wollen gerade in der kulturellen Abkehr unterstützt werden.

Eine ähnliche Konstellation hatte es bereits während der Kolonialisierung gegeben, denn „Kriege und Verhandlungen, Missionen und Schulen, Befestigungen und Siedlungen knüpften ein komplexes Netz von Verbindungen mit der Kolonie, das sich bis weit in das 19. Jahrhundert hielt. Eine paradoxe Situation, da durch Waffen und Viehzucht die Mapuche ihre Autonomie aufrecht hielten, sich aber durch den Handel ihrerseits von den Gütern

und Angeboten der kolonialen Welt abhängig machten“ (Diaz, 2009, 31). Bereits früh hatte die Mapuche-Kultur also auf Gegebenheiten reagieren müssen, die ihre traditionelle Lebensweise nicht mehr möglich machte, wohl aber konnte sich damals der traditionelle Glaube und die traditionelle Kultur unter den gegebenen Umständen noch behaupten. Am Beispiel des Trapatrapa-Tals ist dagegen erkennbar, dass die traditionelle Identität aus dem Raum, in dem sie beheimatet ist, nicht ohne Konsequenzen in die neuen Kulturräume „mitgenommen“ werden kann, sondern sich darin auflöst, wie ein Stück Würfelzucker im Kaffee.

Religiöse Tradition, Sprache und Geschlechtlichkeit

Das Selbstverständnis der Mapuche als Menschen der Erde impliziert die Vorstellung einer Zusammengehörigkeit mit der Erde und nicht etwa die, dass die Erde für sie geschaffen ist². Die daraus resultierenden Lebenspraktiken basieren auf der Vorstellung, dass alles Natürliche einen Besitzer hat, der um Erlaubnis für die Nutzung gebeten werden muss, was sich dann bspw. in der rituellen Opfertgabe von Blut an den Boden bei der Schlachtung eines Tieres ausdrückt.

Das wichtigste religiöse und somit auch ein bedeutendes soziales Ereignis der Mapuche, dessen Praktiken von den Älteren an die Jüngeren weitergegeben werden, ist das Ngillatun-Fest (vgl. Schindler, 1990, vgl. Abb. 7 u. 8). Es handelt sich um eine Gemeinschaftsfeier, in der jeder Teilnehmer den höheren Mächten Opfer darbringt. Es wird noch heute in vielen Mapuchegemeinschaften regelmäßig praktiziert, wobei es je nach Region ein bis zwei Mal im Jahr über einen Zeitraum von zwei bis vier Tagen stattfindet und den Zusammenhalt der Gemeinschaft stärkt.

² Armando Marileo (zit.n. Bacigalupo, 2007, 46) erzählt den Mapuche-Mythos von der Entstehung der Erde wie folgt: “The big spirit lived with a number of little spirits [children], who wanted power and rebelled, so the big spirit spat on them, and their bodies turned to stone. They fell to the earth and became mountains. Some spirits stayed trapped inside the earth [...] and turned the mountains into smoking and erupting volcanoes. They were the big spirit’s sons, who became the first male warrior spirits in the form of thunder, lightning, volcanoes, and stones. Our ancestors came from these spirits, called *püllüam*. Other spirits were loyal to the big spirit and cried copiously over the mountains and ashes. These were the big spirit’s daughters, who were transformed into stars that mourned their brothers. Their tears formed the lakes and the rivers. The earth was created from the mixture of water [daughters’ tears] and ash from the volcanoes [brothers’ anger] and was therefore male and female. The big spirit then became Elchen or Chaw Elchefe, the creator of human kind, and divided itself into male sun and husband/father [*antü*] and female moon and wife/mother [*küyen*] [...] The moon and the sun took turns looking over their children, thereby creating the balanced relationship between day and night”.



Abb. 4: Signora A. vor dem Haus ihres Sohnes auf ihrem Grundstück



Abb. 5: Einfahrt zum Hauptteil des Hofes, rechts das Ziegenpferch, links das Gewächshaus und mittig die Küche



Abb. 6: Reitergruppe am Berghang

Ein sehr bekannter Kultplatz der Mapuche-Indianer liegt in Temuco: Hölzerne Figuren zeigen die Paargottheit mit ihren Kindern, die ebenfalls – in zweite Reihe gerückt – als Paar imponieren und die Bedeutung der Zahlen zwei und vier in der Mapuche-Kultur versinnbildlichen (vgl. Abb. 8).

Es finden dort regelmäßig die Ngillatun-Feste statt. Filmen und Fotografieren sind hierbei nicht erlaubt.

In Trapatrapa findet das Ngillatun-Fest im April und im Dezember statt. Um als Außenstehender teilzunehmen benötigt man eine Einladung, die erst ausgesprochen wird, wenn der Außenstehende schon länger bekannt ist. Die Teilnehmer ordnen sich in familiären Gruppen um einen Kreis an, dessen Mittelpunkt zwei Fahnen darstellen. In einem nach Osten geöffneten Halbkreis errichten die Familien jeweils aus Holz und belaubten Ästen ihre Unterstände, die so aufgebaut sind, dass man nur durch schmale Gänge den Kreis verlassen kann. Vor jedem Unterstand finden sich je nach Größe eine oder zwei Feuerstellen. Ein paar Meter hinter diesen Feuerstellen beginnt der eigentliche Kultkreis, der während des Festes von den Teilnehmern nur zur Durchführung von Ritualen betreten wird.

Die Tage des Festes ähneln sich vom Ablauf her: Ab fünf Uhr morgens bis spät abends werden etwa jede Stunde Tänze abgehalten, die jeweils eine halbe Stunde dauern. Auch hier ist der Ablauf immer ähnlich: Es tanzen fünf Männer, die Vögel, z.B. den Condor darstellen, indem sie eine entsprechende Bekleidung tragen. Sie laufen, sobald die Trommelschläge der *cultrún* (eine traditionelle Trommel der Mapuche) einsetzen, aus dem Osten – von außerhalb des Kultplatzes – durch das Zentrum vor den Trommler, der am Rand des Kultkreises und in der Mitte des Halbkreises auf einer Bank oder einem Hocker sitzt. Dort wird in Kreisen um den Mittelpunkt herum, aber auch neben dem Mittelpunkt in verschiedenen Kombinationen getanzt. Einige Frauen – meist die Partnerinnen der Tänzer – singen dazu, in einer Reihe neben dem Trommler sitzend. Sobald alle Tänzer auf dem Kultplatz sind, reiten einige der anderen Männer in Kreisen gegen den Uhrzeigersinn zwei oder vier Mal außen um den Platz herum, wobei sie Schreie ausstoßen. Dies wiederholt sich kurz vor Ende des Tanzes noch einmal. Die Trommelschläge hören immer wieder auf und die Tänzer ordnen sich neu an. Pro Tanzeinheit werden vier Tänze auf einen jeweils leicht veränderten Rhythmus getanzt.

Außer diesen regelmäßig stattfindenden Tänzen gibt es pro Tag meist noch weitere Rituale, bei denen alle Teilnehmer den Kreis betreten und in großen Zirkeln um den Mittelpunkt laufen, wobei einzelne oder mehrere singen oder reden. Hierbei wird sich häufig an der Hand gehalten. Diese Rituale ähneln sich ebenfalls, unterscheiden sich aber immer in einigen Details. Mal sind die Kreise nach Geschlecht geordnet, mal laufen alle in die gleiche, mal in entgegengesetzte Richtung. Gäste dürfen daran nicht teilnehmen.

Wenn man Signora A. fragt, was sich mit der Zeit an den zeremoniellen Abläufen des Ngillatun-Festes geändert hat, lautet ihre Antwort „Nichts, nur war es früher viel größer, es gab mehr Leute.“ Tatsächlich waren auf

dem Fest in etwa 40 Leute anwesend, was in Bezug auf die mehr als 1000 Einwohner Trapatrapas einen sehr kleinen Teil ausmacht.

Wie aus dem oben zitierten Mythos hervorgeht (vgl. Fn. 2), verstehen die Mapuche die Welt als zu gleichen Teilen aus männlichem und weiblichem Anteilen entstanden und das Gleichgewicht zwischen diesen sorgt für die Ordnung im Kosmos. Ein negatives Phänomen wie beispielsweise eine Krankheit wird als Unordnung oder Ungleichgewicht im Kosmos aufgefasst. So zielen die Rituale darauf ab, das Ungleichgewicht durch Kommunikation mit den höheren Mächten (u.a. Ngünechen) wieder herzustellen, weshalb die Schamanen der Mapuche (genannt *Machi*) während der Rituale männliche, weibliche und Zwitterrollen einnehmen (Bacigalupo, 2007). Hieraus erklärt sich auch, weshalb die Zahl Zwei, sowie Männlichkeit und Weiblichkeit in der Mapuche-Kultur eine übergeordnete, von unserem Verständnis her sehr unterschiedliche Rolle spielen (Schindler, 1990).

Das *Chedungun* ist eine Sprache, die grammatikalisch stark auf die Beziehung zwischen den Personen abstellt. Die Betonung, die Wörter und sogar die Satzstellung ändern sich in Abhängigkeit von der adressierten Person. Dies ist v.a. abhängig von Geschlecht, Alter und Verwandtschaftsbeziehung sowohl des Adressierten als auch des Sprechenden. Ein einfaches Beispiel ist die Ansprache in Abhängigkeit vom Geschlecht. Ein Mann spricht einen anderen Mann mit *peñi* an, eine Frau eine Frau, ein Mann eine Frau oder eine Frau einen Mann hingegen mit *lamngen*.

Eine große Rolle spielt auch die grammatikalische Form des *Dualis*, worauf Wilhelm von Humboldt bereits 1827 in seiner Akademierede „Über den Dualis“ hingewiesen hat. Hiernach gibt es die Zweiheit im Sinne des paarweise Vorhandenen, das für alle unmittelbar zu sehen ist, wie Hände oder Ohren. Zum anderen existiere aber auch eine Zweiheit, die eben der direkten Beobachtung nicht zugänglich ist. Hier ist das *Ich* von vorneherein auf ein *Du* angewiesen. Beide stehen in einem ganz einzigartigen Verhältnis und sind abgegrenzt von der dritten Person. Im Araukanischen durchdringt der *Dualis* die ganze Sprache, und erscheint in allen Redeteilen, in welchen er Geltung erhalten kann. Er ist daher „keine besondere Gattung, sondern der allgemeine Begriff der Zweiheit, von dem er ausgeht.“ (Humboldt, 1827, 127)

Humboldt ging davon aus, dass sich die Sexualitäts- und Partnerschaftskonzepte menschlicher Kulturen genauso unterscheiden, wie er dies bereits für die verschiedenen Sprachen nachgewiesen hatte (vgl. Humboldt, 1827–1829). Von Bedeutung ist in diesem Zusammenhang, dass sich auch die Grammatiken der Sprachen unterscheiden und – wie Humboldt nachwies – im Araukanischen der *Dualis* einen viel größeren Stellenwert ein-

nimmt als in anderen Sprachen (vgl. 1827 und 2011).

Entsprechend der religiösen Vorstellungen der Mapuche wird der *Dualis* im Araukanischen nicht als ein weiterer Plural, sondern als ein *Collectiv-Singularis* der Zahl Zwei verstanden (ebd.). Dies lässt annehmen, dass soziale, religiöse und weltliche Vorstellungen der Mapuche in der Sprache unter einem paarweisen Auftreten der Dinge und damit deren gegenseitiger Zugehörigkeit verbreitet sind.

Dies deckt sich damit, dass bei den Mapuche die Paar-Gottheit den Mittelpunkt des religiösen Systems darstellt und offenbar als Verflechtung weiblicher und männlicher Prinzipien und Empfindungen gedacht wird. Die Schamanen der Mapuche stehen wiederum in besonderer Verbindung zu dieser Paar-Gottheit, möglicherweise, weil sie in sich eine Ansprechbarkeit für die männlichen und weiblichen Empfindungen integriert haben.

Fazit

Welche Rolle die traditionelle Kulturalität im Leben der Pehuenche zukünftig spielen wird, ist nicht absehbar. Eine offene Kommunikation mit ihnen darüber und eine valide Datenerfassung war aufgrund ihres durch vielfältige Erfahrungen begründeten Misstrauens gegenüber Fremden erschwert. Zu konstatieren ist jedoch Folgendes: Weder wird die traditionelle Sprache – das *Mapudungun* bzw. *Chedungun* unterrichtet, noch werden zentrale Elemente ihrer Kultur schulisch vermittelt – woraus wohl auch die geringe Beteiligung von Jugendlichen am Ngillatun-Fest resultiert –, sodass langfristig mit einem Verlust des kulturellen Gedächtnisses bei den nachfolgenden Generationen zu rechnen ist.

Gleichzeitig vermitteln die modernen Medien Vorstellungen von einer Lebensweise, in der die traditionelle Kultur keine Referenz mehr hat, was jüngeren Menschen mit ihrem Bedürfnis, sich in die chilenische Gesellschaft einzugliedern und in urbane Zonen zu ziehen, dazu zwingt, sich von ihrer Kultur abzukoppeln. Erheblichen Einfluss auf die kulturelle Transformation haben auch die oftmals stark abgrenzend agierenden evangelischen bzw. evangelikalischen Kirchen, deren Anhänger meist keinen Wert auf die traditionelle Religiosität legen und so zur Spaltung der Gemeinschaften beitragen. Auch die erkämpften verfügbaren staatlichen Förderungen – wie etwa das Recht auf ein vergünstigtes Studium, medizinische Versorgung, Nahrungsmittelhilfen, die Unterstützung beim Hausbau tragen nicht unbedingt zum Erhalt der traditionellen Mapuche-Kultur bei, ebenso wie die Umsiedlungen, bei denen zusätzliche Gelder oder ein Auto offeriert werden.



Abb. 7 und 8: Die Paar-Gottheit auf dem Kultplatz in Temuco

Diese Form paternalistischer Fürsorge bedingt gegenseitiges Missverstehen: So drängten staatliche Instanzen 2013 während des drohenden Ausbruchs des Vulkans Copahue unweit von Trapatrapa (vgl. Abb. 1) auf Evakuierung, während die Mapuche die Forderung, Land und Tiere zu verlassen, als Beleidigung auffassten, da sie den Vulkan als einen Teil von sich und ihrem Leben ansahen, der in ihren Augen keinerlei Bedrohung darstellte.

Auch wenn es inzwischen Initiativen der Mapuche gibt, die traditionelle Kultur zu erhalten, steht diese vor einer fortschreitenden Erosion. So äußerte auch Prof.

Dannemann, der als Anthropologe der Universidad de Chile seit den 80er Jahren Trapatrapa kennt, dort geforscht und hierzu auch publiziert hat (vgl. Dannemann, 1991), sowie dieses studentische Forschungsprojekt begleitete, dass Trapatrapa in spätestens 10 Jahren nicht mehr wieder zu erkennen sein werde. Denn schenkt man den Gerüchten Glauben, nach denen Baupläne für einen Staudamm flussabwärts der *Comunidad* Trapatrapa vorliegen, die 2016/2017 von einem spanischen Energiekonzern umgesetzt werden sollen, so wäre eine Entsidlung unvermeidbar.

Es überrascht in diesem Zusammenhang, dass die Mapuche-Indianer trotz Kenntnis dieser Pläne politischen Widerstand lokal nicht erkennbar organisieren – möglicherweise weil die Bedrohung für sie erst in einer fernen Zukunft liegt und sie in ihrem Denken einer Bezugnahme auf die Gegenwart verhaftet sind. Möglicherweise besteht aber auch – als Ausdruck ihrer naturreligiösen Verwurzelung – die Auffassung, dass die natürliche Ordnung nicht aus den Angeln gehoben werden kann: Dies war jedenfalls der Eindruck, der sich aus ihrer Haltung zu dem drohenden Vulkanausbruch ergab. Die Auseinandersetzung mit einem ungünstigen Ausgang wäre in ihren Überlegungen gar nicht vorgekommen, hätte nicht die Regierung eine Evakuierung gefordert. Sie haben eigene Vorstellungen zum Umgang mit dem Vulkan. Trotz der technischen Informationen, welche die erhöhte Wahrscheinlichkeit eines Ausbruchs nahelegten, war bei niemandem auch nur die geringste Beunruhigung zu spüren. Insofern könnte sich hierin auch die Inkompatibilität von „Naturreligion“ und „Erlöserreligion“ offenbaren: Die stärkere Verbundenheit mit dem „Kosmischen“ und bei den Mapuche mit den Geschlechtern als Ausdruck einer „natürlichen Ordnung“ zerschellt an den „Wirklichkeiten“ der Moderne, die nicht nur wirtschaft-

lich auf Gewinnerwartung setzt, sondern auch in ihrem religiösen System den Gewinn (die „Erlösung“) in die Zukunft verlegt.

Literatur

- Adelaar, W., 2004. Araucanian or Mapuche. In: Adelaar, W., & Muysken, P., *The Languages of the Andes*. Cambridge, Cambridge University Press, 508-544.
- Bacigalupo, A.M., 2007. *Shamans of the Foye Tree*. Austin, University of Texas Press.
- Dannemann, M., 1991. Partnerschaft und Sexualität aus ethnologischer Sicht. In: Karl, F., Friedrich, I. (Hg.), *Partnerschaft im Alter*. Darmstadt, Steinkopff, 133-140.
- Diaz, F., 2009. *Utopie braucht Tradition. Das Volk der Mapuche in Chile vor den Herausforderungen der Globalisierung*. Ostfildern, Matthias-Grünwald-Verlag.
- Humboldt, W. v., 1827. Über den Dualis. In: Bd III., *Werke in fünf Bd*. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2010, 113-143.
- Humboldt, W. v., 1827-1829. Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaus. In: Bd III., *Werke in fünf Bd*. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2010, 144-367.
- Humboldt, W. v., 2011. *Südamerikanische Grammatiken*. hrsg. v. Ringmacher, M., Tintemann, U. In: Mueller-Vollmer, K., Borsche, T., Hurch, B., Trabant, J., Whittaker, G. (Hg.), *Wilhelm von Humboldt. Schriften zur Sprachwissenschaft*. Paderborn, Ferdinand Schöningh.
- Latcham, R.E., 1988. *Die Kriegskunst der Araucanos. Chiles Ureinwohner gegen die Conquista*. Hamburg, Junius Verlag.
- Lucht, R., 1999. *Wir wollten unsere Identität bewahren. Mapucheorganisationen und ihre Positionen im heutigen Chile*. Hamburg, Lit-Verlag.
- Schindler, H., 1990. *Bauern und Reiterkrieger. Die Mapuche-Indianer im Süden Amerikas*. München, Hirmer-Verlag.
- Smeets, I., 2008. *A Grammar of Mapuche*. Berlin, de Gruyter.

Autor_innen

Lennart Beier, Ayya Mihova, Institut für Ethnologie, Bergius-Villa, Albert-Ueberle-Straße 3-5, 69120 Heidelberg,
e-mail: lennartpaulbeier@googlemail.com



Diana Richter, Elmar Brähler, Bernhard Strauß (Hrsg.), *Diagnostische Verfahren in der Sexualwissenschaft*, Hogrefe, Göttingen 2014, 220 S., br., 59,95 €

Auf dieses Buch haben wir lange gewartet. Wer in der sexualwissenschaftlichen Forschung oder in der Praxis der Sexualmedizin und Sexualtherapie nach geeigneten diagnostischen Instrumenten suchte, hatte im Wesentlichen nur die nicht mehr ganz taufrische Übersicht von Strauß und Heim in der *Zeitschrift für Sexualforschung* von 1999 zur Verfügung¹. Daher ist es den Herausgebern und Autoren sowie dem Hogrefe Verlag hoch anzurechnen, dass sie sich der Mühe einer solchen Übersicht unterzogen haben.

Die Einführung ist ein wenig knapp geraten. Zu den grundsätzlichen erkenntnistheoretischen und methodischen Problemen empirischer Sexualforschung und möglichen praktikablen Antworten dazu hätte man sich gerne noch ein wenig mehr gewünscht. Die Kriterien für die Aufnahme von Verfahren im vorliegenden Band werden nachvollziehbar dargestellt und sichern die Einhaltung wenigstens basaler Qualitätsstandards, so dass die Verfahren mit Vertrauen auf ihre Zuverlässigkeit einsetzbar sind.

Die Darstellung der einzelnen Verfahren ist übersichtlich, enthält trotz der gebotenen Knappheit alles Wesentliche und folgt einem einheitlichen Gliederungsschema, was die Übersicht erleichtert. Angegeben sind jeweils die Bezeichnung des Verfahrens in der Kurz- und Langform, die Testautoren, eine prägnante Kurzbeschrei-

bung, die Bezugsquelle, ggf. vorhandene Versionen, eine Beschreibung des verfügbaren Testmaterials, der Anwendungsbereich, die Art des Verfahrens. Beschrieben werden überwiegend Fragebogenverfahren, daneben einige strukturierte oder halbstrukturierte Interviewverfahren. Fast durchweg geht es um Selbstbeurteilungsverfahren. Schließlich erfahren wir hier etwas über Dimensionen und Zielgruppen, sodann werden die benötigte Bearbeitungszeit, die Voraussetzungen für die Anwendung hinsichtlich der durchführenden Personen und der Probanden beschrieben. Die Darstellung des theoretischen Hintergrundes und der Entwicklung des Verfahrens erlaubt ein eingehenderes Verständnis. Aufbau und Auswertung, Gütekriterien sowie Vergleichswerte und Normen (die bemerkenswert häufig fehlen) sind für die praktische Anwendung bedeutsam. Die maßgebliche Literatur, einschließlich von Beiträgen im Internet ist jeweils angegeben. Zahlreiche Autorinnen und Autoren haben an der Zusammenstellung mitgewirkt und ihre spezifischen Kenntnisse und Erfahrungen eingebracht, darunter sehr renommierte Kolleginnen und Kollegen. Trotz dieser Autorenvielfalt ist es gelungen, dem Werk ein einheitliches Gesicht zu geben und dem Suchenden Informationen zu vermitteln, ohne ihn abzulenken oder zu verwirren.

Sieht man sich die Verteilung der besprochenen Instrumente auf Teilgebiete der Sexualwissenschaft und Anwendungsbereiche an, ergibt sich ein recht klares Bild: 38 Verfahren wurden aufgenommen, davon überwiegt mit 16 Nennungen der Bereich der forensischen Sexualwissenschaft, von Missbrauch, sexueller Belästigung und Trauma. Sechs Verfahren sind dem allgemeinen Bereich der Sexualanamnese und des sexuellen Verhaltens zuzuordnen, fünf der partnerschaftlichen Sexualität, vier dem Bereich sexueller Exzesse, Hypersexualität, Sensation Seeking, immerhin drei den Fragen des Körperbildes – hier zeigt sich die aktuelle Forschungsaktivität zu Zusammenhängen von Körperbild, Sexualität und Essstörungen. Nur zwei Fragebogenverfahren wenden sich explizit dem in der sexualtherapeutischen Praxis zentralen Thema der Funktionsstörungen zu, nur ein Verfahren fragt nach der sexuellen Orientierung. Bei der Rosenberg-Skala zum Selbstwertgefühl habe ich mich gefragt, was die Autoren zur Aufnahme bewogen haben mag – ein unmittelbarer Bezug zur Sexualwissenschaft erschließt sich nicht.

Die Verteilung gibt ganz gut einen Trend in der aktuellen sexualwissenschaftlichen Forschung wieder: Forensische Themen genießen die größte Aufmerksamkeit und die größte öffentliche Förderung. Wie schon von Irmer 2011 festgestellt², bleibt der Bereich der Mainstreamsexualität in der Durchschnittsbevölkerung weitgehend unbe-

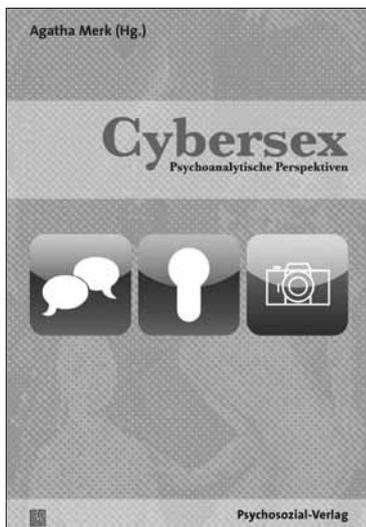
¹ Strauß, B., & Heim, D., 1999. Standardisierte Verfahren in der empirischen Sexualforschung, in: *Zeitschrift für Sexualforschung*, 12, 187–236.

² Von Irmer, J., 2011. *Das Erleben gemeinsamer Sexualität in engen Partnerschaften*. Dr. Kovac, Hamburg 2011.

achtet. Wer wie unsere Arbeitsgruppe sein Forschungsinteresse eher in diesem Bereich hat, findet nicht allzu viel. Noch schlechter ist es um die Diagnostik bei den so häufigen Funktionsstörungen bestellt, so dass nach meiner Erfahrung in vielen Fällen die von der Pharmaindustrie gesponserten und methodisch eher fragwürdigen, vor allem als Marketinginstrument für die Verordnung von Erektiva entwickelten Kurzfragebogen zum Einsatz kommen. Dies ist dem Buch nicht vorzuwerfen, es gibt lediglich die bestehende Situation, jedenfalls in der deutschsprachigen Sexualwissenschaft wieder. Eine weitere Entwicklung, gerade in diesen vernachlässigten Bereichen, wäre wünschenswert.

Dennoch sind die *Diagnostischen Verfahren in der Sexualwissenschaft* zu empfehlen und für jeden einschlägig Interessierten unverzichtbar.

Wolfgang Weig (Osnabrück)



Agatha Merk (Hg.), *Cybersex: Psychoanalytische Perspektiven*, Beiträge zur Sexualforschung, Psychosozial-Verlag, Gießen 2014, 257 S., br., 29,90 €

„Was an der Pornografie macht eigentlich Angst? ...

„...vielleicht eben gerade das Außermoralische, das, was den dunklen Kern des Individuums aus dem Gesellschaftlichen entrückt; das, was das Verhältnis zur ‚Wirklichkeit‘ uneindeutig macht.“ (Michael Pfister, *Cybersex*, 249)

Ich möchte die Besprechung des Bandes von hinten beginnen. *Cybersex* – herausgegeben von Agatha Merk – ist, das sei vorweggenommen, vielschichtig, punktuell wi-

dersprüchlich und lesenswert. Das Themenfeld der Internetsexualität wird so eröffnet, wie es oft geschieht: Auf problematische Fallbeschreibungen fokussierte Betrachtungen¹ fügen stets im Nachgang an, dass es sich bei Cybersex um ein Massenphänomen handle, das mittlerweile von jüngeren Männern und Frauen nahezu ausnahmslos genutzt werde. In mehreren Beiträgen werden konkrete Zahlen zum Nutzungsverhalten genannt, so führen etwa Jérôme Endrass et al. in ihrem Text *Pornografiekonsum und (sexuelle) Aggression* aus, dass unter den 18- bis 30-Jährigen 98 Prozent der Männer und 80 Prozent der Frauen Pornografie im Internet nutzten.

Eine Betrachtung des Bandes von hinten erlaubt eine kulturwissenschaftlich ‚geerdete‘ Einordnung; so wird es möglich, das Internet und die Sexualität im Internet ‚nüchtern‘ in ihrem kulturgeschichtlichen Kontext zu verstehen und auf Besonderheiten zu untersuchen. Ebenfalls thematisch eingefügt, entwickeln die übrigen Beiträge eine Gesamtschau, wobei der Cybersex insbesondere im Hinblick auf die therapeutische Praxis diskutiert wird.

Von der Glasmalerei der Kirchenfenster zum Cybersex

„Mit dem Bildschirm [...] ging zum ersten Mal seit dem 14. Jahrhundert wieder ein Bildträger kulturell in Führung, der das Bild von außen aus dem Raum leuchtend, strahlend zu uns kommen lässt. Im 14. Jahrhundert war das der Glasmalerei an den Fenstern zunächst der romanischen Kirchen und dann der großen gotischen Kathedralen gelungen. Sie avancierte innerhalb weniger Jahrzehnte zum ästhetisch und massenmedial dominanten Bildträger.“ (Reimut Reiche, 215) Dieser Vergleich wirkt erst einmal ziemlich fern. Er ist es aber keineswegs. Einerseits verweist er auf wichtige Träger von Informationen (Medien), die andererseits in ein moralisches Gefüge eingebunden sind. Gibt es bezüglich der Glasmalerei eine klare herrschaftliche Instanz, die bestimmt, welche Vorstellungen abgebildet werden, so finden sich – auch von dieser Instanz beauftragt – an eben denselben kirchlichen Bauwerken, nur an den Außenseiten, oft Darstellungen von denjenigen Dingen, die als ‚abstoßend‘, als ‚sündig‘ angesehen werden und die durch ihre Verbannung an die Außenmauern aus dem Inneren der Kirchen ferngehalten werden sollen.

¹ Im Band finden sich, wie für den medizinisch-psychologischen Fachkontext zu erwarten, fast ausschließlich als ‚pathologisch‘ dargestellte Cybersex-Umgangsweisen: vgl. 82–84f, 95ff, 111ff, 143ff, 145ff, 147ff, 183ff (Letzterer zu Kinderpornografie). Einzig Martin Dannecker skizziert auch positive Auswirkungen, bezogen auf schwule und bisexuelle Männer, die im Sinne einer Fallbeschreibung gelesen werden können.

Die Glasmalerei der Kirchen ist ein Massenmedium – es erreicht auch die damals mehrheitlich analphabetische Bevölkerung und verfolgt den Zweck, ihnen die christlich-moralischen Lehren nahezubringen. Neue technische Verfahren seit dem 18. Jahrhundert ermöglichen den Aufstieg eines weiteren Massenmediums: den kostengünstigen Druck. Eingebunden in die nun existierende kapitalistische Gesellschaftsordnung, wird er aber nicht mehr nur zur Verbreitung der ‚richtigen‘ Moral eingesetzt, sondern dient auch wirtschaftlichen Interessen. Es wird davon nicht unabhängig sein, dass man zu eben jener Zeit begann, zunehmend selbst die Gelehrtentexte über geschlechtliche Merkmale in der jeweiligen Landessprache zu veröffentlichen, anstatt wie zuvor üblich auf Latein. Wichtige Bedeutung hatten auch Visualisierungen, die den Absatz der Bücher nicht unerheblich steigern konnten. So sorgten biologisch-medizinische Veröffentlichungen über ‚Geschlecht‘ nicht selten für Eklat, bis hin zum Pornografie-Vorwurf, für Diskussionen und guten Verkaufserfolg (vgl. Voß 2010, 119f)². Etwa für Carl von Linnés Beschreibungen der Befruchtungsvorgänge von Pflanzen kann man von einer ‚pornografischen Lebendigkeit‘ sprechen (vgl. ausführlich: Schiebinger, 1995)³.

Seit der Möglichkeit des Massendrucks wurde stets, wenn ein neues Medium aufkam, zudem wenn es billiger und damit einem größeren Kreis zugänglich war, gesellschaftlich (also in der Regel von den Privilegierten) über die möglichen schädlichen Auswirkungen diskutiert. Im Band *Cybersex* befasst sich Michael Pfister mit den Veröffentlichungen von Marquis de Sade – insbesondere mit dem 1797 erschienenen zehnbändigen Doppelroman *La nouvelle Justine / Juliette* (*Die neue Justine / Geschichte von Juliette*), der in den letzten Jahren von Michael Pfister und Stefan Zweifel neu übersetzt wurde. Von de Sades literarischem Werk ausgehend, wendet sich Pfister dem aktuellen Pornografie-Diskurs – insbesondere mit Bezug zum Internet – zu. Er beobachtet „eine merkwürdige Nähe zwischen den Kritikern und Gegnern der Pornografie einerseits und den Produzenten schematischer Mainstream-Pornografie andererseits. [...] Der Mainstream-Pornograf zeigt uns eine ‚Lust an sich‘, eine ‚echte‘ Lust, die in der monomanischen Darstellung von Geschlechtsakten oder sexuellen Manipulationen bis zur Erzeugung eines Orgasmus bestehe und von extrakorpo-

ralen Absonderungen von Körperflüssigkeit belegt wird: Sperma, aber auch Blut, Schweiß, Speichel, Tränen, Exkrementen – alles auch bei Sade zu finden. Ablenkungen sind nicht erwünscht, sei es nun in Form von Metaphern, Humor, Verfremdung oder sprachlichen Äußerungen, die einen anderen Zweck verfolgen, als die Authentizität der gezeigten Lust zu bestätigen“ (247f). Sollten die Nutzer_innen ähnlich fantasielos sein, wie die Produzent_innen des Mainstream-Angebots? Bedeutet dies, dass sie damit zu einer schematischen 1:1-Übertragung in den nicht-virtuellen – ‚realen‘ – Umgang mit konkreten Sexualpartner_innen gelangen? Oder ähneln die Debatten um ‚Internet‘ und die damit verbundene Verflachung und stärkere Verbreitung von ‚die Moral zersetzendem Material‘, der Angst vor dem Massendruck, als etwa davor gewarnt wurde, dass leichter lesbares Material der Verflachung des Gelehrtenwesens und der Verwirrung der Sinne der allgemeinen Bevölkerung Vorschub leiste. Entsprechend richteten sich seinerzeit die ‚Vulgärschriften‘ zunächst an die Frauen und waren dann für alle erfolgreich.

Die Besonderheiten der Internetsexualität

Für die Internetsexualität lohnt es sich, von viel genutzten schwulen Chats auszugehen, die insbesondere dem sexuellen Austausch dienen. In ihrem einleitenden Beitrag stellt die Herausgeberin Agatha Merk bereits heraus, dass digitalen Räumen wie Chats gerade für in der Gesellschaft marginalisierte Gruppen ein bedeutender Wert zukomme. Jugendliche, die aus der ‚Norm‘ fielen, könnten sich hier „mit als vertrauenswürdig erachteten Peers“ (23) austauschen und „auf diese Weise unter Umständen zum ersten Mal ein Zeichen finden, dass es andere gibt, die erleben wie sie“ (ebd.). Hier zeigt sich ein konkret für einige Menschen stabilisierender Effekt, der mit dem Internet verbunden ist, insofern sich hier auch Marginalisierte miteinander austauschen und gegenseitig unterstützen können. Wie beim Massendruck ergibt sich eine Demokratisierung, die es auch randständigen Gruppen ermöglicht, Anteil zu haben, u.a. an Pornografie, und das nun auch nicht mehr nur als ‚Konsument_innen‘. So kämen mittlerweile auch „Angebote von Amateur-, Queer- und Frauenpornografie“ auf, wie Ilka Quindeau beschreibt (41). Mittlerweile würden spezifische Cybersex-Angebote sogar häufiger von Frauen als von Männern genutzt, sodass der in den vergangenen Jahrzehnten häufig erhobene – dabei nie unbestrittene – pauschale Vorwurf, durch die Pornografie würden Frauen zu Objekten und konsumierbar gemacht, zunehmend ins Leere geht. Leider schließt Reimut Reiche, wenn er erläutert, dass „Cybersex“-Chatrooms inzwischen mehr von Frauen als von Männern frequentiert werden“ (224), sogleich geschlechterstereotyp das Bild des visuell

² Voß, H.-J., 2010. Making Sex Revisited: Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive. Transcript Verlag, Bielefeld.

³ Schiebinger, L., 1995. Das private Leben der Pflanzen: Geschlechterpolitik bei Carl von Linné und Erasmus Darwin. In: Orland, B., Scheich, E. (Hrsg.), Das Geschlecht der Natur – feministische Beiträge zur Geschichte und Theorie der Naturwissenschaften. Suhrkamp, Frankfurt/Main, 245–269.

interessierten Mannes und der durch Gespräche erregten Frau an.

Ausführlich wird die Chatkultur für schwule und bisexuelle Männer erläutert. Martin Dannecker stellt die von ihm gemeinsam mit Richard Lemke angefertigte quantitative Studie über den sexuell motivierten Chatgebrauch schwuler und bisexueller Männer vor. Cybersex definiert er im Anschluss an Nicola Döring als „computervermittelte zwischenmenschliche Interaktion[...], bei [der] die beteiligten Personen offen sexuell motiviert sind, also sexuelle Erregung und Befriedigung suchen, während sie einander digitale Botschaften übermitteln“ (167). Das ist die enge Definition, die die direkte Interaktion von Personen beinhaltet, während andere Autor_innen des Bandes den Begriff Cybersex weiter fassen – möglicherweise zu weit –, um auch die einfache Nutzung von Pornografie im Internet einzubeziehen. Dannecker arbeitet in dem engeren Rahmen einige beachtenswerte Ergebnisse heraus, etwa, dass zunehmend die Unterscheidung in Pornografieproduzent und Pornografiekonsument hinfällig wird, da viele der Teilnehmenden beides zugleich praktizierten (165). Gleichzeitig zeigt er, dass durch Pornografie im Internet durchaus Fantasien angeregt werden (172, 179). Der Chatraum ermögliche in gewissem Maße ein ‚Abstreifen‘ sonst gelebter Identität und das Ausprobieren von Neuem (179). Interessant ist auch die Feststellung Danneckers, dass es eine „Entkopplung der sexuellen Erregung von der sexuellen Befriedigung“ (ebd., 168) gibt, „die sexuelle Erregung beim Chatten [ist] offenbar bedeutsamer als die in den Orgasmus mündende Masturbation“ (ebd.). Das könnte einen kleinen Hinweis darauf geben, dass man sich von allzu schematischen – und zudem am heterosexuellen Koitus angelehnten – Vorstellungen von Sexualität lösen sollte. Selbst die Auftrennung in ‚sexuelle Erregung‘ und ‚sexuelle Befriedigung‘ erweist sich als nicht passend, ist doch offenbar die ‚Erregung‘ Ziel und befriedigend. Vielmehr erscheint es wegweisend, Internetsexualität auf partnerschaftliche und autoerotische Komponenten zu untersuchen, im Hinblick auch auf das von Pfister skizzierte Spannungsverhältnis ‚Realität‘ und ‚Fantasie‘. Solche Untersuchungen wären indes nicht völlig neu, weil sie durchaus an bisherige Untersuchungen zum Verhältnis von Pornografie und Erregung anknüpfen können.

Erst nach dem nüchternen Einordnen der Internetsexualität in eine Reihe kulturhistorischer medialer Veränderungen, hat man einen schärferen Blick dafür, was denn tatsächlich neu sein und auch psychologisch besondere Herausforderungen mit sich bringen könnte. Cybersex im engeren Sinne des direkten und nahen Austauschs zwischen Menschen auf virtuellem Weg scheint neu zu sein und könnte höchstens mit Untersuchungen zu Telefonsex in Beziehung gesetzt werden. Im weiteren Sinne

bedeutet Internetpornografie ein stetiges Verfügbarmachen von großen Mengen von Pornografie. Damit setzt eine gewisse Demokratisierung ein, weil sich so nicht mehr nur Wohlhabende jederzeit Zugang zu ihre Lust erregenden Mitteln leisten können.⁴ Die stete Verfügbarkeit könne damit möglicherweise für einige Menschen in größerem Maße Suchtpotenzial in sich bergen, da Pornografie „in nie zuvor gekannter Leichtigkeit, Anonymität und zudem kostenlos gewährt“ (Thomas Umbricht, 78) erreichbar ist. Damit könnten auch Menschen suchtfährdet sein, die es nicht oder weniger waren, „als man das Pornoheftchen oder das Video noch im Sex-Shop kaufen oder sich per Post zustellen lassen musste“ (ebd.; vgl. Rotraut De Clerck, 117). Die Bewegtheit der Bilder, bei der Möglichkeit des steten ‚Weiterklickens‘ lasse die gezeigten Objekte zudem lebendiger und leichter verfügbar erscheinen (Clerck, 117), sie könnten damit stimulierender auf die Nutzer_innen wirken, damit auf breitere Akzeptanz stoßen als andere Angebote und auch auf diese Weise ein besonderes Suchtpotenzial bergen. Auch das ist durchaus logisch: Ein Medium, das konkret anspricht, wird eher genutzt werden als eines, das mehr als ‚ferne Notbefriedigung‘ erscheint.

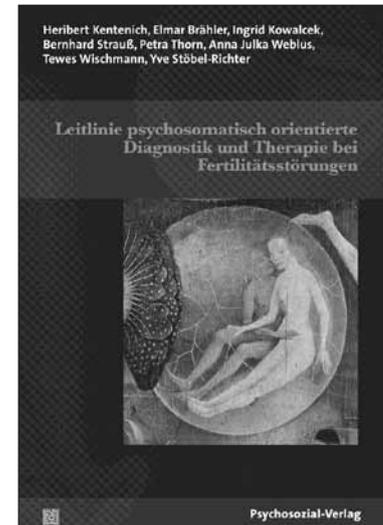
Entsprechend – und das soll die Anregung dieser kurzen Besprechung sein –, kann es als sinnvoll erscheinen, das Internet und die dortigen Angebote in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung einerseits in ihrer interdisziplinären Vielfalt wahrzunehmen, andererseits mit Fachkonzepten in Verbindung zu setzen, die bereits vorliegen. Die Debatten um Massenkultur und die demokratische Teilhabe von allen Menschen waren und sind stets mit dem Stigma behaftet, ob denn die Menschen bereit seien, sich darauf einzulassen. Auch die Verkürzung der Erwerbsarbeitszeit von 16 und 14 Stunden auf etwa 8 Stunden am Tag für die arbeitenden Menschen führte bei den Privilegierten zunächst zu Befürchtungen, was denn die Arbeitenden in ihrer ‚Freizeit‘ alles ‚Unmoralische‘ anstellen könnten – an einem Ort außerhalb der disziplinierenden Ordnung der Fabrik, der sich damit auch ein Stück weit der Kontrolle durch die Privilegierten entzieht. Das scheint mir auch die Befürchtungen um das Internet zu strukturieren: Das Störende ist das, was „uneindeutig macht“ (249), nicht kontrollierbar scheint und sich den bewährten Konzepten der gesellschaftlichen Aushandlung von Norm ein Stück weit zu entziehen scheint. Die breiteren Möglichkeiten, sich sexuell auszutauschen und zu erregen, in einer gewissen

⁴ Gleichzeitig ist auch die Seite derjenigen Menschen zu sehen, die als Darsteller_innen im Pornogeschäft arbeiten. Um von ihrer Arbeit leben zu können, müssen sie, angesichts der Inflation von Bildern, möglicherweise immer ‚härtere‘ und ‚außergewöhnlichere‘ Sachen machen.

Anonymität (wie auch beim Umgang mit Pornoheftchen), scheint zwar auch dazu anzuregen, alle menschlichen erotischen Möglichkeiten – orale, anale, genitale, entsprechend Freuds Konzept der sexuellen Entwicklung⁵ – eher ‚ausprobieren‘ zu können. (Auch das ist möglicherweise eher im Sinne eines selbstverständlicheren Umgangs mit geschlechtlichen Wünschen im Anschluss an die Kinsey-Studien zu sehen; durch ‚narzistische‘ Angst im Nachgang der Aids-Krise und den sich seit den 1980er Jahren verstärkenden Druck, sich klar heterosexuell oder homosexuell zu verorten, war dieses selbstverständliche Ausloten und Ausprobieren zwischenzeitlich erschwert.) Damit wird aber die gesellschaftliche Ordnung auch nicht grundlegend erschüttert. So gibt es abseits der Vorstellung queerer Räume und besserer Vernetzung auch Hinweise darauf, dass Internetsexualität von Jugendlichen eher in eigene klar geschlechtsnormierte Vorstellungen – Junge, Mädchen – und heteronormativ integriert werden (Reiche, 223).

Der Band *Cybersex* ist lesenswert – und ich möchte tatsächlich empfehlen, die Lektüre mit den abschließenden beiden Beiträgen zu beginnen. Gleichzeitig erreicht er sein selbst gestecktes Ziel nicht, den bisherigen Rahmen der Darstellung von Internetsexualität als entweder ‚positiv‘ oder ‚negativ‘ zu verlassen. Allein die angeführten, fast ausschließlich ‚negativen‘ Fallbeschreibungen fesseln die Gedanken so, dass ein nüchterner Blick auf Cybersex zumindest bei der Lektüre nicht gelingen kann, sondern man stets tosende Hämmer im Hinterkopf hat, die einprägen: *gefährlich, gefährlich, gefährlich*.

Heinz-Jürgen Voß (Merseburg)



Heribert Kentenich, Elmar Brähler, Ingrid Kowalcek, Bernhard Strauß, Petra Thorn, Anna Julka Weblus/Tewes Wischmann u. Yve Stöbel-Richter, *Leitlinie psychosomatisch orientierte Diagnostik und Therapie bei Fertilitätsstörungen*. Unter Mitarbeit von Ada Borkenhagen, Matthias David, Therese de Liz, Christina Hempowicz, Anke Matthes, Annekathrin Sender und Kerstin Weidner, Psychozial-Verlag, Gießen 2014, 207 S., br., 24,90 €

Die Koordination von Aufsätzen in Fachzeitschriften mit der Publikation von Leitlinien für das Vorgehen in klinischen Fragen funktioniert meistens nicht. Gemeinhin erscheinen Exzerpte von Büchern in Journalen oder Lehrbücher beziehen sich mit einigen Jahren Verspätung auf Aufsätze in Zeitschriften. Doch der Inhalt des vorliegenden Werkes korrespondiert in vorzüglicher Weise mit dem Themenschwerpunkt in Heft 1-2 der *Sexuologie* des Jahres 2014. Interessanterweise gibt es zwischen Inhalten, aber nicht Autorennamen in Journal und Leitlinie Überschneidungen. So können sowohl die Autoren als auch die Leser von beiden Veröffentlichungen profitieren.

Die in Buchform veröffentlichte Leitlinie steht ganz im Zeichen der psychosomatischen Annäherung an die Patienten und ihre entsprechende Versorgung. Auf Basis dieses Empathie befördernden ärztlichen Verhaltens gelingt es den Autoren herauszuarbeiten, dass manche in Forschung und Praxis unhinterfragte Daten wahrscheinlich falsch sind. So ist die allgemein akzeptierte Quote von 15–20% ungewollt kinderloser Partnerschaften wohl überzogen – 9% sind realistisch. Auch die eher an Vorurteile denn wissenschaftliche Arbeitsweise erinnernden Pathologisierungen infertiler Paare werden bereits im ersten Teil des Buches kritisch hinterfragt und aufgearbeitet. Die Rolle psychischer Belastungsmomente in der Ätiologie der Kinderlosigkeit wird allgemein verständlich und wissenschaftlich unterfüttert herausgearbeitet. In Kennt-

⁵ Vgl. Ilka Quinseau in dem Bd. und ausführlich ihr aktuell im gleichen Verlag erschienenen Buch *Sexualität*, vgl. *Sexuologie* 1-2, 2014, 94ff.

nis dieser Aspekte unterscheidet sich die heutige Behandlung erheblich von der, die noch vor einigen Jahren üblich gewesen war. Meist genügt schon das dauerhafte Absetzen der Kontrazeptiva, verbunden mit einer veränderten Lebensweise beider Partner, um eine Schwangerschaft herbeizuführen. Die Ängste konservativer Akteure, zusätzliche Maßnahmen (In-Vitro-Fertilisation, IVF) würden zur Regel werden, erscheinen so geradezu lächerlich. Wird dann tatsächlich zu IVF-Maßnahmen gegriffen, so lässt sich klar feststellen, dass über den Erfolg und Mißerfolg psychische und somatische Faktoren gleichermaßen entscheiden. Der Verlauf der Schwangerschaft und ihre Risiken ähneln denjenigen, die auf natürlichem Wege zustande kommen (z.B. bei Mehrlingsgeburten). Frauen, die IVF in Anspruch nehmen, scheinen – die Studienlage ist hier unklar – besonders vorsichtig zu agieren. Dies setzt sich in der Eltern-Kind-Beziehung fort. Hier zeigt sich, dass Einlinge signifikant weniger anfällig für Krankheiten sind als Mehrlinge. Daher halten es die Autoren für geboten, bei der IVF-Behandlung die Erzielung von Mehrlingsschwangerschaften zu vermeiden. Der Erfolg der IVF jedoch erscheint notwendig angesichts der klar herausgearbeiteten psychischen Folgen ungewollter Kinderlosigkeit für Frauen und Paare. Dies führt zwangsläufig zu dem Schluss, eine erfolgreiche IVF-Schwangerschaft ver helfe Frauen und Männern gleichermaßen zu einer verbesserten psychischen Gesundheit und schade auch nicht dem Nachwuchs, der besonders behütet aufwächst. Gleichwohl verlangt dies von den Ärzten eine besonders empathische Vorgehensweise, wenn sich im Laufe der Untersuchungen herausstellt, dass auch eine IVF-induzierte Schwangerschaft schwierig oder aus gesundheitlichen Gründen nicht empfehlenswert ist.

Doch auch wenn ein Paar aus ärztlicher Sicht und aus eigenem Interesse heraus für eine künstliche Befruchtung geeignet scheint, ist ein umfangreicher psychosomatischer Maßnahmenkatalog sinnvoll. Damit ist zugleich der große Schwachpunkt des vorliegenden Werkes angesprochen: die Autoren kennen ausschließlich Paare, die sich für IVF entscheiden. Die sich bewusst für eine Schwangerschaft entscheidende Single-Frau scheint unbekannt zu sein. Erst im letzten Teil des Buches werden diese Frauen kurz erwähnt. Es ist jedoch unklar, inwieweit Forschungserkenntnisse, die an heterosexuellen Paaren gewonnen wurden, auf alleinstehende Hetera oder lesbische Singles/Paare anwendbar sein sollen. Darüber hinaus scheinen die Autoren anzunehmen, es gebe so etwas wie eine „westliche Normkultur“, in die sich sämtliche Patienten/Patientinnen halbwegs einpassen ließen. Allein schon die Unterschiede zwischen Stadt/Land und verschiedener religiöser Prägung hätten ein wenig Beachtung verdient. Lobenswert erscheint der Versuch, Migranten mit islamischem Hintergrund gesondert aufzuführen. Aber gibt

es „den Islam“? Hier scheint die Selbstorganisation der Interessierten relevant zu sein, das Inhaltsverzeichnis verspricht ein Kapitel zu „Selbsthilfegruppen“. Es ist genau eine Seite lang. Auch die Bedeutung alternativmedizinischer Ansätze wird nur kurz berührt.

So ist das vorliegende Buch die ideale Handreichung für den ärztlichen Leser, der sich in den Grenzen des Standesrechts und eigener Ausbildung gut aufgehoben fühlt und in Psychosomatik eine derartig gewaltige neuartige Herausforderung sieht, dass er sich mit weiteren Aspekten nicht mehr befassen kann oder will. Man könnte formulieren, dass das vorliegende Buch nicht nur viele Empfehlungen für den Umgang mit Patienten enthält, sondern zwischen den Zeilen auch einiges über die deutschen Ärzte und ihr Weltbild verrät.

In der *Sexuologie* stellten Autoren die Frage, ob eventuell IVF zu exzessiv im Rahmen der eng umrissenen Patientengruppen angewandt werde, wobei hier vor allem der Blick auf den angloamerikanischen Raum gerichtet war. Eventuell werden diese Debatten hierzulande bald an Bedeutung gewinnen. In diesem Zusammenhang wäre außerdem zu fragen, ob das ärztliche Personal durch seinen Wissensvorsprung nicht eventuell Patientinnen zu einer bestimmten Form der Schwangerschaftsherbeiführung drängt und das Selbstbestimmungsrecht verloren geht. Dieser Aspekt hätte in einer psychosomatisch befeuerten Leitlinie sicherlich auch Platz finden können. Ein anderes Gebiet wäre die Frage, bis zu welchem Alter der möglichen Mütter die Schwangerschaften herbeigeführt werden sollten. Die Frage, ob der Schutz der Embryonen noch gewährleistet ist, wenn zielsicher eine Mehrlingschwangerschaft vermieden werden soll, hatte Bettina Bock v. Wülfigen in dem *Sexuologie*-Heft angeschnitten. Hier scheint sich ein breites Feld für ethische Debatten aufzutun. Die Diskussionen sind im Fluß, eine Leitlinie kann hier hilfreich sein, ist jedoch selbst stets möglichen Veränderungen und Modifikationen unterworfen.

Florian Mildenberger (Stuttgart)



Heinz-Jürgen Voß, *Biologie & Homosexualität. Theorie und Anwendung im gesellschaftlichen Kontext*. Unrast Verlag, Münster 2013, 87 S., br., 7,80 €

Heinz-Jürgen Voß gibt einen spannenden Überblick über die historische Entwicklung des Homosexualitätskonstruktes und damit verbundene biologistische Erklärungsansätze. Der Schwerpunkt liegt dabei zunächst im deutschsprachigen Raum. Es wird deutlich, wie stark Forschungsarbeiten zum Thema Homosexualität in einem kategorialen und pathologisierenden Deutungsmuster gefangen sind und dass viele der entsprechenden Arbeiten in direkter oder indirekter Tradition nationalsozialistischer Forscher_innen stehen. Der Rahmen des schmalen Bändchens erlaubt nur eine kurze Übersicht, die aber bisher im deutschsprachigen Raum fehlte. Es ist sowohl für Aktivist_innen als auch für Menschen, die sich wissenschaftlich mit dem Thema beschäftigen, geeignet.

Biologistische Argumentationen zum menschlichen Sexualverhalten haben in einem gewissen Rahmen und in bestimmten historischen Kontexten dazu beigetragen, dass Menschen ihre Sexualität unter weniger repressiven Zwängen ausleben können. Vor allem in Gesellschaften, die letztlich auch aus restriktiven moralischen Werten des Christentums erwachsen sind, wird ein weniger häufig beobachtetes und damit als weniger normgerecht wahrgenommenes Verhalten nicht selten im Rahmen einer Schuldfrage bewertet: Kann die Person etwas für ihr als abnorm wahrgenommenes Verhalten oder nicht? Dabei kann es für die Betroffenen durchaus hilfreich sein, wenn ihre sexuellen und emotionalen Vorlieben als vorbestimmt und damit nicht unter ihrem Einfluss stehend wahrgenommen werden, da dies augenscheinlich

zunächst weniger direkte Folgen wie Bestrafungen oder Umerziehungsversuche befürchten lässt. Jedoch eignen sich biologistische Argumentationen ebenso gut wie solche, die Homosexualität als etwas Erlerntes konstruieren, zur Entwicklung pathologisierender Theorien und daraus folgender ‚Interventionen‘ und Repressionen.

Biologie & Homosexualität reiht sich in eine Anzahl von Veröffentlichungen zu Konstruktionsprozessen in den biologischen und medizinischen Wissenschaften ein¹ und leistet einen wichtigen Beitrag zur Aufarbeitung und Analyse auf Sexualität bezogener Klassifizierungsmechanismen.

Das Buch ist in der Reihe *unrast transparent* erschienen, die Menschen mit politischem Interesse einen einführenden Überblick zu ausgewählten Themen verschaffen und zur Reflexion anregen soll, ohne dass Vorkenntnisse nötig seien. In der Einleitung setzt sich Voß das Ziel, Fragen zur biologischen Bedingtheit von Homosexualität unter Einbezug gesellschaftlicher Entwicklungen zu behandeln. Dementsprechend beginnt das Buch mit einem Überblick über die historische Entwicklung des Homosexualitätskonstruktes im europäischen und vor allem deutschsprachigen Raum (v.a., 6–39). Dann wird fließend zu den, in den letzten 100 Jahren immer spezifischer werdenden, biologistischen Erklärungsansätzen übergeleitet (v.a., 20–62), welche sich vor allem mit Hormonen und Keimdrüsen, Genen und dem Gehirn beschäftigen. Es schließen sich eine Darstellung evolutionsbiologischer Erklärungen von Homosexualität (62–66) und eine kurze Reflexion politischer Implikationen an (66–68). Am Ende des schmalen Bandes stehen eine Übersicht über zentrale Studien zur Biologie der Homosexualität (69–73) und Verweise auf weiterführende Literatur.

‚Natürlichkeit‘, Pathologisierung und Repression im historischen Kontext

Zunächst beschreibt Voß die Entstehung des Homosexualitätsbegriffes und verdeutlicht dabei, wie sich mit der Entwicklung der europäischen Moderne die Betrachtung des Sexualverhaltens von einem christlich-theozentristisch geprägten zu einem biomedizinisch-anthropozentristischen Bild verschob. Interessant sind dabei die historisch relativ junge kategoriale Einteilung von Sexualität und die sich insbesondere ab dem 19. Jahrhundert entwickelnde Identitätsbildung als homosexuell oder später schwul, lesbisch, bisexuell. Es wird deutlich, dass spätestens mit Aufkommen der bürgerlichen Gesellschaft das Bild von gleichgeschlechtlichen Handlungen eng an sich verändernde

¹ Voß, H.-J., 2010. *Making Sex Revisited: Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive*. Transcript Verlag, Bielefeld.

strafrechtliche Philosophien geknüpft war. Zentrale Beweggründe für die Diskussion um Ursachen von Homosexualität scheinen dabei vor allem im Bedürfnis nach juristischen Regelungen, im Selbstverständnis der Medizin als evidenzbasierter Wissenschaft und in der Verquickung von Rechtswissenschaften und Medizin zu liegen.

Am Text lässt sich nachvollziehen, wie die Biologisierung von Homosexualität je nach gesellschaftlichem Kontext sowohl repressionsmindernd als auch repressionsverstärkend wirken kann: Wo zunächst – zum Beispiel vom Juristen Karl Heinrich Ulrichs – mit Angeborenssein argumentiert wird, um zu verhindern, dass Personen für etwas bestraft würden, an dem sie keine Schuld tragen, wird im Geiste einer empirischen Wissenschaft bald nach physischen Beweisen für pathologische Abweichungen und ‚Interventionsnotwendigkeiten‘ gesucht. Mit wachsender Popularität evolutionstheoretischer Ansätze entwickelt sich ein Diskurs der Abnormalität, der, unterfüttert von Eugenetik-Diskursen des späten 19. Jahrhunderts, die Verschärfung der Verfolgung Homosexueller im 20. Jahrhundert erahnen lässt. Am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts stehen die sogenannten Keimdrüsen (Hoden, Eierstöcke) und später die Hormone im Fokus geschlechts- und sexualitätsbezogener Forschungen. Mit dieser Verortung der Ursachen von Sexualverhalten in bestimmten Organen gehen Menschenversuche einher, von denen Homosexuelle und Menschen mit nicht binär festlegbaren Geschlechtszuordnungen betroffen sind. Obwohl, so Voß, auch in den 1920er Jahren zahlreiche theoretische Abhandlungen darauf hinweisen, dass es möglicherweise keine rein weiblichen oder rein männlichen Menschen und damit verbundene Verhaltensweisen gibt, werden in der Weimarer Republik die vorher zum Teil ‚freiwilligen‘ Transplantationen mehr und mehr zu Zwangsbehandlungen, die schließlich in den Konzentrationslagern der Nazis fortgeführt werden.

Direkte und indirekte Einflüsse nationalsozialistischer Forschungen

Im Verlauf des Buches arbeitet Voß, auch anhand von Kurzinformationen zu einzelnen Wissenschaftler_innen, deutlich heraus, wie das nationalsozialistische Personal der Universitäten und medizinischen Einrichtungen nach 1945 teilweise nahtlos in den Forschungsbetrieb übernommen wurde und weiter die Konstruktion von Homosexualität in den Wissenschaften prägte. Es wird sichtbar, wie sich die in der Tradition solcher Wissenschaftler_innen stehende medizinische Forschung in beiden deutschen Staaten und vielen anderen Ländern auf biologische Erklärungen konzentriert, welche auf die Verhinderung oder ‚Heilung‘ und damit weiterhin auf die Auslöschung von Homosexualität abzielen. Menschenexperimente finden auch nach Ende des zweiten Weltkrie-

ges statt und beinhalten bis weit in die 1970er Jahre Eingriffe an den Keimdrüsen und am Gehirn. Interessant ist im Zusammenhang mit der Weiterverarbeitung des NS-Forschungsstandes zum Beispiel die Erwähnung Walter Hohlwegs und seines Doktoranden Günter Dörner, welcher bis heute weltweit in wissenschaftlichen Schriften zitiert wird und der sich unter anderem mit der Verhinderung von Homosexualität durch hormonelle Intervention beschäftigte.

Mit allen Mitteln – die penible Suche nach biologischen Markern von Homosexualität

Vor allem in den Abschnitten zu Organen, Hirnforschung und Genen wird deutlich, wie mit dem Fortschreiten technischer Möglichkeiten und damit interagierenden Forschungstrends im Laufe der Medizingeschichte der Fokus von äußeren, ‚beobachtbaren‘ auf immer spezifischer werdende, innere Bereiche rückt. Für die Suche nach physiologischen Abweichungen bei ‚Nicht-Heterosexuellen‘ werden alle verfügbaren Forschungsinstrumentarien ausgeschöpft, während die in den modernen Wissenschaften proklamierten ethischen und methodischen Standards vernachlässigt werden. Mit der aufkommenden Popularität der Neurowissenschaften wird spätestens in den 1990er Jahren die Suche nach der Lokalität der Homosexualität im Gehirn intensiviert. Die dazu im Buch vorgestellten Theorien und Hypothesen sind noch heute weit verbreitet. In der Hirnforschung konzentrieren sie sich zum Beispiel auf spezifische Bereiche des Hypothalamus, welchem wichtige Funktionen in der Steuerung vegetativer Funktionen zugeschrieben werden, die von der Regulation der Körpertemperatur bis zur Steuerung von Hormonausschüttungen reichen. Anhand der vorgestellten Studien (z.B. LeVays Untersuchungen an den Gehirnen Verstorbener) und der im Abschnitt zu Genen und Homosexualität beschriebenen, vor allem auf Zwillingstudien basierenden Forschungen zur Vererbung von Homosexualität zeigt Voß auf, dass viele der bis heute innerhalb (und außerhalb) der Wissenschaften immer wieder aufgegriffenen Arbeiten zu den Ursachen von Homosexualität gravierende sowohl theoretische und methodische Schwachpunkte als auch unlogische Interpretationen beinhalten.

Bewertung: Was kann das Buch leisten und was bleibt offen?

Voß vermittelt mit seiner Arbeit Zugang zu einigen der wichtigsten Studien, weist auf weiterführende Literatur hin und wird der Zielsetzung, das Thema Homosexualität und Biologie für ein breites Publikum zugänglich zu machen, weitestgehend gerecht. Es muss jedoch angemerkt werden, dass die Abschnitte zu Gehirnforschung und Ge-

nen gewisse Grundlagenkenntnisse in Biologie, Statistik und Forschungsmethoden erfordern. Kurze Erläuterungen der theoretischen und methodischen Hintergründe hätten möglicherweise dazu beigetragen, den Text an diesen Stellen zugänglicher zu gestalten und gleichzeitig eine noch deutlichere Kritik an den vorgestellten Studien und Theorien zu formulieren. Eine solche Herangehensweise wird in einer neueren Veröffentlichung zu *Epigenetik und Homosexualität* (Voß 2013)² klar umgesetzt. Dies lässt erwarten, dass das vorliegende Buch in seinem Einführungscharakter auch eine Art Einstieg in eine Serie weiterer, inhaltlich verwandter, Texte ist.

Da sich die Analyse im vorliegenden Buch vornehmlich auf den deutschsprachigen Raum und auf ‚männliche Homosexualität‘ konzentriert, bleiben einige zeitgenössische Studien zu physischen und physiologischen Korrelaten sexueller Orientierung unerwähnt. Eine breitere Ausführung solcher Studien hätte möglicherweise noch klarer illustrieren können, dass die größtenteils trivialen bis absurden Forschungsfragen und zweifelhaften Methoden, die bei der Suche nach Ursachen von Homosexualität eingesetzt werden, nicht nur ethisch fragwürdig sind, sondern sogar im Sinne der methodischen Paradigmen des patriarchalen Wissenschaftsmainstreams als unwissenschaftlich eingeschätzt werden müssen. Dieses Phänomen ließe sich beispielsweise an Forschungen zu sexueller Orientierung und Fingerlängenverhältnissen (für einen Überblick siehe z. B. Jordan-Young 2010)³ aufzeigen. Solche – sich häufig auf oben genannten Dörner berufenden – Studien werden im vorliegenden Text leider nicht oder nur sehr indirekt erwähnt, obwohl sie im wissenschaftlichen Mainstream durchaus ernst genommen und auf problematische Weise mit anderen Pathologisierungen, etwa in Bezug auf Inter*, verwoben werden (vgl. Jordan-Young 2012)⁴. So hätte in diesem Zusammenhang auch die Verknüpfung von wissenschaftlichen Konstruktionen um sexuelle Orientierung, Gender und anatomisches Geschlecht deutlicher herausgearbeitet werden können.

Die genannten Erweiterungsmöglichkeiten schmälern jedoch nicht den Beitrag des Buches zu einer überfälligen Reflexion des Umgangs mit biologistischen Erklärungen von Homosexualität. Die gelungene Einführung

in historische Kontexte von Homosexualitätsdebatten macht die Dynamik gesellschaftlicher Konstruktionsprozesse leicht nachvollziehbar, und die Konzentration auf die Zeit bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts vermittelt einen Eindruck davon, wie sich kategoriale Konstrukte von sexueller Orientierung und damit verbundene Pathologisierungen verfestigen konnten.

Voß greift gewissermaßen ein Tabuthema auf, vor dem viele feministische Wissenschaftler_innen und Aktivist_innen – zumindest im deutschsprachigen Raum – lange zurückschreckten. Es schien, als gäbe es eine Notwendigkeit zur Erklärung nicht-heteronormativer Phänomene und als wären damit nur zwei Möglichkeiten verbunden: Homosexualität als angeborene, biologisch begründete oder als ansozialisierte Ausprägung menschlichen Sexualverhaltens. Auch in (queer-)feministischen Diskursen war bisher – sicher auch aufgrund der noch immer allgegenwärtigen Diskriminierung nicht heterosexuell lebender Menschen – wenig Raum für die Erwägung, dass weder die Kategorien homosexuell, bisexuell und heterosexuell noch der gesellschaftliche Fokus darauf, wer mit wem warum welche konsensualen Handlungen vornimmt, selbstverständlich sein müssen und dass sie vielleicht das Ergebnis sozialer Konstruktionsprozesse sind.

Handlungsspielräume in deterministischen Diskursen

Im aktuellen wissenschaftspolitischen Klima, in dem *bestimmte* moralische Wertvorstellungen erfolgreich intellektualisiert und mit augenscheinlich wissenschaftlichen Methoden verschleiert werden, ist es paradoxerweise schwierig, deutliche politische Schlüsse zu ziehen, ohne als ‚unwissenschaftlich‘ kritisiert zu werden. Es ist anzunehmen, dass der Text auch deshalb teilweise auf einer beschreibenden Ebene und bezüglich einer Bewertung der Zusammenhänge zurückhaltend bleibt. Diese Problematik kann natürlich nicht von einzelnen Autor_innen gelöst werden. Voß selbst weist darauf hin, dass eine direkte aktivistische Einflussnahme auf Forschungsprozesse nur beschränkt möglich sein kann (67). Obwohl es auch für Aktivist_innen unabdingbar ist, Ebenen der Auseinandersetzung zu finden, die unabhängig davon wirksam sind, ob nun Wissenschaftler_innen glauben, Beweise für Ursachen von Sexualverhalten erbracht zu haben oder nicht, sollte eine stärkere Präsenz emanzipatorischer Ansätze in den Wissenschaften als Teilstrategie nicht verworfen werden. Dabei sollte auch die zum Teil noch immer verbreitete feministische wissenschaftspolitische Praxis einer grundsätzlichen Ausblendung von im Patriarchat verankerten Forschungsmethoden reflektiert werden, da sie vertiefende Auseinandersetzungen mit den Prozessen und realen Folgen patriarchal geprägter

² Vgl. http://heinzjuergenvoss.de/Voss_2013_Epigenetik_und_Homosexualitaet.html

³ Jordan-Young, R.M., 2010. *Brainstorm. The Flaws in the Science of Sex Differences*. Harvard University Press, Cambridge, MA.

⁴ Karkazis, K., Davis, G., Jordan-Young, R.M., & Camporesi, S., 2012. *Out of Bounds? A Critique of the New Policies on Hyperandrogenism in Elite Female Athletes*, in: *American Journal of Bioethics* 12(7): 3–16.

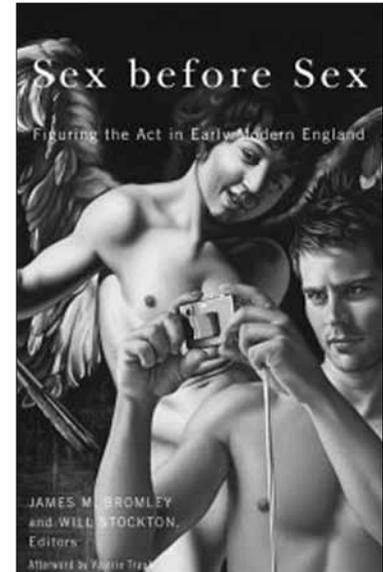
naturwissenschaftlicher Forschung erschweren kann (siehe auch Haraway 1988)⁵.

„Evidenzbasierte Wissenschaften“ sind gesellschaftlich geprägt und arbeiten im besten Fall mit wahrscheinlichkeitsbasierten Methoden. Es liegt nahe, dass sich in einer Welt, die mit Geschlechts- und Genderkategorien operiert, Sexualverhalten in Kategorien beschreiben lässt. Das heißt aber nicht, dass diese Kategorien eine generalisierbare, ‚tatsächliche‘ kategoriale biologische und/oder psychologische Basis repräsentieren. Ohne sexueller Selbstdefinition und Identifikation ihre Berechtigung abzusprechen, verdeutlicht Voß, dass es aus emanzipatorischer Sicht in bestimmten Kontexten sinnvoll (gewesen) sein kann, sich auf eine *nature-nurture*-Debatte zur Homosexualität einzulassen, dass aber eine Herangehensweise wünschenswert wäre, die in Betracht zieht, dass die Klassifizierung sexueller Orientierung und auch die damit verbundene Ursachenforschung in Interaktion mit sozialen Konstruktions- und Reproduktionsprozessen stehen.

Fazit: Voß gelingt es, in einem kurzen, spannenden Abriss die Ziele des Buches umzusetzen und zu beschreiben, wie sich die wissenschaftliche Konstruktion von Homosexualität in den letzten Jahrhunderten veränderte und welche methodisch und ethisch problematischen Vorgänge damit verbunden sind. Daraus ergibt sich ein informativer Anstoß zur Reflexion gesellschaftlicher Prozesse, die zur kategorialen Konzeptualisierung von Sexualverhalten und zur gesellschaftlichen Konstruktion möglicher ‚Ursachen von Homosexualität‘ beigetragen haben könnten. Durch den geographischen Fokus der historischen Abhandlung und die einfließenden biographischen Hinweise zu einzelnen Forschenden entstehen neue Blickwinkel auf heutige Hypothesenbildung in der internationalen Forschung zur Sexualität. Die Darstellung ist für Wissenschaftler_innen und Aktivist_innen besonders wertvoll, da sie zum Beispiel dazu anregt, darüber zu reflektieren, wie stark die Arbeiten nationalsozialistischer Forschender in die internationale Forschungswelt eingeflossen sind und diese bis heute prägen. Obwohl der Rahmen des Textes keinen erschöpfenden Einblick in alle Bereiche der Forschung zum Thema Biologie und Homosexualität ermöglichen kann, wird klar ersichtlich, wie eng wissenschaftliche und gesellschaftliche Diskriminierungsmechanismen verwoben sind und wie sie sich gegenseitig verstärken.

Diana Schellenberg (Berlin)

Erstveröffentlichung in: *querelles-net*, [S.l.], v. 15, n. 1, mär. 2014. ISSN 1862-054X.



James M. Bromley, Will Stockton (Ed.), *Sex before Sex. Figuring the Act in Early Modern England*, University of Minneapolis Press, Minneapolis/London 2013, 329 S., br., 27.50 \$

Im Mittelpunkt des vorliegenden Sammelbandes steht die Vermittlung sexueller Wünsche in all ihren Spielarten, die in der Zeit vor einer modernen Sexualwissenschaft mit ihren Begrifflichkeiten, mit der Kirche als mächtiger moralische Instanz konfrontiert war. 15 Autoren versuchen durch die Neuinterpretation historischer Texte bei gleichzeitiger genauer Analyse der Zeitumstände herauszuarbeiten, wie im England der Frühen Neuzeit sexuelles Begehren ausgedrückt wurde. Diese „queer reading“ soll es einerseits möglich machen, das Intimleben in der Frühen Neuzeit besser nachvollziehen zu können und andererseits verdeutlichen, dass es kein epochenübergreifendes einheitliches Begehren gab (13). Damit nehmen die Herausgeber eine Gegenposition zu Chris Mounsey von der University of Warwick ein (*Developments in the Histories of Sexualities: In Search of the Normal, 1600-1800*, 2013).

Im ersten Kapitel widmet sich Christine Varnado (University of Buffalo) der Darstellung von Sex im frühneuzeitlichen Bühnenstück. Bei der Analyse möglicher erotischer Momente greift sie u.a. auf die Betrachtungen Sigmund Freuds zurück. Mit psychoanalytischem Instrumentarium nähert sie sich Shakespeares *Romeo und Juliet*. So will sie auch der mangelhaften theoretischen Unterfütterung der Sexualgeschichtsschreibung bezüglich der Frühen Neuzeit entgegenwirken (43). Sie übersieht jedoch die Tatsache, dass es neben der Welt der Shakespeare-Rezipienten noch ganz andere Lebenswelten (Volkskultur) gab, in der vermutlich andere Codes gebraucht wurden.

⁵ Haraway, D.J. 1988., *Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspectives*. *Feminist Studies*, 14, 575–599.

Die Nähe von Sex zum Tod im kulturellen Verständnis instrumentalisiert Kathryn Schwarz (Vanderbilt University) für ihren Aufsatz „Death and Theory: Or, the Problem of Counterfactual Sex“. Sie schildert anschaulich die Schwierigkeiten frühneuzeitlicher Autoren, sexuelles Verlangen zu kodifizieren, so dass es zwar den Theaterbesuchern verständlich war, jedoch nicht anstößig oder sittenwidrig wirkte. Anstelle Freuds vertraut sie eher den Ansichten Lacans, um Shakespeares Sommernachts Traum zu interpretieren.

Melissa Jones (Eastern Michigan University) widmet sich dem Tabu der Impotenz in frühneuzeitlichen Werken (Thomas Nashe, John Marston). Diese ließen sich offenbar von Ovid beeinflussen. Jones zeigt hier die Gefahr einer epochenunabhängigen Betrachtungsweise auf – leicht ließen sich Diskurse, in denen Impotenz angedeutet wird, aufgrund der vertauschten Geschlechterrollen (Mann schwach/Frau stark) als verklausulierte SM-Sitzung verstehen. Auch könne das Fehlen eines gleichwertigen Partners im Intimleben als verborgene Werbung für Masturbation aufgefasst werden. Sowohl das eine wie auch das andere war jedoch unvereinbar mit den moralischen Vorgaben der Zeit.

Diese gesellschaftlich sanktionierten Zwänge machten es auch nahezu unmöglich, Homosexualität/Sodomie in Theaterstücken oder Romanen klar herauszustellen. Der Anglist Nicholas Radel (Furman University) arbeitet heraus, wie es dennoch gelang, das Thema einzubauen. Er nutzt die Vorarbeiten von Eve Kosofsky Sedgwick und die Theorien Michel Foucaults. Radel orientiert sich an *The Lover's Melancholy* (1628) von John Ford. Sodomie, so die Botschaft, mache vielleicht den Einzelnen glücklich, schade aber dem Gesamtgefüge des Staates. Es wäre daher falsch, aus Fords Werken herauslesen zu wollen, gleichgeschlechtliches Begehren sei nicht tabuisiert gewesen. Einen Ausweg der positiven Darstellung anrühiger sexueller Verhaltensweisen bot hingegen das „Rimming“, wie James M. Bromley (Miami University, Ohio) herausarbeitete. Er widmet sich auch der Darstellung der Konsequenzen auf sexuelle Lebenswirklichkeiten jenseits von Theaterbühnen. Hierbei muss jedoch beachtet werden, dass für Menschen in der Frühen Neuzeit „Rimming“ nicht automatisch mit Penetration verbunden war. Begriffe, die schon im 16. Jahrhundert existierten, haben bisweilen ihre Bedeutung verändert, so Bromley. Es wäre vorteilhaft gewesen, wenn diese Tatsache auch von anderen Autoren thematisiert worden wäre. So wird bis zum letzten Kapitel nicht geklärt, ob sich die Autoren im Falle der Erwähnung der Bibel auf einen zeitgenössischen lateinischen Text oder eine moderne englische Übersetzung verließen.

Der New Yorker Forscher Will Fisher verbindet in seinem Aufsatz die idealisierten künstlerischen Dar-

stellungen der Frühen Neuzeit (antike Vorbilder neu interpretiert) mit dem sozialen Verhalten an sexuellen Beziehungen interessierter englischer Bürger. Das „chucking“ wurde auf Fresken als erotisches Signal präsentiert und im praktischen Leben angewandt. Auch in Marlowe's *Edward II* findet es Erwähnung. Vor das Signal aber kommt die Frage nach der Beziehung der Menschen zueinander. Stephen Guy-Bray (University of British Columbia) widmet sich am Beispiel der Werke von John Donne und Andrew Marvell den Möglichkeiten und Grenzen eines erotisch aufgeladenen Freundschaftskurses. Demnach hätten beide Autoren den Lesern signalisieren wollen, dass zum perfekten Sexualleben vor allem charakterlich einwandfreie Partner gehörten – Sex funktioniert demnach nur, wenn auch das übrige Leben im Lot ist.

Zu den zentralen sexuellen Ängsten zählt die Furcht vor Vergewaltigung und auch diese Thematik wurde in der englischen Theaterkultur thematisiert. Hierbei spielte die Vorstellung einer guten menschlichen und schlechten tierischen Sexualität eine zentrale Rolle, konnte doch so alles Schlechte auf Tiere abgeladen werden. Dies beschreibt Holly Dugan (George Washington University) am Beispiel der Furcht vor der Vergewaltigung durch einen Affen – nicht nur aufgrund der klimatischen Situation in England eine eher unwahrscheinliche Gefahr. Doch ließ sich so nicht nur der Vergewaltiger als Nicht-Mensch klassifizieren sondern auch die gewalttätige Situation besser ausmalen.

Bis ins 20. Jahrhundert hinein war eine Anzeige wegen Vergewaltigung für die Frau mit der Beweislast verbunden und vielfach wurde suggeriert, Frauen neigten in dieser Hinsicht zu Übertreibungen oder Halluzinationen. Auch Sigmund Freud nahm hierbei eine höchst ambivalente Position ein, was Will Stockton (Clemson University) nicht daran hinderte, für das „queer reading“ der Rolle der ihre Keuschheit schützenden Protagonistin im Maskenspiel *Comus* von John Milton auf den Vater der Psychoanalyse zurückzugreifen. Infolgedessen kommt Stockton zu dem Schluss, die literarische Figur sei nicht vergewaltigt worden, sondern habe dies fantasiert. Ein anderes Werk, *Miltons Paradise Lost*, wird im letzten Kapitel des Buches neu gelesen und interpretiert. Hier geht es um die Vermittlung des Hauptzwecks der Ehe: Reproduktion. Um die Sache dem Leser aber näher zu bringen, wird der Zeugungsakt mit der möglichen erotischen Situation verbunden. Man kann dies als kleinen Protest gegen die zeitgenössische kirchliche Sexualmoral verstehen.

Im Ganzen ist festzuhalten, dass die Autoren viele Fehler, die bei „queer reading“ möglich sind, vermeiden. Das Buch enthält eine Vielzahl von Anregungen für weitere Studien; ein informatives Register erleichtert den Zugang. Der Versuch, mit Hilfe der Psychoanalyse frühere

soziale Strukturen zu analysieren, erscheint nicht immer gelungen und erinnert ein wenig an die Bemühungen Bronislaw Malinowskis.

Wer nachvollziehen will, wie sich sexuelle Praktiken über die literarische Ebene popularisieren lassen, dem sei dieses Buch jedoch besonders ans Herz gelegt.

Florian Mildenerberger (Stuttgart)



Peter Coviello, *Tomorrow's Parties. Sex and the Untimely in Nineteenth-century America*, New York University Press, New York 2013, 252 S., br., 24 \$

Wie stellt man als Autor sexuelle Fantasien und Wünsche dar, wenn keine gesellschaftlich anerkannten Begriffe für diese Teile des Sexuallebens existieren, die wiederum den Autor selbst sehr interessieren? Vor dieser Frage standen eine Reihe englischer und amerikanischer Autoren der letzten Generation vor 1900, als ausgelöst durch den Prozess um Oscar Wilde und die Formierung von Sexualpathologie und Psychoanalyse noch heute gültige Einordnungen und Parteinahmen angelegt wurden. Coviello verbindet im vorliegenden Buch die historische Analyse mit der Interpretation der zeitgenössischen Werke im Sinne eines „queer reading“. Dabei betont Coviello stets, dass es schlicht unfair wäre, heutige Vorstellungen von freier sexueller Entfaltung auf die Situation im viktorianischen Zeitalter anwenden zu wollen. So sei schon die Frage, ob Walt Whitman „gay“ gewesen sei, falsch gestellt – zu seiner Zeit gab es kein „gay“ im heutigen Sinne. Infolgedessen agiert Coviello nicht einfach dekonstruktivistisch, er versetzt sich und seine Leser in die Situation von Autoren

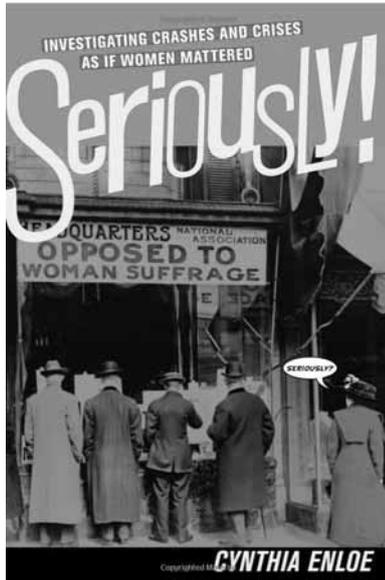
und Zuhörern im 19. Jahrhundert. Moderne Theoretiker dienen ihm als Argumentationshilfe, aber nicht als Erklärungsmodell (z.B. Adorno, Deleuze). So gesehen erweist sich Henry David Thoreau als unglücklicher Suchender auf dem Weg zur sexuellen Vervollkommnung, während Walt Whitman als Wegbereiter eines asexuellen, aber gleichwohl erotisch aufgeladenen pädagogischen Eros fungiert. Thoreau wiederum entschuldigte seinen mangelnden Drang, Nachwuchs in die Welt zu setzen mit dem Hinweis, er beschäftige sich lieber mit der Verbesserung des Daseins. Frederic Jameson wird „queer“ gelesen und der Versuch unternommen, die Verhaltensweisen seiner Protagonisten modern zu interpretieren. Hier aber zeigen sich die Grenzen von „queer reading“: als Beispiel für eine nicht ausgelebte Homosexualität wird die Situation eines Mannes genannt, der sehr höflich zu Frauen ist, aber mit seiner verwitweten Mutter zusammenlebt (91). Dass diese Konstellation auch ein Hinweis auf ein venerologisches Leiden des Mannes sein könnte, wie es im 19. Jahrhundert nicht unüblich war, kommt Coviello gar nicht in den Sinn, weil er sich vollkommen auf die mögliche sexuelle Veranlagung der Romanfiguren kapriziert.

Gleichwohl offenbaren sich die Möglichkeiten des „queer reading“ im vorliegenden Buch ebenfalls. Ein besonders prägnantes Beispiel ist die Einordnung des uns heute als üblen Reaktionärs und religiösen Patriarchen erscheinenden Begründers der Mormonen, Joseph Smith. Moralisch zeitgenössischen musste der Posaunist der Polygamie wie ein sexueller Revolutionär erschienen sein. Zudem verstand sich Smith als Vollstrecker göttlichen Willens und wollte das Paradies schon im Diesseits verwirklichen. Die besondere Situation der USA betont Coviello auch im Zusammenhang mit der Sklaverei. Hier ist das positive Ende nicht die glückliche Ehe von Romanhelden sondern ihre Freiheit – doppelsinnig in persönlicher wie sexueller Hinsicht.

Coviello betont zudem den futuristischen Gedanken in der amerikanischen Literatur des 19. Jahrhunderts. Stets schwingt die Idee einer künftig existierenden, gerechteren Gesellschaft mit. Am Beispiel von Nathaniel Hawthornes *Blihdale Romance* macht der Autor verständlich, wie gefährlich erotische Frustration für die Erreichung eines solchen Ziels sein könne. Unterschwellig vermittelte Hawthorne so die Idee einer sexuellen Libertinage – einer Freiheit, die auf die Thematisierung und Benennung von Lebensweisen und Praktiken verzichtete. So lässt sich auch nachvollziehen, weshalb nach 1900 so viele Autoren plötzlich für breite und vor allem junge Leserschaften uninteressant wurden. Coviello macht aber deutlich, dass diese Idee des sexuell freien Schweigens nicht mit der Realität im Amerika des 19. Jahrhunderts übereinstimmte. Hier stand „silent suffering“ (172) im Mittelpunkt, das Leiden an der Welt und der Versuch, sich eine private Freiheit zu

sichern, im engen Freundeskreis. Der Prozess gegen Oscar Wilde und die negative Thematisierung solcher Kreise raubten diesen Lebensentwürfen die Existenzgrundlage. Folgt man Coviellos Argumentation, so war die Hinwendung zur Sexualreform der einzig mögliche Schritt, da durch juristische und psychiatrische Sanktionen die Schaffung eigener Sphären nachhaltig erschwert oder verunmöglicht wurde. Diese Schlussfolgerung greift zu kurz. Auch in späteren Zeiten und unter anderen Regierungsformen waren die kleinen Subkulturen wichtige Anker und Möglichkeiten zur Entfaltung. Sie hatten jedoch einen entscheidenden Vorteil: ihre Protagonisten konnten ihr Begehren in Worte kleiden, was Coviellos Protagonisten in doppelter Hinsicht unmöglich war: einerseits wegen des Fehlens einer Sprache, andererseits aufgrund der Unentschlossenheit zur Emanzipationsfrage. Die genauen Gründe hierfür könnten Gegenstand weiterer Forschungen sein. Insgesamt aber liest sich das Buch anregend. Coviello gibt viele Hinweise auf den nordamerikanischen literarischen Sexualdiskurs im viktorianischen Zeitalter.

Florian Mildener (Stuttgart)



Cynthia Enloe, *Seriously! Investigating Crashes and Crises as if Women Mattered*, University of California Press, Berkeley 2013, 242 S., br., 29.95 \$

Subjektive Betrachtungen der Vergangenheit atmen gemeinhin nicht den Geist von Objektivität. Doch Logik: kritische Blicke sind nicht unbedingt objektiv. Die feministische Soziologin Cynthia Enloe gewährt im vorliegenden Buch kritische Einblicke in die Entwicklung einer

feministisch induzierten akademischen Forschung der vergangenen 40 Jahre. Gleich zu Beginn räumt die Autorin ein, dass sie selbst – wohl wissend um ihren Status als bedeutende feministische Professorin – viel zu lange gebraucht habe, um zu erkennen, wie gering sie die Rolle von Frauen in Geschichte und Wissenschaft geachtet habe (1). Enloe verweist auf historische Kontinuitäten von der arabischen Revolution zurück in die USA der 1950er Jahre: jedes Mal sei die Zurückdrängung der Frau in häusliche Rollen als Zeichen der Normalisierung verstanden worden. Diese Entwicklung werde nicht offen herausgestellt, „masculinities will remain invisible“ (17), weil sich die überkommene und gesellschaftlich akzeptierte Normalität nicht rechtfertigen müsse. Dies habe auch lange in akademischen Zusammenhängen funktioniert. Enloe schildert wie sie es selbst schaffte, selbst in den späten 1960er Jahren den Begriff „feminism“ nicht zu verwenden, weil er in seiner Bedeutung und Aktualität ihr nie gelehrt worden war und auch seitens der scheinbar emanzipierten Mutter nicht vermittelt wurde.

Erst außeruniversitäre soziale Bewegungen veranlassten Enloe und einige Kolleginnen, sich mit Frauenrechten Anfang der 1970er Jahre an der scheinbar so liberalen und aufgeklärten Clark University zu beschäftigen. Hier lehrte die aus Pinochets Chile geflohene Ximena Buster. Doch hinter dem Schein der Liberalität verbargen sich Abgründe an „sexual harassment“, das zu diesem Zeitpunkt als Begriff noch unbekannt war. Der für die Verlängerung der Visa zuständige Professor verband sein Wohlwollen für Buster mit dem Erbringen sexueller Leistungen, ohne dass dies an der Universität irgendwelchen Gremien, Kollegen oder Reportern unanständig erschienen wäre. Erst als Buster 1979 Enloe um Rat bat, wurde offensichtlich, dass diese Kombination aus vorgegeblicher Liberalität und gelebter Unterdrückung der Regel entsprach. Dieses Ereignis beflügelte Enloe in der Neuformierung ihrer eigenen Arbeiten und der Hinterfragung der Bedeutung von Frauen und feministischen Ansätzen in der Geschichte und den Wissenschaften.

Hierzu gehörte gerade auch die Neuinterpretation historischer Texte, was man heute mit dem Begriff des „queer reading“ umschreibt. Enloe schildert anschaulich den schwierigen Weg voller Selbstzweifel, Kollegenschelte und Hinterfragung scheinbar gesicherter wissenschaftlicher Erkenntnisse. Die stolze Präsentation von Maskulinität als Ausdruck kapitalistischer Unterdrückung in Zeiten der Krise beschreibt Enloe am Beispiel des gestürzten Weltbankpräsidenten Dominique Strauss-Kahn. Hierbei betont Enloe das weitgehende Fehlen weiblicher Akteure in der gehobenen Finanzbranche, weshalb dort auch Praktiken im Umgang mit Frauen existieren, die sich an Universitäten niemand mehr getrauen würde. Die wenigen Frauen wiederum, die Eingang in die Welt

der Investmentbanker fänden, seien an Eliteuniversitäten ausgebildet und so häufig Diskursen und Realitäten, die sich im täglichen Leben ereigneten oder eingebürgert haben, weitestgehend enthoben. Enloe vergisst nicht zu erwähnen, dass es eine Frau gewesen war, die diesen Typus an Managern erst zum Durchbruch verholfen hatte: Margaret Thatcher.

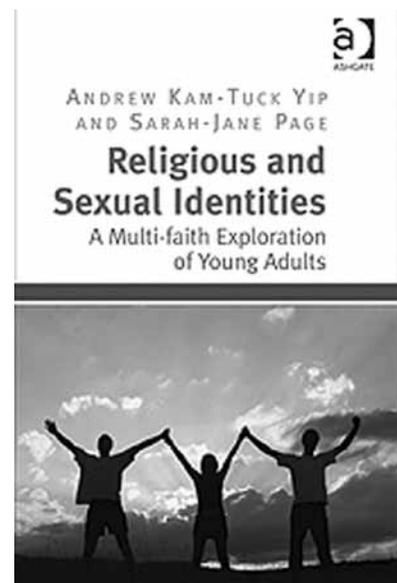
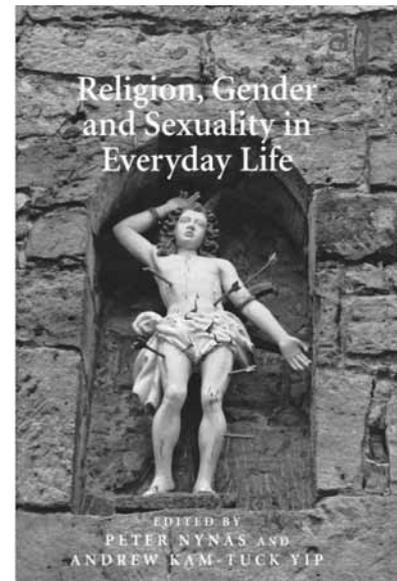
Ebenfalls großen Realitätsbezug zeigt Enloe bei der Analyse der Konsequenzen der Wirtschaftspolitik der Obama-Administration. Der Drang nach „austerity“ verlange geradezu nach der Durchsetzung fester Ordnungen. Dazu gehört vor allem die Förderung von Industriejobs, was nahezu automatisch Frauen benachteilige, da diese hier (ebenso wie im Handwerk, z.B. Schreiner) nahezu nicht existierten. Die wirtschaftspolitischen Maßnahmen bewirkten also die Re-Institutionalisierung der amerikanischen Kleinfamilie mit der Frau als Mutter im Haus. Hier hätte Enloe ein Blick nach Mitteleuropa geholfen, wo die Frauenbewegung sich bereits in Boomzeiten bemüht hatte, Mädchen für scheinbar „untypische“ Berufe zu gewinnen (von der untergegangenen sozialistischen Staatenwelt einmal ganz zu schweigen). Die vielfach beschworene Zeit des „New Deal“ der 1930er Jahre habe die patriarchale Familienordnung entscheidend zementiert. Enloe bezeichnet die heutigen Wirtschaftsdeologen nicht als Sexisten oder verkaterter Patriarchen, sondern sie „misogynists“ (106).

Die zwei anschließenden Kapitel bestehen aus Interviews mit den Feministinnen Cynthia Cockburn und Nadine Puechguirbal. Letztere schilderte anschaulich, wie bei UN-Einsätzen die Rolle von Frauen in den jeweiligen Gesellschaften komplett ausgeblendet werden und dies bei Lebensmittelverteilungen oder der Wiederherstellung von „Ordnung“ fast zwangsläufig in der Billigung von Unterdrückung mündet. Im Abschlusskapitel widmet sich Enloe der Folgen des arabischen Frühlings in Ägypten für die Frauen. Die Verunsicherung des öffentlichen Lebens nach der Revolution, die Zurückdrängung der Frauen und ihrer Rechte werden klar herausgestellt. Mit Blick auf die anderen Kapitel kann man erahnen, warum solche Entwicklungen für westliche Politiker kein Grund größeren Protests sind. Es wäre jedoch eventuell vorteilhaft gewesen, zumindest zu erwähnen, dass die gestürzten Diktatoren des Nahen Ostens aufgrund ihrer scheinbar laizistischen Politik über lange Jahrzehnte von westlichen Feministinnen gelobt worden waren. Die Muslimbrüder mögen Enloe wie ein Rückfall in vergangene Epochen erscheinen, aber hat sie übersehen, dass auch viele Frauen für „Mursi“ auf die Straßen gingen? Nicht nur in diesem Kapitel fällt ein weiterer Kritikpunkt auf. Für Enloe spielt die Hinterfragung des Zwei-Geschlechter-Schemas keine Rolle.

Gleichwohl ist das Buch lesenswert. Man erkennt die Unterschiede von „women's studies“ und „gender stu-

dies“, ahnt welche Fußangeln den Diskurs spezifisch in den USA behindern und welche auch hierzulande von Bedeutung sind. Enloe ist es gelungen, das eigene Lebenswerk kritisch zu betrachten – eine seltene Leistung in der Welt der Gelehrten, egal welchen biologischen oder sozialen Geschlechts.

Florian Mildenerger (Stuttgart)



Peter Nynäs, Andrew Kam-Tuck Yip (Eds.), *Religion, Gender and Sexuality in Everyday Life*, Farnham, Ashgate 2012, 173 S., br., 45 £

Andrew Kam-Tuck Yip, Sarah-Jane Page, *Religious and Sexual Identities. A Multi-faith Exploration of Young Adults*, Farnham, Ashgate 2013, 226 S., br., 45 £

Die kulturwissenschaftliche Betrachtung der menschlichen Sexualitäten ist meist Produkt diskursiven Denkens, beinhaltet aber selten empirische Belege. Ergebnisse der empirischen Sexualforschung wiederum entbehren häufig der historischen oder sozialen Einordnung. Insofern ist es begrüßenswert, dass unter Federführung des an der University of Nottingham lehrenden Soziologen Andrew Kam-Tuck Yip zwei Bücher auf den Markt gebracht wurden, die zusammen versprechen, die Vorteile der Sozialforschung und der Kulturwissenschaften zu vereinen und zugleich die Nachteile der Einzelbetrachtung zu umgehen. Allerdings werden diese Chancen nicht umfassend genutzt.

Im gemeinsam mit dem finnischen Gelehrten Peter Nynäs herausgegebenen Sammelwerk umreißen die Autoren die invasiven Bezüge von Religion auf das alltägliche Leben in der Postmoderne für Menschen, die außerhalb der westlichen Hemisphäre sozialisiert wurden. Die Herausgeber stellen im einleitenden Kapitel kluge Fragen: wie passen Modernität und Minderheiten zusammen? Kann man sich einer übergeordneten Methodik zur Analyse bedienen (z.B. Habermas)? Ist es sinnvoll, das „everyday life“ als Moment der Betrachtung zu nutzen, anstatt politische Krisen zu instrumentalisieren? Letztere Frage bejahen die weiteren Autoren. Der Londoner Genderforscher Vanja Hamzic stellt die alltägliche Konfrontation mit der Welt und die daraus resultierenden Probleme für pakistanische und indonesische Muslime vor. Er zeigt Ähnlichkeiten in der politischen Instrumentalisierung von Sexualität und Frauenrollen auf und betont die Unmöglichkeit einer Übertragung westlicher Vorstellungen von Homosexualität auf Südostasien. Als Beispiel für selbstbewusstes Jonglieren zwischen den Geschlechterrollen wird natürlich wieder auf die unvermeidliche Ali Saleem Begum verwiesen. Diese schrille Transe in einem islamischen Land scheint von den Schwestern der perpetuellen Indulgenz inspiriert zu sein, welche die amerikanische Autorin Melissa M. Wilcox vorstellt. Diese weltweit operierende Gruppe von AIDS-Aktivistinnen konterkariert förmlich das Auftreten der katholischen Kirche, doch die Autorin belässt es bei der Beschreibung der öffentlichen Maskenrollen. Von den Personen hinter der Schminke und ihren Motivationen und dem Leben jenseits der theatralischen Rollen erfährt man nichts.

Verhältnisse wie aus dem Film *My Big Fat Greek Wedding* bieten Sarah Jane Page und Andrew Kam-Tuck Yip in ihrem Beitrag über die sexuellen Probleme junger Hindus, Muslime und Sikh. Allen ist die Überhöhung des intakten Hymens gemein – sowie die Unkenntnis über dessen genaue Beschaffenheit. Es wäre vielleicht noch

interessant gewesen, zu erfahren, ob das überkommene Verhalten der jungen Leute sich je nach sozialer Schichtung unterschiedlich ausprägt. Dieselbe Kritik ließe sich an den interessanten Aufsatz Rusi Jaspals über die Schwierigkeiten britischer schwuler Muslime richten. Es wird jedoch deutlich, dass die Homophobie in den Familien häufig über die Möglichkeiten in einer multikulturellen Gesellschaft triumphiert. Die Londoner Doktorandin Bernadetta Sira gibt Einblicke in Verwicklungen, die Historikern bestens vertraut sind: die Verbindung von Vorurteilen gegenüber Homosexuellen und abtreibungswilligen Frauen. Sira widmet sich dem Motiv in der Subkultur der polnischen Arbeitsmigranten in Großbritannien, die sich allerdings recht uneinig sind – je nach dem, wie lange sie schon in England leben.

Der belgische Anthropologe Wim Pneumans und seine Kollegin Christiane Stallaert thematisieren erstmals in diesem Sammelband die Chancen und Risiken der Verwendung von „queer“ für die Analyse religiöser Minderheiten. So sei es zwar möglich, das Coming-Out als Beweis der Männlichkeit queer zu betrachten, aber ob die muslimischen Schwulen sich tatsächlich aufgrund ihres Handelns als queer begreifen, können die Autoren nicht stichhaltig belegen.

Die israelischen Soziologen Sara und Sima Zalberg thematisieren am Beispiel ultra-orthodoxer Juden, wie man eigentlich erst bemerkt, dass es dort Homosexualität gibt – immer wenn einer von ihnen aus der Subkultur aussteigt. Die Benennung dieser Problematik vermisst man ein wenig bei den anderen Autoren des Sammelbandes. Das Internet erleichtert den Abnabelungsprozess und bedroht die fundamentalistischen Subkulturen, wenn sich diese innerhalb freier Gesellschaften befinden.

Im Schlusskapitel stellt der Konfliktforscher Kenneth Houston die grundsätzliche Frage, wie auf Gemeinschaftsgefühlen basierende Religionen mit neuen sozialen Bewegungen umgehen (können). Die sich bedroht fühlenden Sekten werfen ihren säkularen Gegnern immer Schwäche vor, um vom eigenen Niedergang abzulenken. Interessant scheint, dass Houston sich auf Michel Foucault stützt – und nicht auf Habermas wie die Herausgeber.

Ein gutes Register erleichtert den Zugang und die Autoren haben an weiterführender Literatur nicht gespart.

Abschließend ist zu kritisieren, dass die wirkmächtige Gruppe der evangelikalen Christen ebenso fehlt wie progressive islamische Sekten (Alewiten). Manche Autoren haben kleine empirische Studien unternommen, aber wie genau nun welche religiöse Sekte zu den Spielarten der postmodernen Gesellschaft steht, kann man zwar diskutieren, aber die empirische Grundlage ist ein Problem.

Abhilfe verspricht in diesem Punkt die auf 693 Befragungen gestützte empirische Untersuchung von Andrew Kam-Tuck Yip und Sarah-Jane Page in diesem Buch:

Face-to-face Interviews und Videotagebücher werden ebenso wie Onlinefragebögen genutzt. Insgesamt waren 57,1% der Teilnehmer Christen, 16,6% Muslime, 7,5% Juden, 4,5% Buddhisten, 3,8% Sikh. 65,7% aller Interviewten waren Frauen. Kernaussage des Buches ist: Sex macht eine Gesellschaft glücklich. Doch offenbar sehen das keineswegs alle Interviewten so. Eine positive Konnotation der Sexualität vermuten allein die Buddhisten mehrheitlich in ihrer Religion und sie glauben auch, dass ihre Taten im Einklang mit der Religion stehen. Muslime, Christen und Hindus hingegen sehen ihr Handeln kritisch, sind aber gleichwohl überwiegend überzeugt, dass die Religion einen besseren Menschen forme. Dies drückt sich dann auch in der Haltung zur Monogamie aus, von der Buddhisten weit weniger überzeugt sind als Muslime, Christen, Hindus oder Juden. Das Gebot der Jungfräulichkeit wiederum spielt bei Jüdinnen nur eine marginale Rolle, während Muslime, Sikh und Christen hier besonders interessiert sind. Diese Antwort rekurriert fast direkt zum Artikel der Zalcberts im anderen Buch: die Orthodoxen ignorieren das Internet und sind daher bei der Befragung nicht vertreten (außer sie desertieren). Aufschlussreich ist die Haltung zur Pornographie: einerseits wird sie von Hindus, Muslimen und Christen vehement abgelehnt, aber andererseits wird zugegeben, dass Pornofilme für die Professionalisierung und Stabilisierung des ehelichen Verkehrs nützlich sein könnten. Christen und Muslime sind sich noch in anderer Hinsicht ähnlich: in ihren Kohorten stimmen die wenigsten Teilnehmer dafür, dass Menschen ihr Privatleben selbst gestalten dürfen, wenn dies einvernehmlich geschieht. Die selbst ernannten Verteidiger der abendländischen Zivilisation und ihre Kontrahenten haben offenbar die am geringsten ausge-

prägte Sensibilität für individuelle Sexualitäten. Auch in der Ablehnung außerehelichen Geschlechtsverkehrs sind sich Muslime und Christen in dieser Untersuchung nicht unähnlich. Die am meisten von der sexuellen Emanzipation profitierenden jüdischen Interviewten wiederum teilen mit den christlichen Akteuren die Einschätzung, dass die gegenwärtige Kultur zu sexualisiert sei. Man ahnt spätestens an diesem Punkt, dass alle Befragten weder wussten, was genau Sexualität bedeutet noch erahnten, in welchem Zusammenhang all ihre Antworten gesehen werden könnten. Die Autoren aber sind in ihrer Deutung nicht zimperlich. Sie sehen die Sexualität als Schlüssel zur gesellschaftlichen Entwicklung.

Dem ist entgegenzuhalten, dass soziale Aspekte eventuell ebenfalls von Bedeutung sein könnten und diese in der gesamten Untersuchung nicht die geringste Rolle spielen. Ob der voll integrierte muslimische Absolvent der Cambridge University wohl die gleichen Einschätzungen zur Sexualität hat wie der Tellerwäscher im Döner-Imbiss in Coventry? Die Autoren suggerieren es zumindest indirekt und dies stellt die große Schwäche der vorliegenden Untersuchung dar. Sie eröffnet aber gute Einblicke in die Denkwelten vieler Religionen in einer multikulturellen Gesellschaft. Es wäre anzumerken, dass es fraglich erscheint, ob sich diese Ergebnisse auf Länder ohne koloniale Vergangenheit übertragen lassen. Inwieweit sie auch nur auf Kleinstädte oder gar das flache Land zutreffen, ist ebenfalls eher Spekulation.

Insgesamt bieten beide Werke gute Einblicke, sowohl in die Denkwelten von Gelehrten als auch die Lebenswelten von Menschen in angloamerikanischen Metropolen. Es bleiben jedoch viele Fragen offen.

Florian Mildenberger (Stuttgart)



Programm der Jahrestagung der DGSMTW 27. und 28. März 2015

Sexuelle Gesundheit – Neues aus Praxis und Wissenschaft

Programm am 27. März 2015

Ort: Villa Bergmann, Potsdam

17:00 bis 18:30 Uhr
Mitgliederversammlung der DGSMTW

19:00 Uhr
Vortrag von Prof. Dr. Kurt Loewit (Innsbruck)
„Die Zukunft der Sexualmedizin“

Ab 20:00 Uhr
Gesellschaftsabend

Programm am 28. März 2015

Ort: Henry Ford-Bau der Freien Universität Berlin im
Rahmen des Deutschen Kongresses für Psychosomatische
Medizin und Psychotherapie

9:30 Uhr Eröffnung
PD Dr. Annett Gauruder-Burmester (Berlin)
Prof. Dr. Stephan Zipfel (Präsident des Deutschen
Kongresses für Psychosomatische Medizin und
Psychotherapie 2015)

10:00 bis 11:00 Uhr
Indikationsgebiet Sexuelle Funktionsstörungen
Moderation und Organisation: Dr. Maren Dietrich
(Ravensburg)

Dipl.-Psych. Ulrike Plogstieß (Bonn)
Syndyastisches Behandlungskonzept anhand einer
Fallvignette

Dieter Brück (Bonn)
Urologische Therapieoptionen bei vorzeitigem Orgasmus

11:00 bis 12:00 Uhr
Indikationsgebiet Sexuelle Präferenzstörungen
Moderation und Organisation: Dr. Christoph Ahlers (Berlin)

Dr. Jens Wessel (Berlin)
Gibt es Paraphilien bei Frauen?

12:00 bis 13:00 Uhr

Mittagspause

13:00 bis 14:00 Uhr

Indikationsgebiet Geschlechtsdysphorie

Moderation und Organisation: Dr. Alexander Korte
(München)

Dr. Sophinette Becker (Frankfurt/Main)

„Konflikthafte transsexuelle Entwicklungen – schwierige
Entscheidungsfindungen“

14:00 bis 15:00 Uhr

Indikationsgebiet Störungen der Sexuellen Reproduktion

Moderation und Organisation: PD Dr. Annett Gauruder
(Berlin)

Dr. Martina Rauchfuß (Berlin)

Sexualität und Partnerschaft als Themen in der
Kinderwunschsprechstunde

15:00 bis 15:30 Uhr

Kaffeepause

15:30 bis 17:30 Uhr

Neues aus der Forschung

Moderation und Organisation: Dipl.-Psych. Laura F. Kuhle,
Till Amelung (Berlin)

Dr. Hannes Tiedt (Berlin)

Geschlechtsunterschiede in der Gesichtswahrnehmung:
Ergebnisse einer MEG-Studie

Dipl.-Psych. Dorit Grundmann (Berlin)

Die Stabilität der selbstberichteten Sexualpräferenz von
pädo- und hebephilen Männern im Dunkelfeld

Dipl.-Psych. Christian Rosenau (Marburg)

Vaginismus-FREE – Evaluation eines internetbasierten,
begleitenden Selbsthilfeprogramms zur Bewältigung von
Vaginismus

17:30 Uhr: Ende der Veranstaltung

Weitere Informationen unter:

www.dgsmtw.de

Neuer Sexologie-Master: Hochschule Merseburg und Institut für Sexualpädagogik und Sexualtherapie in Uster (Schweiz) ermöglichen den neuen „Master Sexology (M.A.)“

An der Hochschule Merseburg besteht bereits seit einigen Jahren der Master-Studiengang „Angewandte Sexualwissenschaft“. Nun kommt in Kooperation mit dem Institut für Sexualpädagogik und Sexualtherapie in Uster (Schweiz) ein weiteres Studienangebot hinzu, das auf dem ressourcenorientierten Modell Sexueller Gesundheit „Sexocorporel“ basiert. Es richtet sich an Fachleute, die therapeutisch und pädagogisch in der sexuellen Beratung und in der sexuellen Bildung tätig sind. Das besondere an diesem Master ist, dass es sich um einen Pay-Master handelt – dafür erhält man einen spezialisierten berufsbegleitenden Lehrgang, den man mit dem international anerkannten Titel „Master Sexology MA“ abschließt. Der sechssemestrige Lehrgang startet diesen Oktober.

Wie wichtig eine frühzeitige, altersadäquate und kontinuierliche Behandlung der Themen Sexualität und Beziehung sind, belegen nicht nur diverse Studien – sondern auch die steigende Nachfrage nach qualifizierten Fachleuten. Mit der Implementierung der jungen Fachrichtung „Sexologie“ sichern sich die Hochschule Merseburg und das Institut für Sexualpädagogik und Sexualtherapie in Uster einen Vorsprung auf dem Gebiet der wissenschaftlichen sexologischen Lehre und an der dringend benötigten Forschung.

Informationen zum neuen Studienangebot erhalten Sie hier:

- Homepage des Instituts für Sexualpädagogik und Sexualtherapie Uster, www.sexualtherapie.ch;
- Homepage der Hochschule Merseburg, <http://www.hs-merseburg.de> (Suchwort: „Sexologie“);
- bei der Leiterin des Lehrgangs, Esther Elisabeth Schütz, isp.uster@bluewin.ch; und
- bei Prof. Dr. Harald Stumpe, harald.stumpe@hs-merseburg.de.